This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

258629

FP 8248 A. 5

Joh. Gabr. Seidl's

gesammelte Schriften.

Mit einer Einleitung

von

Julius von der Traun.

Herausgegeben von

Hans Max.

Fünfter Band.

Oesterreichische Volkshymne. — Des Gabriel Fasrnus Fabeln. — Aus dem dichterischen Nachlasse. — Novellen und Erzählungen.

Wien, 1880.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

Vorwort.

Die Freunde unseres Dichters mögen den vorliegenden fünften Band seiner gesammelten Schriften mit gleichem Wolwollen entgegennehmen, wie die früher erschienenen Bände, wenngleich der Inhalt des gegenwärtigen der strengen chronologischen Ordnung entbehrt und bunt gemengt erscheint; allein es war schlechterdings nicht möglich, das Materiale, welches mir theilweise erst nach dem Erscheinen der früheren Bände zugekommen war, anders zu gruppiren.

Im Besondern bietet der Inhalt des neuen Bandes zu den folgenden erläuternden und einleitenden Bemerkungen Anlaß:

I. Oesterreichische Volkshymne.

Das erhöhete und veredelte Nationalgefühl findet — nebst andern Arten der Kundgebung — mit Rücksicht auf Sitten und Gebräuche, im Volksliede, mit Beziehung auf die Landesangehörigkeit und das angestammte Herrscherhaus, in der Volkshymne den entsprechenden Ausdruck.

Das Bedürfniß nach einem solchen Ausdrucke in der Volkshymne machte sich auch in Deutschland geltend; doch, statt in

die eigene Brust zu greifen, wandte man sich ans Ausland — an England und verpflanzte das englische: „God save the king“ mit den Worten des Dichters Harries nach Deutschland.

Deutsch-Oesterreich zunächst hat den Ruhm, für sein Nationalgefühl den ursprünglichen und rechten Ausdruck in Wort und Ton gefunden zu haben. Es verdankt diese That seinem unvergleichlichen Josef Haydn (geboren zu Rohrau in Nieder-Oesterreich am 31. März 1732, gestorben zu Wien am 31. Mai 1809), der, begeistert von der eben erwähnten englischen Volkshymne, nach seiner Rückkehr aus England, den unwiderstehlichen Drang in sich fühlte, seinem lieben Oesterreich auch ein Lied zu schaffen, das in ursprünglichen Worten und Tönen dem patriotischen Gefühle warmen und wahren Ausdruck geben sollte.

Haydn verband sich mit dem österreichischen Dichter Lorenz Leopold Haschka (geboren zu Wien am 1. September 1749, gestorben am 3. August 1827), der den Text schrieb.

Die Volkshymne, die Frucht dieser glücklichen Verbindung, erklang zum ersten Male am 12. Februar 1797, am Geburtstage weiland Kaiser Franz, zur Zeit, wo sich Oesterreich in großer Kriegsgefahr und arger Bedrängniß befand, und hatte die Stimmung und den Charakter des Volkes so glücklich getroffen, daß die Hymne, kaum erklungen, im Herzen jedes treuen und warmfühlenden Oesterreichers auch schon eingebürgert war.

Die Melodie zur österreichischen Volkshymne, welche selbst ihren Urheber Haydn begeisterte,*) behielt Dauer im Wechsel des Textes. Denn nach der Thronbesteigung Seiner Majestät des

*) „Ich spiele dieses Lied an jedem Morgen, und oft habe ich Trost und Erhebung daraus gewonnen in den Tagen der Unruhe.“ Dies sind Haydn's eigene Worte.

Kaisers Ferdinand kam ein auf den Namen dieses Monarchen lautender Text, von Karl von Holtei, in Gebrauch, welcher alsbald von einem, von dem österreichischen Dichter Jos. Christ. Freiherrn von Zedlitz verfaßten, verdrängt wurde. Diese Dichtung erhielt sich bis zur Thronentsagung Kaiser Ferdinands — durch ein volles Jahrzehend, und wurde fast in alle Landessprachen Oesterreichs übersetzt.

Seit der Thronbesteigung Seiner Majestät Kaiser Franz Joseph I. wurden von mehreren Dichtern Versuche gemacht, zur Haydn'schen Melodie einen neuen, auf die damaligen Verhältnisse passenden Text zu liefern, wodurch gleichwol beim Gesange Unsicherheit und Schwanken erfolgten.

Das Bedürfniß nach stetiger Gleichförmigkeit des Ausdruckes, — somit nach einer Kaiserhymne, die, weil dem allgemeinen patriotischen Gefühle das rechte Wort leihend, zu einem wahren und echten Volksliede werden könnte, stellte sich immer dringender heraus. Demzufolge erbat sich im Jahre 1853 der k. k. Minister des Innern, Alex. Freiherr von Bach, von Seiner Majestät dem Kaiser die allerhöchste Genehmigung eines unveränderlich authentischen Textes zu der mit dem Herzen der Nation verwachsenen Haydn'schen Melodie. Es wurden mehrere namhafte österreichische Dichter eingeladen, zu diesem Zwecke ihr Talent zu erproben.

Das Glück war unserem Dichter, Joh. Gabr. Seidl (geboren zu Wien, am 21. Juni 1804, gestorben daselbst am 18. Juli 1875) hold: denn Seine Majestät der Kaiser hat mit allerhöchstem Handbillet vom 27. März 1854 aus mehreren, sehr schätzbaren Dichtungen, jene Seidl's als die dem bezeichneten

Zwecke entsprechendste zu wählen und für die Volkshymne als authentischen Text festzustellen geruht.*)

Wer sich eingehender über die Genesis der österreichischen Volkshymne unterrichten will, den verweise ich auf die folgenden Schriften, welchen ich das Vorstehende entlehnte, und zwar:

Schmid, Ant., „Joseph Haydn und Niccolò Zingarelli" ꝛc. ꝛc. Wien. P. Rohrmann. 1847.

Wedel, Gottschalk, in „Neue Zeitschrift für Musik". XVI. Bd. Nr. 39 und 40.

Austria, österreichischer Universal-Kalender. Jahrgang 1847. S. 262—268.

Das „Gott erhalte". Entstehungsgeschichte und Erklärung der österreichischen Volkshymne. Im vierten Hefte der „Abendstunden". Zwanglose Hefte zur Belehrung und Erheiterung. Wien, Prandl und Meyer. 1854.

Schließlich erlaube ich mir noch zwei Zusatzstrophen, beziehungsweise Varianten, beizufügen, welche sich speciell auf das jetzt regierende Kaiserpaar beziehen, und sich in dem handschriftlichen Nachlasse Seidl's vorfanden. Sie lauten:

Gott erhalte, Gott beschütze
Unf're gute Kaiserin,
Segnend leit', als treue Stütze
Liebe Sie durchs Leben hin.
In des Kaisers Lorbeer'n flechte
Sie der Freude Rosen ein;
Oestreichs ganzem Frauengeschlechte
Möge Sie ein Vorbild sein!

*) Siehe: „Wiener Zeitung" (Hauptblatt) Nr. 85. vom 9. April 1854.

Kraft mit Milde, treu verbunden,
Gab der Lieb' ein theu'res Pfand:
Mög' auf ihm zu allen Stunden
Schirmend ruhen Gottes Hand!
Was als Glück zu höchst gepriesen
Werd' ihm nun und stets zu Theil:
Heil Franz Joseph, Heil Elisen,
Habsburgs jüngster Blüte Heil!

II. „Gabrielis Faërni Fabulae. Des Gabriel Faërnus Fabeln. Metrisch verdeutscht, und mit biographischen und bibliographischen Einleitungen versehen von Johann Gabriel Seidl, Professor am k. k. Gymnasium zu Cilli. — Grätz. 1831. kl. 8°. Verlag von Damian und Sorge."

Also lautet der vollständige Titel des Buches, das zugleich an der Seite mit dem lateinischen Originaltext versehen und mit einem lateinischen Gedichte Seidl's dem Andreas Josef Freiherrn von Stifft, Doctor der Philosophie und Medicin, Seiner Majestät des Kaisers Leibarzt ꝛc. ꝛc., gewidmet ist.

Mit Rücksicht auf die möglichst treue, dabei zugleich kunstvolle metrische Uebertragung, welche durch Seidl — soweit ich zu eruiren vermochte — hier zum ersten Male versucht wurde, dürfte die Aufnahme derselben in seine gesammelten Schriften gerechtfertigt erscheinen.

III. „Aus dem dichterischen Nachlasse: Lyrisches und Epigrammatisches (1848—1874).

Diese Gedichte Seidl's kamen mir erst nachträglich, nachdem die ersten drei Bände der gesammelten Schriften bereits erschienen waren, durch die Gefälligkeit seiner Tochter, Wilhelmine, verehelichte Funke, zu. Sie befanden sich in einem Packete unter Briefen und poetischen Entwürfen. Die „französischen

Volkslieder" und die Gedichte: „Ein belauschtes Paar", „Abgeschlossenheit" und „Winternacht" ꝛc. trugen von der Hand Seidl's die Bezeichnung: „nicht benützt". — Die Epigramme, die bis zum Jahre 1874, also bis ein Jahr vor seinem Tode reichen, sind sämmtlich auf fliegenden Blättern in 8^0, 12^0 oder 16^0, — wie man es der Schrift ansieht, — leicht hingeworfen. Einige derselben zeugen von kaustischem Witze und flüchtiger Verbitterung des Dichters, der sich, gleich unserem Grillparzer, im vorgerückten Alter auf diese Weise Luft machte.

IV. „Novellen und Erzählungen (1828—1871). Erste Abtheilung.

Diese Prosa-Dichtungen Seidl's, ursprünglich in verschiedenen in- und ausländischen Zeitschriften, Taschenbüchern und Almanachen erschienen, bilden hier eine Blumenlese aus den nachbenannten Collectiv-Ausgaben, und zwar:

Erzählungen. Wien. J. P. Sollinger. 1828.

Georginen. Gesammelte Erzählungen für Frauen. Grätz. J. A. Kienreich. 1836. (Der Frau Louise Gräfin von Attems, geborenen Gräfin d'Inzaghi, gewidmet.)

Pentameron. Wien und Leipzig. 1843. Tauer und Sohn.

Episoden aus dem Romane des Lebens. Wien. Tendler und Schäfer. 1839.

Novelletten. Wien. J. P. Sollinger. 1839. (Mathias Constantin Grafen von Wickenburg, Gouverneur der Steiermark, gewidmet.)

Wien, im October 1879.

H. M.

I.

Oesterreichische Volkshymne.

Nach der Melodie von Haydn.

Durch Allerhöchstes Handbillet Sr. k. k. Apostol. Majestät

vom 27. März 1854

als authentisch erklärter Text.

Gott erhalte, Gott beſchütze
Unſern Kaiſer, unſer Land!
Mächtig durch des Glaubens Stütze
Führ' Er uns mit weiſer Hand!
Laßt uns ſeiner Väter Krone
Schirmen wider jeden Feind:
Innig bleibt mit Habsburg Throne
Oeſterreichs Geſchick vereint.

Fromm und bieder, wahr und offen
Laßt für Recht und Pflicht uns ſteh'n,
Laßt, wenn's gilt, mit frohem Hoffen
Muthvoll in den Kampf uns geh'n!
Eingedenk der Lorbeerreiſer,
Die das Heer ſo oft ſich wand, —
Gut und Blut für unſern Kaiſer,
Gut und Blut für's Vaterland!

Was des Bürgers Fleiß geſchaffen,
Schütze treu des Kriegers Kraft;
Mit des Geiſtes heit'ren Waffen
Siege Kunſt und Wiſſenſchaft!
Segen ſei dem Land beſchieden,
Und ſein Ruhm dem Segen gleich:
Gottes Sonne ſtrahl' in Frieden
Auf ein glücklich Oeſterreich!

Laßt uns fest zusammenhalten:
In der Eintracht liegt die Macht;
Mit vereinter Kräfte Walten
Wird das Schwerste leicht vollbracht.
Laßt uns Eins durch Brüderbande
Gleichem Ziel entgegengeh'n;
Heil dem Kaiser, Heil dem Lande:
Oesterreich wird ewig steh'n!

An des Kaisers Seite waltet, *)
Ihm verwandt durch Stamm und Sinn,
Reich an Reiz, der nie veraltet,
Unf're holde Kaiserin.
Was als Glück zu höchst gepriesen,
Ström' auf Sie der Himmel aus:
Heil Franz Joseph, Heil Elisen,
Segen Habsburgs ganzem Haus!

*) Zusatzstrophe zum authentischen Texte der Volkshymne mit Beziehung auf die Vermählung Seiner k. k. Apostolischen Majestät.

II.

Des Gabriel Faërnus Fabeln.

Metriſch verdeutſcht.

In der Fabel leichtem Kleide
Tritt die Wahrheit freundlich ein.
Gutes bringt sie, wenn nicht Neues:
Laßt sie d'rum willkommen sein.

Vorwort des Uebersetzers.

Wer mit einer Uebersetzung auftritt, hat sich, wenn er auch kein Heyne'sches Forum voraussetzt, vor welchem Alles, was Uebersetzung heißt, verdammt wird, dennoch über drei Punkte vor der Lesewelt auszuweisen: 1. warum? 2. wie? und 3. für wen er übersetzt habe?

1. Warum? Diese Frage zerfällt in zwei Nebenfragen: War eine Uebersetzung nöthig? War der Schriftsteller einer Uebersetzung werth?

War also eine Uebersetzung des Faërnus nöthig? Faërnus ist wenig bekannt, und verdient doch eben so gut, es zu sein, als Phädrus, dessen Fabeln fast um dreißig Jahre später aus dem Manuscriptenstaube modernder Bibliotheken an das Licht lebendiger Wirksamkeit gezogen wurden. Durch eine Uebersetzung gewinnt aber ein nützliches Werk, wie des Faërnus Fabeln gewiß sind, an Bekanntheit, Verbreitung, Zugänglichkeit und Gelegenheit, das zu werden, was sein Verfasser beabsichtigte, wenn er es gleich, wie unser Fabeldichter, nicht erlebte. Diese Uebersetzung ist noch dazu metrisch, mithin wohlgefälliger, haftender, wirksamer; sie ist möglichst treu, mithin grammatisch nützlicher, zweckdienlicher. Ferner ist ja Alles, was für Uebersetzungen

überhaupt spricht, auch ein Grund der Rechtfertigung für das Erscheinen dieser.

Ist aber Faërnus einer Uebersetzung auch werth? Allerdings. Der Eindruck, dessen gute Fabeln nie verfehlen werden, der Schatz gediegener Lebenserfahrung, gedrängter Spruchweisheit, treffender Charakteristik machen in moralischer Hinsicht, das elegante Latein, die Glätte des Verses, die feinnüancirte Darstellung, die Neuheit in den Wendungen, der geschickte Vortrag des Alten, und der interessante Wechsel von eigentlicher Fabel, Parabel, Apolog, Paramythie, Satyre ꝛc. in grammatischer und ästhetischer Hinsicht, ihn einer Uebersetzung vollkommen würdig.

2. Wie? Treu so viel, um deutsch, deutsch, so viel um treu zu sein. Statt des lateinischen Trimeters, der im Deutschen, mit wechselnder Cäsur, dem Kothurn allein zusagen dürfte, wählte ich den fünffüßigen Jambus mit wechselnden Ausgängen, weil er dem Erzählstyle (pedester et medius) am angemessensten ist. Ihm blieb ich selbst bei jenen Fabeln treu, wo Faërnus den Hinkler (Scazon)*) und den Eilfsylbler (Hendecasyllabus)**) anwandte, weil der erstere im Deutschen wirklich zu hinken scheint, der andere durch den gar zu eintönigen Fall des Trochäus und Daktylus schleppend wird. Den fünfzehnsylbigen Trochäus, (tetrameter catalecticus, quadratus, septenarius) den Hexameter und die odenmäßigen Verschlingungen ungleichsylbiger Jamben behielt ich bei.

3. Für wen? Für jedes Geschlecht, jedes Alter, jeden Stand. Moral in ansprechendem Kleide, fließe sie aus was immer für einer Quelle, wird Niemands Magen verderben. Möchte mein Wunsch, diesen auf deutschen Grund und Boden

*) B. I. F. 8; B. II. F. 8, 12, 17; B. III. F. 1, 6, 12; B. IV. F. 6, 15, 18; B. V. F. 12.

**) B. III. F. 9.

geleiteten Fluß geistreicher Lehre vertheilt zu wissen in recht viele Mühlen, wo man junges Gefühl- und Verstandeskorn schrotet, bald in Erfüllung gehen. Für Schüler, welche des Urtextes mächtig sind (und das dürften wol bereits die Schüler der unteren Grammatikalclassen sein), wird diese Uebersetzung gewiß auch dienlich sein, wenn sie dieselbe benützen, um die grammatisch entwickelten Bedeutungen und Begriffe im geregelten Zusammenhange zu erfassen und durch den ohrgerechten Fall des Verses sich tiefer einzuprägen. Auch dürfte gerade der Umstand, daß Faërnus viele Stoffe mit Phädrus, Aphthonius, Babrias, Avienus, Anonymus, Christ, Desbillon ꝛc. gemein hat, zu interessanten Vergleichen und Beurtheilungen Anlaß geben.

Ungeachtet ich ein abgesagter Feind aller Schulausgaben bin, welche mehr Faullenzer als Hilfsbücher sind, ließ ich mich dennoch bereden, die Urschrift der Uebersetzung gradüber beizufügen, indem es Manchen Mühe kosten dürfte, sich dieselbe zu verschaffen. Welche Ausgaben zu Grunde gelegt worden seien, weist die nachfolgende bibliographische Uebersicht aus. Den rechten Gebrauch einer solchen Zusammenstellung des Originales mit der Verdeutschung wird jeder kundige Schulmann seinen Schülern ohnedies anzugeben wissen; auch ist ja bei einem Poeten, der vorerst grammatisch wörtlich exponirt werden muß, der Mißbrauch um so leichter zu vermeiden.

Cilli, in Untersteier, am ersten Tage des Weinmondes 1830.

Ueber Gabriel Faërnus.

Gabriel Faërnus (o), im ersten Viertel des sechszehnten Jahrhunderts zu Cremona geboren, erwarb sich durch den glücklichen Eifer, mit welchem er sich auf die classische Literatur verlegte, die Achtung und Freundschaft des Cardinales Giovanni Angelo Medicis, nachmaligen Papstes Pius IV., und in der Folge des Cardinales Carl Borromäus, Erzbischofes von Mailand und Neffen des Papstes, welchen die Kirche unter dem Namen des Heiligen Carl in die Zahl ihrer Heiligen aufnahm. Er war in den Geist der lateinischen Sprache so tief eingedrungen, daß er es wagen durfte, die Textreinigung und Handschriftenvergleichung der altrömischen Schriftsteller auf sich zu nehmen, und seinen Bemühungen verdanken wir eine verbesserte Ausgabe des Terenz (Terentii comoediae, ex vetustissimis libris et versuum ratione a Gabriele Faërno emendatae. Florentiae. 1565. 8.), und einiger Reden des Cicero (Ciceronis orationes Philippicae, pro Fontejo, pro Flacco et in Pisonem a Gab. Faërno emendatae e Manuscripto Vaticano, cum ejus Scholiis. Romae 1563. 8.). Auch kleinere lateinische Gedichte besitzen wir von ihm. (In Lutheranos, Sectam germanicam; ad Homobonum Hoffredum, medicum Cremo-

nensem; in Maledicum etc.) Ghilini, der in seinem Teatro d'huomini Letterati. tom. 2. p. 100 von ihm spricht, nennt ihn auch in der griechischen Sprache bewandert; hierin widerspricht ihm jedoch Muretus so sehr, daß er ihn derselben völlig unkundig heißt. Beiläufig um das Jahr 1530 forderte ihn der Papst auf, die besten Fabelstoffe der Alten in ein entsprechendes, metrisches Gewand einzukleiden, welche aber erst vier Jahr nach seinem frühen Tode (zu Rom, am 17. November 1561) auf Befehl des Papstes herausgegeben, mit von Tizian (?) gut gezeichneten, aber schlecht gestochenen Kupfern ausgeschmückt, vom Herausgeber, Sylvius Antonianus, dem Cardinal Carl Borromäus gewidmet und mit ungemeinem Beifall aufgenommen wurden. Wegen des späteren Erscheinens der Fabeln des Phädrus wollten Einige den Faërnus eines Plagiats beschuldigen, gegen welchen Vorwurf ihn Lagomarsini (V. Parthenii comm. de vita Lagomarsini. Venet. 1801. 8. p. 69 et 221) vertheidigte. Vielfach copirt und nachgeahmt, von La Fontaine benützt, in der Schweizerschen Fabellese theilweise übersetzt, und in Frankreich als erste Lectüre für den Schulunterricht in der lateinischen Sprache bestimmt, verdient er es wol ganz und vollständig vor ein größeres Publicum gebracht zu werden.

Bemerkenswerthe Ausgaben der Fabeln des Gabriel Faërnus.

1564. Fabulae Centum ex antiquis auctoribus delectae et a Gabriele Faërno Cremonensi carminibus explicatae (a Sylvio Antoniano editae). Romae, Vicentius Luchinus excudebat. 4. (Erste, seltene, mit Kupf. gezierte Ausgabe.)

1567. 1573. 1585. 1600. Eaedem Fabulae.. Antverpiae ex officina Christoph. Plantini. 12. c. fig. ligneis. (Sämmtlich getreue Abdrücke der ersten Ausgabe, mit der Metaphrase von 25 Fabeln vermehrt.)

Des Jaërnus Fabeln.

Erstes Buch.

Der weiſe Maulwurf.

Der Eſel klagte, daß er ohne Horn,
Der Affe, daß er ohne Schwanz; ein Maulwurf
Vernahm's und ſprach: „Wie könnt ihr euch beklagen,
„Sobald ihr, ach, auf meine Blindheit ſeht!?“ —

Erwägſt du And'rer trauriges Geſchick,
Mit größ'rem Gleichmuth trägſt du dann das eig'ne.

Die beiden Hunde.

Ein Hund blieb, wann es regnete, daheim,
Und ſetzte keinen Fuß vor's Haus. Befragt
Von ſeinem Hausgeſpann: „warum er dies
„Denn thue?“ ſprach er: „Einſt von heißem Waſſer
„Begoſſen, fürcht' ich auch das kalte nun!“

Den Guten ſcheut, wer einſt vom Böſen litt.

Der Wäſcher und der Köhler.

Einen Wäſcher erſucht' inſtändigſt einmal ein Köhler,
Daß er lebe mit ihm und wohn' in dem nämlichen Hauſe.
„Wie", ſprach jener, „bei ſo ungleicher Art des Erwerbes,
„Kann ich wohnen mit dir? — Denn, was ich ſelber vom Schmutze
„Weiß gemacht, wirſt wieder du ſchwarz mit Ruße mir färben!"

Meide Gemeinſchaft alſo mit dir unähnlichen Geiſtern.

Die Krähe und die Schwalbe.

Als über Schönheit und des Körpers Reiz
Die Schwalb' einſt und die Krähe ſtritten, ſchlug,
Nach langem Hin- und Widerreden, dieſe
Die Feindin ſo: „Wie viel denn gilt zuletzt
„Auch deine Schönheit, die im früh'ſten Sommer
„Nur blüht, vor meiner, die auch blüht im Winter?"

Ein dauernd' Gut iſt flücht'gem vorzuzieh'n!

Die Schnecken.

Schnecken auf Kohlen gestellt, kocht' aufmerksam und besorglich
Eines Ackerers Sohn, mit rings geschüretem Feuer.
Jene schwer von Naß, und durch Saft abwehrend die Hitze,
Gaben heisere Klage von sich, mit leisem Geknister.
Lächelnd hört' es der Knab' und sprach: „Ihr thörichten Thiere!
„Jetzo singt ihr, wo eure Häuser erglüh'n in den Flammen!"

Was geschieht zur unpassenden Zeit, wird übel geheißen.

Der Fuchs und die Traube.

Trauben an ragendem Weinstock' sah ein hungernder Fuchs einst
Hangen, und da er durch keine Kunst sie zu haschen vermochte,
Noch auf den Beinen so sehr, noch im fügsamen Sprung' sich zu heben,
Stand er denn ab und tröstete so sich selber, entweichend:
„Unreif noch ist die Traub' und widerlich herben Geschmackes".

So sind die Menschen gewöhnt, wenn etwa vom schlimmen Erfolge
Blieb ihr Wunsch, ganz fern von diesem scheinen zu wollen.

Der Fuchs und die Maske.

Eines Mimen Stube betrat ein Fuchs, und im Eifer
Muſtert' er rings, neugierig, die einzelnen Stücke der Scene;
Eine Mask' auch fand er, ein Bild liebreichen Geſichtes,
Und in die Hand ſie nehmend, mit Geiſt und Aug' ſie betrachtend,
Rief er: „O welch' ein herrliches Haupt, welch' würdiges Antlitz!
„Aber beraubt der Vernunft, unſchön, bei mangelndem Hirne!"

Garſtig iſt Zier der Geſtalt, mit der nicht Weisheit vereint iſt.

Die Henne und die Schwalbe.

Die Henne ſtieß auf Schlangeneier, hegte
Sie ſorgſam treu, und brütete ſie aus.
Die Schwalbe, die gerad vorüberflog,
Bemerkte das und rief: „Warum, du Thörin,
„Ernährſt du Weſen, die, erwachſen einſt,
„Dich und dein Haupt zu Schaden bringen werden?"

Wer Böſen fort hilft, bringt ſich ſelbſt zum Fall'.

Der Esel mit dem Götterbilde.

Ein Esel trug ein silbern' Götterbild.
Als dies, gebog'nen Knie's, die Menschen ehrten,
Glaubt' er, um seinetwillen sei's geschehn,
Und, aufgebläht von stolzem Uebermuthe,
Wollt' er kein Esel fürder sein; bis wacker
Von Peitsch' und Stocke durchgebläu't, er hörte:
„Thor, du bist nicht der Gott; du trägst ihn nur".

Wer Würden trägt, kenn' erst sich selbst als Menschen.

Die ertrunkene Gattin.

Seiner Gattin Leib, die ertrank im reißenden Bergstrom',
Sucht' ein Mann stromaufwärts einst! Hereilend ermahnt' ihn
Dringend die Meng', er möcht' abwärts in dem Strome sie suchen.
„Grad nicht," sprach er; — „denn seht, so lange mir lebte die Gattin,
„War sie so trotzig stets; von Anderer Thuen und Lassen
„Stets so fern, daß sie jetzt, im Tode noch selber, nicht anders
„Schwimmen kann, als gerad entgegen der Welle des Stromes!"

Ein streitsüchtiges, trotziges Weib zankt selbst noch im Tode.

Die Fliege.

In einen Fleischtopf fiel einst eine Fliege,
Wo, als von Speis' und Tranke prall und naß,
Sie in der tiefen Brühe sich alsbald
Vernichtet und dem Tode nahe sah,
Sie, unerschrocken, ruhig endend, rief:
„Ich trank und aß und wusch mich so nach Lust,
„Daß ich dies Ende nicht darf übel nehmen!"

Ertrage gern, was unabwendbar ist.

Der Rabe und die Schlange.

Ein Rabe, Speise suchend, sah an einem
Besonnten Platz einst eine Schlange schlafen.
Flog hin und faßte sie mit krummen Klauen.
Doch als, sich wendend und zum Ringe knotend,
Ihn jene biß mit gift'gem Zahne, rief
Der Rabe, sterbend, unter Thränen, aus:
„Solch' ein Gewinn, wie ich fand, bringt den Tod!"

Verderblich wird gar Vielen ihr Gewinn!

Die Hoffnung.

Verſchloſſen in ein Fäßchen hatte Zeus
Die Güter all', und gab ſie, wohlverdeckt,
Dann einem Menſchen, dem er gut war, hin.
Doch der, begierig auf den Inhalt, hob
Den Deckel kaum hinweg, ſo flog auch Alles
Gen Himmel; nur die Hoffnung blieb am Rande.

Drum wenn ihn jedes and're Gut verließ,
Der Hoffnung Troſt verläßt den Menſchen nie.

Der verwandelte Fuchs.

Als er des Löwen Schreckensantlitz ſah
Zum erſten Male, wäre faſt der Fuchs
Vor Furcht geſtorben! Als er drauf ihn wieder
Erblickt, hatt' er zwar Furcht, doch minder ſchon.
Als er ihn endlich ſah zum dritten Male,
Verachtet' er ihn ſo, daß er zu nah'n,
Ja gar ihn traulich anzuſprechen wagte.

Was ſchrecklich iſt, ob ſeiner Seltenheit,
Das macht Gewohnheit freundlich bald und ſanft.

Der Wolf und der Kranich.

Dem Wolfe blieb ein Bein im Halſe ſtecken,
Daß er zur Heilung gar den Kranich rief.
Der ſteckt', um ausbedung'nen Lohn, den Hals
Ganz in des Wolfes Schlund und zog's heraus.
Als dann der Kranich nach dem Lohn ihn fragte,
Sprach dieſer: „Geh! Schamloſer, Lohn ſei dir's,
„Daß heil den Hals du zogſt aus meinem Schlunde".

Der Böſe glaubt, wohlthätig dem zu ſein,
Den er verſchont mit ſeiner Uebelthat.

Juppiter und die Schnecke.

Als Zeus die Thiere kaum erſchaffen hatte,
Gab jedem er, was es zuerſt verlangt.
Die Schneck' erhielt da, daß ſie ſich ihr Haus,
Dem Körper engvereint, mittragen dürfe.
Befragt, warum ſie ſich ſo läſt'ge Bürde
Zur Gab' erflehte, ſprach ſie: „Lieber will ich
„Dies Ungemach ertragen, als nicht dürfen
„Nach eigener Willkür böſe Nachbarn meiden!"

Ein Unglück halb iſt böſe Nachbarſchaft.

Des Esels Sohn und der Wolf.

Als einst ein Esel schwer darniederlag,
Daß schon sein naher Tod verlautete,
Kam auf Besuch der Wolf, sich schlau verstellend.
Des Esels Sohn, der bei dem Vater saß,
Kannt' ihn durch der versperrten Thüre Spalt,
Und ließ ihn nicht hinein. Jedoch der Wolf
Fragt' ängstlich, wie der Kranke sich befinde?
„O besser, sprach das Söhnlein, als du willst!"

Mit Recht verdächtig ist des Feind's Besorgtheit.

Das Lamm und der Wolf.

Auf eines Hauses Giebel stand ein Lamm,
Und schalt den Wolf, der grad vorüberging,
Wie man ein arges, ein gefräß'ges Thier,
Ein grausam blutbegieriges, nur kann.
Mit Gleichmuth lächelte der Wolf und sprach:
„Nicht du, mein Freundchen, schimpfest mich; nur hier
„Der hohe Platz, auf den du sicher trotzest!"

Sich gegen Uebermächtige zu wagen,
Gibt Zeit und Ort nur schwachen Seelen Muth.

Der Wolf und der Fuchs.

Vom hohen Rand in einen Brunnen fiel
Ein Fuchs und war dem Unterſinken nah.
Schutzflehend bat er einen Wolf, der grad
Vorbeiging, ihn mit einem Strick zu retten.
Da fing nun jener müßig an zu fragen,
Wie er hinab fiel, wann es ſei geſcheh'n?
„Vorerſt, ſo lang es Zeit iſt, rette mich,
„Dann," ſprach der Fuchs, „hör' Alles, wie's geſchah!"

Bei eines Freundes Unglück zög're nicht!

Der Rabe und ſeine Mutter.

Ein verlaſſ'ner, kranker Rabe, der dem Tode nahe war,
Bat voll Aengſten ſeine Mutter, daß ſie möge für ſein Heil
Brünſtige Gelübde machen und zum Himmel für ihn fleh'n.
„Was vermögen wol Gelübde, ſprach ſie, lieber Sohn, für dich,
„Der du alle Götter immer dir zu Feinden haſt gemacht?
„Denn wer iſt, geſteh', von ihnen, dem du auf dem Altar nicht
„Frech das Eingeweid beflogen, nicht das Opfer haſt geſtört?" —

Wer den Uebrigen zu ſchaden ohne Rückhalt war gewöhnt,
Dem mag in betrübten Lagen Niemand gern geholfen ſeh'n.

Des Jaërnus Jabeln.

Zweites Buch.

Der Aal und die Schlange.

Eine mit ihm gleichdenkende Schlange befragte der Aal einſt,
Wie es doch komme, daß Alles dem Aalgeſchlecht' ſo gefahrvoll,
Alles erfüllt von der Menſchen Liſt und feindlichem Trug' ſei.
„Doch du", ſprach er, „ſo gleich mir, faſt mir ein Zwilling
„Uebrigens, kennſt Nachſtellungen nicht und dehneſt in Ruhe,
„Sonder Sorge, die Tage dahin des befriedeten Lebens."
Ihm antwortet die Schlange: „Ja freilich, weil wer mich aufſtört
„Und feindſel'ge Gewalt mir ein Unbeſonnener anthut,
„Nicht ſtraflos mir entkommt und die Unbild nicht ihm dahingeht!"

Die blödſtolze Fliege.

Bereit zum Laufe ſtand ein Viergeſpann;
Da ſetzte ſich die Flieg' auf ſeine Deichſel.
Als es auf's Zeichen jetzt hinausgeſtürzt,
Hob unter'm Radgeroll und Hufgeſtampf
Sich eine Wolke tagverfinſternd auf.
Da ſummt', entzückt, bei ſich die Flieg': „Ihr Götter!
„Welch' Staubgewirbel hab' ich doch erregt!"

Verlachenswürdig iſt, wer fremden Ruhm
Durch Prahlerei, ſich anzueignen ſtrebt.

Der Wolf und der Esel.

Ein Esel trat sich einen Nagel ein.
Der Wolf, des scharfen Zahn's bewußt, nennt sich
Als Arzt, wird handeleins, zieht ihn heraus,
Und will nun seinen Lohn. Da dreht der Esel
Sich um, und schlägt ihn mit dem Huf, eh' er's
Versah in's Antlitz mitten vor die Stirn.
Da rief der Wolf: „Mit Recht geschah mir das:
„Ich hätt', als Koch, den Arzt nicht spielen sollen!"

Die Kunst, die Jeder kennt, die üb' er aus.

Der Bauer und der Reiter.

Als auf dem Rücken zu Markt in die Stadt ein Bauer ein Häslein
Trug am Stabe gesteckt durch die quergebundenen Läufe,
Kam ein Reiter des Weg's und nahm wie ein Käufer den Hasen,
Wog ihn ab in der Hand und fragte, wie viel er denn koste?
Aber alsbald durch's Feld forttragend die liebliche Beute,
Sprengt' er verhängten Zügels davon. — „He!" rief nun der Bauer,
„He! behalt' als Geschenk den Hasen, verzehr' ihn umsonst nur;
„Iß ihn behaglichen Sinn's und gedenke des schenkenden Freundes!"

Lächerlich ist's, was nicht frei steht zum Verkaufe, verschenken.

Das Eſelein und der Eber.

Als ein Eſelein träg aushöhnte den edelen Eber,
Preßt' er den Zorn zurück und lächelnd beruhigten Sinnes,
Sprach er: „Nur zu! denn es ſtellt dich ſicher die eigene Feigheit;
„Nie auch wärſt du im Stande, mit ſolchem Schimpf' mich zu reizen,
„Daß mit ſo niedrigem Blut ich den ab'ligen Hauer entweihte;
„Darum, wiewohl du Rache verdienſt, und der Züchtigung werth biſt,
„Iſt doch zu gut ſich zu dir zu erniedrigen unſere Tugend".

Daß nicht etwa ein leicht abweisbarer Feind dir die Tugend Schände, ſo zähm' als der Stärkere lieber den rächenden Ingrimm.

Die Aelſter und die Vögel.

Verſteckt in dichtem Schatten ſah die Aelſter
Den Kuckuk ſchielend an und floh vermeinend,
Ein Habicht ſei's, in ſchnellem Flug, hinweg.
Die andern Vögel, die da ſaßen, ſehend
Ihr eitles Beben, ihre tolle Furcht,
Begannen ſie lautwitzelnd zu verfolgen.
Sie d'rauf: „Ich will von euch verſpottet lieber,
„Als von den Meinen mich betrauert wiſſen!"

Weß man ſich ſchämt iſt beſſer, als was reu't.

Die Ameiſe und die Grille.

Als an die Winterſonn' ihr feuchtes Getreide die Aemſen
Förderten, bat, von Hunger verzehrt und nahe dem Tode,
Dringend um Hilfe die Grill' in alſo drückendem Mangel.
Aber die Aemſenmutter, die viel erfahrene, fragte,
Was ſie zur Sommerszeit denn gethan und als jene verſetzte:
Daß mit der klingenden Schwinghaut Schlag und den zirpenden Flügeln
Freundlich den Menſchen ſie habe das Werk des Sommers erleichtert,
Sprach entgegen die Aemſe: „Nun gut, wenn du damals geſungen,
„Thörin, wohlan, ſo tanze denn jetzt mit nüchternem Leibe!"

Weil dir der Lenz des Lebens noch blüht, trag' ein für den Winter.

Das Eſelein und der Fuchs.

Ein Eſ'lein in des Löwen Haut gehüllt,
Schwärmt', alles Thiervolk ſchreckend, einſt umher.
Den Fuchs, auf den es ſtieß, verhöhnt' es gröblich,
Und wollt' ihn ſchrecken. — Aber er (vielleicht
Daß er iahnen ihn gehört), verſetzte:
„Traun! deiner Züge grimmer Trotz er hätte
„Mich tief erſchüttert, hätt' ich nicht aus deinem
„Geſchrei erkannt, was für ein Leu du biſt!"

Ein aufgeblaſ'ner Dümmling gibt uns ſchon
Durch ſeine Sprache ſeine Schalheit kund.

Der Knabe und der Skorpion.

Heuſchrecken, flink gewandte, fing ein Knabe.
Bald dieſer, jener bald im Sprunge folgend,
Darunter irrte, ſcharfen Giftes voll,
Ein Skorpion. Der Knab' Heuſchreck' ihn wähnend,
Streckt ſchon die Hand aus. Jener, drohend, ſträubt
Den Schwanz empor und ſpricht den Stich bereitend:
„Hinweg die Hand, Unwiſſender! ſonſt mußt du
„Die wahre Heuſchreck' auch, vor Schmerzen, laſſen!"

Dann ſtürzt ein Staat, wenn er den Guten nicht
Vom Böſen mehr zu unterſcheiden weiß.

Der Sterndeuter.

Als ein Sternendeuter durch's nächtliche Dunkel dahinſchritt,
Nur auf den Himmel bedacht und die leiſ' hingleitenden Sterne,
Fiel er in einen Brunnen; betrübt, ob des neidiſchen Zufalls,
Schrie er um Hilf' und rief die Götter herbei und die Menſchen.
Aufgeweckt kam endlich der Nachbar zum Brunnen, ein Witzkopf,
Sah ihn und ſprach: „Ei wie ſo verkehrt doch iſt dein Beginnen?
„Denn du, der du nicht weißt, was hart an den Füßen dir vorgeht,
„Willſt die ſo weit entleg'nen Geſtirne zu kennen behaupten!"

Was nur ſuchſt du der Ding' Urgrund, das Geheime der Welt auf,
Deiner ſelber beinah' und des eigenen Heiles vergeſſend?

Der getäuschte Hund.

Einſt ſchwamm ein Hund, ein gut Stück Fleiſch im Munde,
Durch einen Fluß. Da beim Hineinſeh'n ihm
Das Fleiſch im Waſſer noch weit größer ſchien,
Ließ er den wahren, ſich'ren Biſſen aus,
Hinſchnappend nach dem eingebildeten.
Betrogen und getäuſcht in ſeiner Hoffnung,
Rief er nun aus: „Ich Vieh! Wie thöricht ließ
„Ich das, was mein war, aus, um, was nicht war,
„Zu haſchen; Schein zog ich dem Wahren vor!"

Unſich'res, rath' ich, zieh' nicht Sich'rem vor.

Das übermüthige Maulthier.

Ein Maulthier, durch zu viele Gerſt' ermuthet,
Gab einmal ſolchem ſtolzen Dünkel nach:
„Schön bin ich," ſprach es, „laufe, wie der Sturm,
„Mein Vater war ein Roß, das Goldgezäum
„Geknirſcht!" — So ſprach's; doch bald, gedrängt zum Laufen,
Kam es nicht weiter, ſtrauchelte, blieb ſchon
Am Feldesſaum' ermüdet ſteh'n und dachte:
Sein Vater ſei denn doch ein Eſel nur!

Das Glück läßt uns vergeſſen, wer wir ſei'n;
Und ſelber aber zeigt das Unglück uns.

Veränderter Wunsch.

In eines Reichen üpp'gen Hof, erfüllt
Von fetten Hühnern, wollt' ein Fuchs und wünschte,
Daß sich das Loch, durch das er kriechen mußte,
Wie er hinein sich zwäng', erweitere.
Bald, ein gestohl'nes Huhn im Maule entführend,
Als er vor'm Hund im Rücken schon erbebte,
Bat er, daß jener ihm nicht folgen könne,
Die Götter, ja das Loch recht eng zu machen.

Nach Vortheil pflegt der Mensch den Wunsch zu wechseln,
Da Hoffnung bald, bald Furcht den Sinn ihm ändert.

Merkur.

Einst sandte Zeus vom Himmel den Merkur,
Damit er einen Lügentrank für Künstler
Bereite; jener emsig daran reibend,
Wie er es, seinem Sinne nach, bemessen,
Ging nun, und mischte Jedem seinen Theil.
Der Schuster war allein, und auch des Trank's
Noch Vieles übrig, was der Gott auch Alles
Aus seinem Mörser ihm zu trinken gab.
Daher denn kam's, daß jeder Künstler lügt,
Allein der Schuster mehr, als all' die Andern.

Der Tod und der Greis.

Holz zu sammeln, empor auf des Bergwalds Gipfel gestiegen,
Schleppte von dort ein Greis sich heim mit vollendetem Bündel.
Als er, erschöpft von des Weges Beschwerd' und der drückenden Bürde,
Weggeworfen die Last, da rief er, allein im Gefilde,
Oft sich den Tod und wieder den Tod mit flehendem Mund an.
Siehe da kam die bleiche Gestalt des entsetzlichen Todes,
Und, ihm zu Dienste zu sein, wofern er es wünsche, gestand sie.
Jener, im Schweiße vor Angst, und zum Gegentheile die Wünsche
Kehrend, versetzt: „Geh', hilf dies Holz auf den Rücken mir laden!"

Viele wagen den Tod, so lang er entfernt, zu verachten,
Aber er schreckt sie, sobald er bei wahren Gefährden sich einstellt.

Der Pfau und die Dohle.

Als bei den Vögeln Königswahl einst war,
Bewarb der Pfau sich, schmeichelnd, um den Scepter,
Anrühmend seinen Reichthum, seine Schönheit,
Und seines Leibes staunenswerthe Zier.
Einstimmig neigten schier der Vögel Zünfte
Sich zu des Pfaues Gunsten schon; da that
Einspruch die Dohl' und rief: „Du Schöner, wie
„Wenn unter dir, als König, uns der Aar
„Bedrohte, sprich, wie hilfst und schirmst du uns?"

Bei eines König's Wahl ist mehr zu schau'n
Auf Geistesreichthum, als auf Körperreiz.

Der Festtag und der Werktag.

Einst stand der Werktag ge'n den Festtag auf,
Gehäss'gen Schimpf mit lautem Schreien häufend.
„Was glaubst du", sprach er, „Träger, denn zu sein,
„Der du, so müßig, ohne Thun und Wirken,
„Ein leck'res, aufwandvolles Leben führst,
„Das Gut vergeudend, das mein Schweiß erwarb?"
Mit sanftem Lächeln sprach der Festtag drauf:
„„Mit Recht als deines Loses Schöpfer nährst
„„Du mich; denn, ohne mich, was wärst du Thor?
„„Wär' ich nicht Festtag — wärst du Werktag nicht!""

Der Stand der Hohen ist der Nied'ren Heil.

Die Hunde.

Mit unabläss'gem Regen überfiel
Der Winter Einen einst in seiner Vorstadt.
Der aß zuerst nun Schaf' und Ziegen auf;
Doch als das Stürmen anhielt, wählt' er denn
Zuletzt die Arbeitfarren auch zur Kost.
Als dies die Hunde sah'n, erschraken sie,
Und murrten, insgeheim, voll Angst, sich zu:
„Laßt uns, so viel es möglich, flieh'n: denn wer
„Nicht einmal seiner Arbeitfarren schonte,
„Wie könnten wir bei dem wol Schonung hoffen?"

Wem ist, wer Theu'ren ungerecht ist, billig?

Die zwei durstigen Fröſche.

Bei Trockenheit und großem Waſſermangel
Hüpft' einſt ein Fröſchepaar umher,
Ob nicht in irgend einem tiefen Thale
Ein bischen Naß verborgen ſei.
Als einen vollen Brunnen ſie gefunden,
Rieth einer einzuſteigen an.
Allein der and're, klüger und bedachter,
Sprach: „Wenn wir uns hinabgeſenkt,
„Und drunten doch die Well' uns auch entginge,
„Wie kämen wir ſodann heraus?"

Auf des Geſchäftes Ausgang heiß' ich ſchauen
Den, der etwas beginnen will.

Der Geizhals.

Ein Geizhals hatte vieles Gold vergraben,
Nach dem er täglich angſtvoll nachſeh'n ging.
Der Nachbar ſah's und trug es heimlich weg.
Als jener hinkam und kein Gold mehr fand,
Fing er zu weinen, Bart und Haar zu raufen,
Der Menſchen ärmſten ſich zu nennen an.
Ein Wand'rer, hörend ſeines Schmerzens Grund,
Sprach: „Tröſte dich und lege ſtatt des Goldes
„Ein Felsſtück hin und glaub', es ſei dein Gold:
„Denn, wie ich ſehe, konnteſt du dasſelbe,
„Selbſt, als es dein war, dein fürwahr nicht nennen".

Dem Geizhals fehlet, was er hat, was nicht. —

Des Faërnus Fabeln.

Drittes Buch.

Der Prahler.

Als Einer einſt von langer Wanderſchaft
Nach Hauſe kam, da prahlt' er, wie ſo viel
Des Wackern er vollbracht auf ſeiner Reiſe;
So hab' er denn zu Rhodus auch getanzt,
Daß es ihm Keiner gleichthat in der Stadt.
Er habe deſſen, ſprach er, vielgewicht'ge
Und wohlerfahr'ne Zeugen aufzuweiſen.
Da trat nun Einer vor und ſprach: „Wozu
„Denn Zeugen, Freund? Bezeug' es durch die That!
„Denn iſt, weſſ' du dich rühmeſt, wahr, ſo ſpreche
„Die Sache ſelbſt! Denk: hier ſei Rhodus — tanze!"

Wo That Bedarf iſt, helfen Worte nichts.

Die beiden Eſel.

Zwei Eſel trabten miteinander; einer
Mit Schwamm, der andere mit Salz beladen.
Als dieſer, da ſie durch den Waldſtrom ſetzten,
Zuſammenfiel ob allzu großer Laſt,
Da löſ'te ſich das Salz im Waſſer auf,
Und ſchmolz; und frei von aller Laſt und fröhlich
Stieg er an's Land. Der and're mit dem Schwamm'
Belad'ne ſah's und legte ſich nun auch,

Der Bürde quitt zu werden, tief in's Waſſer.
Doch als mit Fluth der Schwamm ſich voll geſoffen,
Blieb er, hinabgeſchwert, am Grunde haften.

Nicht Alles ſagt hiernieden Allen zu.

Der Hirſch und das Hirſchkalb.

Ein Hirſchkalb ſprach einmal zum Vater Hirſche:
„Du biſt doch größer, ſchneller, als die Hunde,
„Und trägſt an rüſt'ger Stirn ein ſtolz' Geweih;
„Warum denn alſo fürchteſt du ſie ſo?"
Der Hirſch darauf: „„Mein Sohn, was du da ſagteſt,
„„Iſt freilich wahr; Natur verlieh uns viel,
„„Und theilt uns ſorgſam vieles Gute zu;
„„Doch wie ich nur vernehm' ein Hundgebell,
„„Jagt mich geheime Macht in Furcht und Flucht,
„„Und in den Füßen bleibt mir aller Schutz.""

Wer furchtſam, fluchtgewöhnten Sinnes iſt,
Den kann nicht Wehr, nicht Mauer genugſam ſchützen.

Der Eber und der Fuchs.

Ein Eber wetzte ſich die ſtumpfen Hauer
An einem Baumſtamm. Im Vorübergehen
Sieht das ein Fuchs und fragt, warum er ſich,
Da doch kein Kampf es heiſcht, die Hauer wetze.
„Uneben nicht, mein Freund, thu' ich daran;
„Denn kommt Gefahr, und ruft mich dann ein Feind,

„Auf Blut und Leben in den Kampf, dann hab'
„Ich wahrlich keine Zeit mehr, sie zu wetzen.
„Drum rüst' ich meine Waffen mir zur Zeit
„Der Ruh', um sie zu zücken, wann es Noth."

Wer gegen schlimm' Geschick gerüstet ist,
Besiegt es, oder trägt es muth'ger doch.

Der Wahrsager.

Unter der Meng' auf dem Markt' weissagte verborgenes Schicksal
Einst ein Seher, und welcher Erfolg Jedweden erwarte.
Siehe da kam ein Bote zu jenem wider Vermuthen
Meldend, es sei'n durch die Fenster, die offengebliebenen, Diebe
Eingestiegen im Hause bei ihm und hätten ihm Alles,
Was er besaß, gestohlen, und leer die Penaten gelassen.
Jener seufzte, Gestöhn zugleich und Thränen erweckend,
Und zu beseh'n den Verlust, enteilt' er, beflügelten Schrittes.
Da rief Einer ihm nach, aus der Mitte des Volkes, ein Witzkopf:
„Warum hast du, da fremdes Geschick du zu kennen behauptest,
„Nicht dir selbst den Verlust, der dich bedrohte, geweissagt?"

Nie wird, wer sich selber nicht weis' ist, weise mir dünken.

Das Eselein, der Rabe und der Wolf.

Ein Eselein, mit wundem Rücken, trabte
Das Feld entlang. Ein Rabe flog ihm drauf,
Und hieb den Schnabel in die Wunden ein.
Das Es'lein schrie, die Lippen wild verzerrend,

Und warf die Hufe, schmerzbewältigt, auf.
Als nun so, fort und fort, der Rabe hieb,
Da schien dem Eseltreiber dieses Schauspiel
So gar ergötzlich, daß er laut auf lachte.
Ein Wolf, vom nahen Wald es sehend, rief:
„Ich Armer, seh'n sie mich von Weitem nur,
„So stürmen sie mir drohend nach; den aber,
„Ob er gleich unrecht thut, belächeln sie".

Der Fuchs und der Dornstrauch.

Einen erhöhteren Gartenzaun erklettert' ein Fuchs einst,
Wo, unsicheren Schritt's, mit wankender Ferse auf der Höhe,
Fallend, den Dorn er faßte. Doch jener, mit feindlichen Spitzen,
Stach in den Fuß den Fuchs, den wenig besonnenen, welcher,
Uebel entstellt fürwahr und zerfleischt die blutigen Ferse,
Anzuklagen den Dorn und schwer zu beschuldigen anhob,
Daß er's gewagt, ihm, welcher doch nur in der harten Bedrängniß,
Bei ihm Hilfe gesucht, so rauh und grausam zu schaden!
Ihm antwortet der Dorn: „Du selbst nur handeltest unklug,
„Daß du griffest nach mir, der ich stets nur greife nach andern!"

Thöricht fliehen die Menschen gar oft zu Jenen im Unglück,
Deren Gebrauch es ist, freiwillig, Andern zu schaden.

Der Wolf und das Weib.

Als entlang die Felder einmal, leeren Magens, schweift' ein Wolf,
Kam er hin zu einem Hüttchen, wo er hört' ein Knäblein schrei'n,
Und dazwischen auch die Mutter, ganz gewaltig bös', ihm droh'n,
Daß sie es dem Wolfe gäbe, hört' es nicht zu schreien auf.

Jener meinend, daß die Mutter das in vollem Ernste sprach,
Wartete, daß ihm das trotz'ge Knäblein vorgeworfen würd'.
Und ein gutes Stündchen weilend, hört' er wieder dann das Weib,
Mit gar sanfter, lieber Stimme, die zum Schlummer schmeichelnd lud,
Zu dem Kinde sagen: „Süßes Püppchen, bleibe guten Muth's;
„Denn den Wolf, wenn dieser böse Räuber käme, tödten wir".
Jetzt erst, ganz getäuscht um alle seine Hoffnung, ging der Wolf
Traurig in den Wald, und murrte: „„Ei, du großer Jupiter!
„„Daß doch alle diese Menschen anders sprechen, anders thun.""

Die beiden Jünglinge und der Koch.

Zwei Bursche saßen einst bei einem Koche,
Von denen Einer ein Stück Fleisch ihm stahl,
Und es dem Andern zum Verbergen gab.
Doch als der Koch von ihnen, da nur sie
Zugegen waren, es zurückverlangte,
Schwur, der es hatte, daß er's nicht gestohlen,
Und der's gestohlen, daß er es nicht habe,
Und beide riefen Zeus zum Zeugen an.
Der Koch, mit bitter'm Lächeln, gab zur Antwort:
„Ihr könnt, mit eurem falschbeschwor'nen Rechte,
„Zwar mich ganz klüglich um den Daumen dreh'n,
„Doch Gott, der Alles weiß und Alles sieht,
„Könnt ihr mit eurem Truge doch nicht täuschen!"

Die Mäuse und die Katzen.

Eine große Schaar von Mäusen lebt' einst in demselben Haus.
Da sie durch die List der Katze täglich sich vermindert sah'n,
Fanden sie für ihr Geschick dies Mittel: auf den höchsten Theil

Im Gebäude nämlich floh'n sie, unzugänglich für den Feind.
Als die Mäuse fest nun hielten an so heilsamem Beschluß,
Sann denn auch die kluge Katze diese Gegenlist sich aus,
Daß sie, sich an einem Balken, der hervorstand aus der Wand,
Aufwärts heftend mit den Füßen, abwärts hängend mit dem Kopf,
Todt sich stellte. Da sie eine von den Mäusen hangen sah
Von dem hohen Dache, sprach sie: „Wenn ich dich nicht ganz so todt
„Sähe, daß zum Blasebalg' du wurdest, glaubt' ich's wahrlich nicht".

Wer sich vor Betruge hütet, hütet sich, sich hütend, nicht;
Oft schon wurd' ein Hüter, glaubt' er sich behütet gleich, getäuscht.

Der Fuchs und der Rabe.

Einst saß ein Rab' auf einer hohen Eiche,
Ein Käsestück im räuberischen Schnabel.
Da sprach ein list'ger Fuchs ihn, schmeichelnd, an:
„Welch' schönen, hellgeschmückten Vogel seh' ich,
„Mit herrlich buntgefärbter Federn Zier!
„Willkommen, Edler! wärst du auch begabt
„Mit Stimme, Jovis Lieblingsvogel wärst du!"
Dadurch gereizt zur Hoffnung großen Ruhms,
Löst' er zu garst'gem Klang die rauhe Kehle.
Da griff den Käs, der niederfiel, der Fuchs,
Der Schlaukopf, auf, und sprach: „Du hast, wol, Rabe,
Hinlänglich Alles, den Verstand nur nicht!"

Wer in's Gesicht dich lobt, der stellt dir nach;
Wen Scheinlob irrführt, der hat keinen Sinn!

Die Ameiſe.

Was jetzt Ameiſe heißt, war Menſch vordem,
Betrieb unausgeſetzt den Ackerbau;
Ja führte, nächt'ger Weile gar, vom Felde
Des Nachbars manch' geſtohl'nes Korn hinweg,
Und barg in gier'ger Scheu'n es immerdar.
Zeus, ſolch' ein frevles Thun, verübt von Weſen
In menſchlicher Geſtalt und Art, verachtend,
Schuf in die Glieder jenes Thier's ihn um,
Das jetzt Ameiſe heißt. Doch wie Geſtalt
Und Antlitz, ändert' es nicht auch den Sinn;
Denn noch zerplagt die Felder es mit Raub,
Und ſammelt Beute frech vom Acker ein,
Begierig, karg und knickend mit dem Funde.

Verändert' Los verändert nicht den Sinn.

Die Dohle.

An einer Dohle Fuß, die er gefangen,
Band einen Faden einſt ein Hirt, und ſchenkte
Sie, als ein kindiſch' Spielzeug, ſeinem Sohne.
Sie, dieſes Lebens ſatt, entflog, wie nur
Gelegenheit ſich bot, ſammt ihrer Feſſel,
Zurück auf ihren Baum, in's alte Neſt.
Doch da die Feſſel, in's Geäſt verwickelt,
Zum Fluge ſie nicht losließ, und ſie ſo
Ihr Ende nahe ſah, da rief ſie, weinend
Und ſeufzend, aus: „Weh mir! der leichte Dienſt

„Bei meinem Herrn fiel mir zu schwer, und nun
„Hab' ich mir Freiheit selbst geraubt und Leben."

Die Flucht vor kleinen Uebeln stürzt uns oft
In's allergrößte Mißgeschick hinein.

Die Nachbarfrösche.

Zwei Frösche lebten einst in Nachbarsitzen.
In einer kleinen Pfütz' am Wege wohnte
Der ein', in abgeleg'nem Sumpf' der andre.
Doch bei des Sonnenbrandes Uebermacht,
Wo Felder glüh'n, Räder Gleise glüh'n,
Ermahnte der den Nachbarfrosch, er möchte
Doch den gefahrvoll bösen Platz verlassen,
Und zu ihm übersiedeln in den Sumpf.
Doch jener schwur, nur jenes Ortes Reiz,
Wo er gelebt, vermög' ihn festzuhalten,
Und sträubte sich, zu wandern, bis ein Wagen
Mit schwerem Rade dröhnend ihn zerquetschte.

Bösart'ge Menschen überrascht der Tod
Gewöhnlich, eh' sie Sünd' und Schuld bereuten.

Die Hirschkuh und der Weinstock.

Als vor der folgenden Jäger Gewalt enteilte die Hirschkuh,
Kam sie unter das schattende Dach des ästigen Weinstock's,
Und blieb dort auch versteckt, bis, da fortzogen die Jäger,
Jene, bereits sich frei von Gefahr und sicher vermeinend,
Selber es wagt', ihr eig'nes Versteck durch Bisse zu schütteln,

Und mit Begier zu entrupfen das ringseinhüllende Laubwerk.
Als die Bewegung der Aeſt' und das Zittern der Zweige des Weinſtock's,
Umgewendet von Ungefähr, wahrnahmen die Jäger,
Glaubten ſie, was es auch war, ein Wild ſei verborgen im Laubwerk,
Und durchbohrten nunmehr die Arme mit ſich'ren Geſchoſſen.
Sterbend rief ſie, mit warmem Blut aushauchend das Leben:
„Solches erduld' ich mit Recht, denn ich ſollte nicht jenen verletzen,
„Der mich erhielt, noch ſolchen Dank dafür ihm erſtatten!"

Göttlicher Zorn verfolgt zur Rach' undankbare Menſchen.

Der Schwan und die Gans.

Zwei Vögel nährt' ein fetter Hühnerhof,
Den Schwan und eine weiße Gans,
Daß jener brächte ſüßes Lied dem Ohr,
Und die gemäſtet' Eingeweid
Der Gurgel. Wie der Koch nun auf Geheiß
Die Gans bereiten will dem Herrn,
Faßt er unwiſſend ſtatt der Gans den Schwan,
Durch ihrer Farbe Glanz getäuſcht.
Doch als nun jener, wie's der Schwäne Brauch,
Sein lieblich Todtenlied begann,
Ward er erkannt und von des frev'len Tods
Empörender Gefahr befreit. —

Gefahren oft, ja oft den nahen Tod
Scheucht die Beredtſamkeit zurück.

Das Weib und der Arzt.

Ein triefäugiges Weib verband durch Vertrag ſich dem Arzte
Einen gewiſſen Lohn nach vertriebenem Uebel zu zahlen.
Jener, ſo oft er das Weib, das lichtberaubte, beſuchte,
Da es noch nicht die geſalbten Augen zu brauchen vermochte,
Nahm, ſo viel er im Hauſe nur fand, und enteilte belaſtet.
Und ſchon hatt' er ſie all' des Fortgetragnen beraubet,
Als ſich beſſerten wieder und Licht zuließen die Augen. —
Jetzt erſt für ſein Bemüh'n und das heilſame Mittel verlangte
Seine Belohnung der Arzt; doch das Weib verweigert' ihm dieſen:
„Schlechter", ſprach ſie, „iſt jetzt mein Geſicht, als es früher geweſen!"
„Denn von dem, was ich ſonſt gehäuft im Hauſe geſehen,
„Kann ich nun nichts, wohin ich den Blick auch wende, bemerken!"

Viele verderben ſelbſt und wiſchen aus fremden Gemüthern
Oft durch neue Beleidigung aus vorherige Wohlthat.

Der Rinderhirt.

Durch einen rauhen Wald hin irrte, ſeinen
Verirrten Stier aufſuchend, einſt ein Hirt.
Ihn, als er ihn nicht fand, entwendet glaubend,
Gelobt er Zeus, ein Böcklein dir zu ſchlachten,
Wofern du ließeſt ihn den Dieb erſpäh'n!
Den nächſten Wald betretend, ſah er dort,
Wie grab' ein Löwe ſeinen Stier zerriß,
Da, rathlos und vor Aengſten zitternd, hob er

Zum Himmel beide Hände flehend auf,
Und rief: „Ein Böcklein Zeus, gelobt' ich dir,
„Wofern den Dieb ich fände; nun verſprech' ich
„Ein fettes Rind dir, wenn ich ihm entrinne!"

Des Menſchen Sinn, unkundig dunklen Looſes,
Verlangt ſtatt Heilſamen oft Schädliches.

Die Mäuſe.

Als in Bedrängniß einſt der Mausſenat
Berathung hielt, wie er ſich vor der Katze
Grauſamen Diebereien ſichern könnte;
Rieth eine Maus, ſie ſollten ihrer Feindin
Ein ehern' Schellchen hängen um den Hals,
Daß ſich ihr Nah'n durch ihr Geſchell verriethe!
Jedwede billigte für ſich den Rath
Und alle traten ſchnell der Meinung bei.
Da hob der Erſtern eine ſich vom Sitze,
Die Greiſenwang' umſtarrt von weißem Barte,
Gebot Stillſchweigen mit der Pfot', und ſprach:
„Auch mir gefällt die Meinung überaus;
„Doch, bitt' ich Schweſtern, welche von euch wagt's,
„Der Katze dieſes Schellchen anzubinden?"

Gefährlich rathen führt zu keinem Ziele.

Merkur und der Bildhauer.

Merkur, um was er bei den Menschen gelte,
Zu seh'n, begab in menschliche Gestalt
Verwandelt sich in eines Bildners Werkstatt.
Als er das Bild des Donn'rers dort erblickte,
Fragt' er: „Wie theuer?“ — Hörend: Eine Drachme,
Belacht' er seines Vaters Wohlfeilheit.
Auch Juno sah er und vernahm, daß doch
Der Preis um etwas mehr bei ihr betrage;
Zuletzt sein eignes Standbild sehend, glaubt er,
Am theuersten bei weitem würd' er sein,
Als Spender des Gewinns und Götterdolmetsch,
Und ließ sich seinen eig'nen Preis bestimmen.
Da sprach der Bildner: „Wenn du diese kaufst
„So geb' ich Gast, dir dies umsonst mit auf!“

Gewöhnlich nichts ist, wer so hoch sich schätzt.

Des Jaërnus Fabeln.

Viertes Buch.

Das Pferd und der Esel.

Bei Einem Herrn im Dienste gingen Pferd
Und Esel einst mit eig'ner Bürde jedes.
Allein das Eslein war so sehr gedrückt,
Daß es das Pferd demüthigst bitten mußte,
Doch eines Theils die Last ihm zu erleichtern.
Zurückgewiesen that das arme Eslein
Vor Mattigkeit den letzten Athemzug.
Dann aber, als des Esels Last und Haut
Noch obendrein ihm aufgebürdet wurde,
Nannt' unglückselig sich das Pferd und elend.
„Denn," rief es, „da ich nicht gewollt dem Bruder
„Ein Theilchen seiner Last erleichtern, muß ich,
„Nun Alles und das Fell, als dritte, tragen!"

Sobald dem Niederen der Stärk're hilft,
So geht es beiden billiger und besser.

Der Satyr und der Mensch.

Eng vertraute Freunde waren einst ein Satyr und ein Mensch,
Deren Lieb' und Einvernehmen schnell ein Zufall unterbrach.
Als bei Winterſturmes Wüthen oft der Mensch die kalten Händ'
An den Mund emporbewegte, pustend warmen Athem drein,

Da befragt' um dieſes Anhauch's Grund und Zweck der Satyr ihn.
„So," verſetzte Jener, „mach' ich meine kalten Hände warm."
Als ſie drauf einſt nach Gewohnheit ſaßen bei dem Abendmahl,
Und zufällig aufgetragen ward ein heißeres Gericht,
Blies der Menſch den Biſſen, den er ſich herausnahm, wieder an.
Abermal um ſeines Anhauchs Grund befragt, entgegnet er:
„Alſo macht' ich mir die Speiſe, welche mir zu heiß war, kalt!"
Zornentflammt ſpricht da der Satyr: „Fürder möge mir mit dir
„Kein Verkehr mehr bleiben, keiner Freundſchaft Glaub' und Treu',
„Da dir warm und kalt einem und demſelben Munde ſtrömt!"

Wen du kennſt als doppelzüngig, den erwähle nicht zum Freund!

Der Betrüger und Apollo.

Ein Mann, der ſich ein Schlaukopf dünkte, ging,
Verbergend einen Sperling in der Hand,
Zum delphiſchen Orakel, um den Gott
Durch folgende Befragung zu verſuchen:
„Sag' mir beſtimmt, Apoll, ob dieſer Sperling,
„Den ich da halte, todt iſt, oder lebt!?"
Hätt' ihm Apoll erwidert, daß er lebt,
So hätt' er flugs ihn in der Hand erdrückt,
Und dann dem Gotte todt ihn vorgezeigt.
Verſetzte Phöbus: er ſei todt, ſo war er
Lebendig auszulaſſen ihn gewillt.
Doch klug erwidert' ihm Apoll: „„Dein Sperling
„„Iſt, je nachdem du willſt, todt und lebendig.""

Der Menſchen Bosheit iſt ſo groß, daß ſie
Gar einen Gott zu überliſten glauben.

Die Krähe und der Hund.

Die Krähe, der Minerva opfernd, lud
Den Hund zu Gaste. Der, sie freundlich mahnend,
Begann: „Was opferst du nur einer Göttin,
„Die zürnet Dir? Schad' um die Opfergaben!
„Verstoßen hat sie dich und allen Glauben
„Verweigert deinen angestammten Zeichen!
„Schließ' alles Andre draus, und folg're selbst."
Mit einem tiefgeholten Seufzer sprach
Die Krähe: „Ich weiß, was du vom Hasse sprichst
„Der Göttin, aber doch verzweifl' ich nicht;
„Vielmehr will ich durch Opfer und Geschenke
„Der Göttin Zorn besänftigen, und durch
„Gehorsam meine Schuld zu mindern suchen!"

Wer sicher seinen Feind besiegen will,
Durch Wohlthat streite der und sanfte Fügung.

Der eherne und der irdene Topf.

Zwei Töpfe führt' ein Strom mit sich, den einen
Von Erz, den andern von Thon.
Allein der eh'rne, von der eig'nen Schwere
Gedrückt, und um sich selbst besorgt,
Fing an dem ird'nen vor sich anzurathen,
Daß er mit ihm doch trät' in Bund,
Damit sie des Gewässers wilden Andrang
Ertrügen mit vereinter Kraft.

Der ird'ne sprach: „Sieh, deine Nähe, Bruder,
„Gefällt mir eben nicht gar sehr.
„Entweder mag die Welle dich an mich nun
„Anschlagen, oder mich an dich,
„So wird die Härte, welche dich beschirmet,
„Zerreiben mich Gebrechlichen."

Die Nachbarschaft der Mächtigern ist immer
Zu meiden für die Niedrigern.

Der Fuhrmann und Herkules.

Auf schlamm'gem Wege blieb ein Wagen haften,
Bis an des Rades Nab' in Koth versenkt;
Der Fuhrmann aber sorgt sich gar nicht weiter,
Und schickt auch gar nicht sich zu helfen an.
Nur nieder setzt er sich, beklagt sein Schicksal,
Und fleht empor zum starken Herkules.
Alsbald erscheint der Gott auf weißer Wolke,
Und ruft ihm also ernst ermahnend zu:
„Wohlauf! Versuch' erst selber deine Kräfte,
„Und biete selber auf, was du vermagst;
„Treib' an die Ochsen; stemm' die Schultern unter;
„Dann erst, wenn du dich tüchtig selbst bemüht,
„Erschein' ich, wenn du rufst, und unterstütze
„Des Menschen Wunsch mit meiner Götterkraft!"

Durch Wachen, Handeln, ernstgemeintes Sorgen
Erwirbt der Sterbliche des Himmels Gunst.

Das Schwein und der Hund.

In großem Streit entbrannten einmal Schwein
Und Hund und nährten unter widerlichem
Geschrei, den heft'gen Zank und bitt'ren Spott.
Entbrannt durch übermüthig' Drohen, rief
Zuletzt das Schwein: „Bei Venus! fährst du fort
„Mich zu beläst'gen, — trifft dich dieser Zahn!"
Doch bitter witzelnd sprach der Hund zum Schweine:
„„Recht wohl und gut schwörst du bei dieser Göttin,
„„Die dich so haß't, daß wer dein unrein' Fleisch
„„Verkostet, fern muß ihrem Tempel bleiben!""
„Vielmehr kannst du draus seh'n," versetzt das Schwein,
„Wie mich die Göttin liebt, die den, der mich
„Verletzt und frechen Zahn's mein Fleisch berührt,
„Wie einen Ungeweihten, von sich weis't!"

Ein Kluger weiß, was ihm sein Gegner vorwirft,
Zu seinem eig'nen Ruhme sich zu wenden!

Der Löwe und der Fuchs.

Als durch Alter gebeugt, auf der Jagd der Löwe sich nimmer
Suchen konnte die Kost, wie einst als Jüngling, beschloß er,
Das zu bewirken durch List und trügende Kunst zu versuchen.
Darum stellt' er sich krank und warf an der schattenden Grotte
Schlunde sich hin und erregte Gesenfz. Als rings zu dem Kranken
Kamen die Thier' auf Besuch, da schlang' er, wo eines ihm nahte,
Ungesäumt es hinab in den hungrig gähnenden Rachen.
Als er nun solcher Gestalt schon viele der Thiere getödtet,

Schlich auf Besuch auch der Fuchs zuletzt ganz leise zur Grotte,
Und mit Geschrei aus des Vorhof's Raume den Kranken begrüßend,
Fragt' er ihn, wie es ihm gehe, mit höflich schlauer Besorgtheit.
Als nun Jener: „O schlecht!" entgegnete, forschend zugleich auch,
Was ihn doch nur abhielt', in der Wohnung Inn'res zu treten?!
Sprach entgegen der Fuchs: „„Weil's mich befremdet die Tritte
„„Gegen dich alle gerichtet zu seh'n, doch keinen zurück mehr!""

Große Gefahr vermeidet aus kleinen Zeichen die Vorsicht.

Der Aff' und der Fuchs.

Als bei der Thiere Verein' ganz artig tanzte der Affe,
Wählten ihn jene darauf zum Könige sich und Beherrscher.
Aber vom Neide bewegt und Gefühl unbilliger Scheelsucht,
Nahm es der Fuchs sich vor, den neuen König zu stürzen.
Als er daher, ein Garn entdeckt bei dunkeler Grotte,
Führt' er Jenen mit hin, als wollt' er einen gefund'nen
Schatz ihm zeigen, der ihm, dem Gesetze gemäß und der Sitte,
Zukäm' als dem Beherrscher des Lands und dem Obergebieter!
Jener durch List, leichtgläubig, getäuscht und pelasgischen Kunstgriff,
Eilt' unbedachtsamen Schrittes herbei und fiel in die Fesseln
Unglückselig und blieb im verborgenen Garne gefangen,
Ueber den leider zu spät bemerkten Betrug und des Fuchses
Argliſt klagend. Der Fuchs entgegnet' ihm aber: „Du Guter!
„Du mit so schlecht befundenem Geist und solchem Gemüthe,
„Wagst der Thiere König zu sein und das Scepter zu fassen?"

Zugestandener Rang erst zeigt, wie sehr man ihn werth war.

Jupiter und Minerva.

Einſt wählten ſich die Götter Lieblingsbäume,
Wie Jedem Einer werth des Schutzes ſchien:
Die Eiche Herrſcher Zeus, die Myrte Venus,
Der Salzflut Dreizackfürſt die Ficht', Apoll
Den Lorber, Herkules die luft'ge Pappel.
Da ſtaunete Minerva, daß ſie ſich
So unfruchtbare wählten, da ſie doch
Fruchttragender zur Hand die Fülle hatten.
Der Fragenden verſetzte Zeus: „Nicht ſchein' es,
„Als ob um Frucht Auszeichnung wir verkauften".
Ihm Pallas: „„Thuet ihr, was euch beliebt;
„„Ich wähle mir den Oelbaum ob der Frucht!""
Und ſeine Tochter küßte Zeus, und ſprach:
„O Kind, mit Recht wird jede Zeit die Weiſe
„Dich nennen; meines Haupts Geburt biſt du
„Mit Recht; denn, iſt nicht nützlich, was wir thun,
„So iſt der Ruhm daraus nur toll und eitel."

Das unzufriedene Eſelein.

Ein Eslein, einem Gärtner dienend, bat,
Weil es viel Arbeit, wenig Futter hätte,
Zeus, einen and'ren Herrn ihm zu verleihen.
Er gab ihm einen Töpfer; ſtets nun Thon,
Gewicht'ge Ziegel, harten Backſtein tragend,
Lebt' es ein ſchlechter' Leben, denn zuvor.
Drum bat es den Gebieter Zeus nun wieder,

Daß ihm gegönnt sei, seinen Herrn zu wechseln.
Zeus gab es zu; — durch Kauf erhielt's ein Gerber.
Doch dort verbracht' es gar ein kläglich herbes,
Unsel'ges Leben, stets mit seiner Brüder
Und Anverwandten saulem Fell belastet;
Drum rief es traurig: „Wie viel besser war's
„Als Knecht zu dienen bei den früher'n Herr'n
„Denn dieser seh' ich wird, wenn ich der Arbeit
„Erliege, noch des Todten Fell zerquälen!"

Den Herrn verändern, bringt nur schlimm'res Los.

Der verständige Hund.

Ein Mann hatt' einen Hund! Wenn er genährt
Ihn wollte, that er's stets mit eig'ner Hand.
Doch wenn er es sich vornahm, ihn zu peitschen,
Trug er dies Amt stets seinem Diener auf.
Verdrossen gänzlich dieses Lebens, ging
Der Hund ihm durch. Sein Herr ihm einst begegnend,
Hielt es ihm heftig vor, deckt' ihn mit Schimpf,
Und nannt' ihn ganz ein dankvergessen' Thier,
Das stets von ihm genährt und gut gehalten,
Und nie gepeitscht, so einen lieben Herrn
Dessungeachtet zu verlassen. wagte.
„Du," sprach der Hund, „du selber peitschtest mich;
„Du schlugst mir meinen armen Rücken wund,
„Dir dank' ich alle meine Geißelnarben;
„Denn, was auf dein Geheiß dein Knecht mir that,
„Das nehm' ich an, als hättest du's gethan."

Gleich schuldig ist, wer aufträgt, als wer thut.

Die Katze und der Hahn.

Einen ergriffenen Hahn zuwenden dem nüchternen Magen
Wollte die Katz', allein um des Rechtes Schein zu behaupten,
Und durch die Deck' anständigen Grunds die Schuld zu bemänteln,
Klagte sie, daß er durch Lärm, schlafraubendes, lästiges Schreien
Wage bei Nacht, die erquickende Ruhe der Menschen zu stören.
Als er vertheidigend sprach, er thu' es, um ihnen zu nützen,
Daß Jedweder, gemahnt an den bald anrückenden Morgen,
Wieder gestärkt zum Betrieb' aufstehe des täglichen Werkes,
Klagte sie nochmal ihn an, er hang' an Mutter und Schwester,
Als zu eifriger Knecht; Faullenzer wär' er doch immer.
Jener entschuldigte seinen Gebrauch durch den Nutzen und meinte,
Seine Gebieterin würde dadurch nur reicher an Eiern.
Drauf mit gerunzelter Stirn versetzte die Katze: „Doch wenn auch
„Gründe, so viel du willst, vertheidigen, was du beginnest,
„Hungrig will ich denn doch von dieser Stelle nicht scheiden!"

Welcher da will Gewalt anthun, erpicht auf den Schaden,
Den bekämpfst du umsonst mit Vernunft und hältst ihm das
Recht vor.

Der Taucher, der Dorn und die Fledermaus.

Handelsgenossen einst trug eh'rne Gefäße der Taucher,
Kleidungsstücke der Dorn, und durch Wucher gewonnenes Silber
Jenes Geschöpf sich nach Haus, das zwischen Vögeln und Mäusen
Steht in der Mitt', und mit solchem Gepäck ein Schiff sich belastend,
Stachen sie froh in die See, da Gewinn die Gefahren verringert,
Als urplötzlich ein heftiger Sturm anfallend die Armen,
Tief in raffenden Wirbel das Schiff mit der Ladung hinabschlang.
Sie selbst feucht und verarmt, entgingen der Fluth nur mühsam.

Seither lauert der Taucher am ſchaumumſpülten Geſtade
Ob ihm ſeine Gefäße vielleicht anſchwemme die Welle;
Seither hält auch der Dorn der Vorübergehenden Kleider,
Ob er vielleicht ſie als ſein erkenne, mit raffendem Nagel;
Aber die Fledermaus, die ſchon ſeit dauernden Zeiten,
Schuldet des Silbers Menge, vermehrt durch wuch'riſche Friſten,
Schwärmt, ausweichend dem Ruf' am Tage, die finſtere Nacht durch.

Wiederkehren von ſelbſt verlaſſ'ne Gebrechen und machtvoll
Reißt uns dahin die böſe Gewalt unedler Gewohnheit.

Der Löwe, der Eſel und der Fuchs.

Geſellſchaft ſchließend gingen Eſel, Löw'
Und Fuchs einſt jagen; als ſchon viele Beute
Gemacht ward und das Eslein auf Befehl,
Sie in drei Theile theilte, wie es recht
Und billig war, entbrannt' in Zorn der Leu,
Und grauſam wahrlich, böſen Trug dem Theiler
Und Ungerechtigkeit zum Vorwurf machend,
Zerriß er ihn und ſchlang ihn gierig ein.
Sich, blut'gen Rachens, dann zum Fuchſe wendend,
Befahl er ihm ja ſorgſam gleich zu theilen.
Der ſchied nun für den Löwen, eines Theils,
Faſt Alles aus; ſich aber and'res Theils,
Bei der Beſchränkung nur den kleinſten Reſt.
„Wie," ſprach der Löwe lechzend, „Bruder Fuchs
„Biſt du in gleicher Theilung ſo erfahren?"
„„Des Eſels Unglück und trübſel'ges Ende
„„Belehrten mich,"" verſetzte der, „„im Recht.""

Gefahren Andrer dienen uns zur Hut.

Richter Momus.

Jupiter und Neptun und die kunstgepriesene Pallas
Stritten sich einst, wer unter ihnen die herrlichste Gabe
Schenkte der Welt. Da schuf der olympische Vater den Menschen,
Pallas ein Haus, der König der salzigen Wogen den Farren.
Momus, zum Richter erwählt, auf daß er sich Alles betrachtend,
Dann abwäge den Werth mit gerechter Wage, begann nun
An dem Farren zuerst die Hörner zu tadeln, dieweil sie
Ihm an der Stirne steh'n, da besser sie doch an den Schultern,
Wo mehr Kraft gewänne der Stoß, ihm dienten zur Abwehr;
Dann, daß tief in der menschlichen Brust Verstand und Empfindung
Schliefe, tadelt' er auch, da besser von außen sie stünden,
Oder zur Schau gestellt durch ein offenes Fenster erschienen,
Um sein verborgenes Denken genau und ganz zu enträthseln.
Endlich verwarf' er das Haus, und zieh es des merklichen Fehlers,
Daß auf beweglichen Rädern es nicht aufstünd', um den Eigner
Hinzutragen nach seinem Gelüst an die äußersten Grenzen,
Immer bereit, die Nähe zu flieh'n des zänkischen Nachbars.

Selbst das Allertrefflichste kann man verwerfen und tadeln.

Die Fledermaus und der Marder.

Als das Thier, das spät ausflattert' am Abend, herabfiel,
Und sich ein räub'rischer Marder erbost anschickt', es zu tödten,
Bat schutzflehend um Lebensfrist ihn jenes und Schonung.
Doch da der Marder verneint', ihm Schonung gewähren zu können,
Weil er, nach seiner Natur, feindselig den Vögeln gesinnt sei,

Gab es, den kahlen Bauch und die milchigen Euter ihm zeigend,
Nicht als Vogel sich sondern als Maus ihm klar zu erkennen,
Und so entkam es denn, heiler Haut, in den offenen Himmel.
Ebendasselbe fiel bald d'rauf in die grausamen Klauen
Eines anderen Marders; auch hier, Freilassung erflehend,
Höret' es, daß mit den Mardern den Mäusen stete Befehdung
Obwalt', und es daher nicht Schonung dürfte gewarten.
Aber, die Flughaut zeigend, so zart wie die Federn des Vogels,
Die ihm am Rücken haftet, bestand es darauf, daß ein Vogel,
Keine Maus es wär', und entkam in die Lüfte dann wieder:
So zweimal, durch des Namens Veränderung ward es gerettet.

Nicht die nämliche Weis' allimmer im Handeln verfolge,
Wer zu vermeiden begehrt die Gefahr des schwankenden Zufalls.

Der Esel und das Pferd.

Der Esel pries das Pferd einst hochbeglückt,
Dieweil es übersatt von Gerste, zierlich
Und wohlgehalten immer durch den Glanz
Des Fell's und durch Vollkommenheit der Glieder
Der Herren Sorg' und Neigung sich gewänne;
Indeß er kaum durch schlechte Streu den Hunger
Und seinen leeren Magen sätt'gen könnte,
Noch überdies gedrückt von schwerer Last.
Doch als er es, da Kriegsgewühl entstand,
Gewappnet und vom Herrn bestiegen sah,
Wie er's zum Kampfe rüstet' und es oft
Mit scharfen Spornen in die Feinde trieb,
Von wannen es verwundet und gestürzt

In ſchwerem Falle, kaum noch lebend kam,
Da ändert' er die Meinung und beklagte
Vor ſolchem Leid ſein Los nicht mehr als hart.

Siehſt du der Reichen leichtgefährdet' Los,
So lerne deiner Armuth Feſſel lieben.

Der Hund und der Wolf.

Als einen Hund, der vor der Stallthür ſchlief,
Der Wolf losſtürzend ſchon zerreißen wollte,
Bat jener winſelnd und mit bangem Stöhnen
Den Wolf, daß er ihn nicht verzehren möchte;
„Zum mindeſten gib," ſprach er, „(denn du ſiehſt,
„Wie dünn und dürr ich bin), nur kurze Friſt;
„Denn morgen hab' ich Hochzeitmahl daheim,
„Wo ich an leck'rer Tafel prall genährt
„Als fett're Beute daß dir munden werde."
Dadurch beſchwatzt, entließ der Wolf den Hund
Mit heiler Haut. Nach Tagen wiederkehrend,
Fand er ihn oben auf dem Hauſe liegen,
Und, als er ihn von unten wach geſchrie'n,
Gemahnt' er ihn des abgeſchloſſ'nen Bundes.
Doch ſchelmiſch lächelnd ſprach nun der: „Freund Wolf!
„Wenn du mich je vor'm Stalle ſchlafend fändeſt,
„Wart' ja nicht wieder auf das Hochzeitmahl."

Wer die Gefahr beſtand, hat den Gewinn,
Daß er in Zukunft ſie zu meiden weiß.

Der Vater und die Söhne.

Zu seinen Söhnen sprach ein Vater sterbend,
Er habe vieles Gold verscharrt in seinem
Weingarten; drum, nach seinem Tode, möchten
Aus ganz durchwühltem Grunde sie es graben.
So jener; aber als die Kinder fragten,
Er möchte sie belehren, wo im Garten
Das Gold denn läge, ließ er, nichts mehr sprechend,
Sie des erwünschten Ortes ungewiß.
Die, nach des Vaters schnell besorgter Leiche,
Begannen nun mit harter Hark' im Garten
Bald hier bald dort aufgrabend alles Erdreich
In mäßig kleine Schollen zu zerbrechen.
Umsonst; denn nirgend war ein Gold verborgen;
Jedoch der Weinberg, durch dies Müh'n bewältigt,
Trug ihnen eine reiche Les' als Zins.
Da sprach der erste Sohn: „Seht, dieses ist
„Der Schatz, den unser emsig'e Vater uns
„Am Todtbett hinterlassen — unser Fleiß!"

Jedwedem wird sein eigner Fleiß zum Schatze.

Des Faërnus Fabeln.

Fünftes Buch.

Das Rohr und der Oelbaum.

Als um den Vorrang in der Kraft und Stärke
Einſt Rohr und Oelbaum ſtritten, ſagten ſie
Einander bittere Beleidigungen.
Und ſo zwar: „Thor, du ſtellſt dich über mich,
„Und wagſt mit mir zu ſtreiten?“ ſprach der Oelbaum,
„Mit unerſchüttert kräft'gem Stamme fuß' ich,
„Du klebſt tief wurzelnd in der Erde feſtem Grund.“
Als dieſer übermüthig alſo prahlte,
Schwieg, endend ſolchen unbeſcheid'nen Zank,
Das Rohr und harrte ruhig ſeiner Zeit.
Da lagerte der Oſt ſich grauſen Wirbels
Auf's Land! Als unvorſichtig ihm der Oelbaum
Trotz bot, fiel er zerſplittert auf den Boden.
Allein das Rohr nachgiebig da und dorthin
Gebogen durch des Hauches leichten Zwang
Konnt' unverſehrt und wohlbehalten über
Der Feindin vor'gen ſchroffen Hochmuth lachen.

Dem Mächtigern nicht Trotz zu bieten frommt.

Hund, Hahn und Fuchs.

Auf eine weite Reise gingen Hund
Und Hahn und nahmen, als der Abend nahte,
Zur Ruhstätt' einen Baum. Der Hahn erstieg
Des laub'gen Hauses hohes Dach; der Hund
Verkroch sich in den ausgehöhlten Strunk.
Als nun bei Tagesanbruch', wie gewöhnt,
Der Hahn zu krähen anfing, kam ihm eben
Ein Fuchs entgegen, der ihn dringendst bat,
Herabzusteigen und sich ihm zu gönnen;
Er wünschte, so ein stimm- und klangreich Thier
Zu herzen, zu umarmen, satt zu schauen.
Der Hahn, die List erkennend, sprach: „Ich wünsche
„Nach Kräften dir zu dienen, zu gewähren
„Und dir zu nah'n; doch, bitt' ich, wecke nur
„Den Pförtner erst, der unten schlummert, auf,
„Daß er das Thor aufsperr' und mich entlasse."
Als nun der Fuchs den Pförtner rief, erschien
Der Hund, erkannte seinen Feind, ergriff
Ihn unvermuthet und zerfleischt' ihn grimmig.

Wer Trug bezweckt, wird selbst mit Recht betrogen.

Die beiden Hunde und der Koch.

Zu eines Gastes Ehre ließ ein Mann
Mit leck'rer Kost ein üppig Mahl bereiten.
Sein Hund auch rief den mitgebrachten Hund
Und hieß ihn folgen in des Herrn Küche.

Der, sehend solche prächt'ge Kost, rief aus:
„Ha, welche neue Freuden thuen plötzlich,
„Welch' eine neue Lust vor mir sich auf!
„Wie viele, welche Leckerbissen seh' ich.
„Mit allem dem füll' ich mich an und prall,
„Verspür' ich Hunger wol drei Tage nicht!"
Als er so faselte und mit dem Schwanze
Recht herzensfroh und spielend wedelte
Und dessen Worten trauend, der ihn lud,
Im Geist' an all' den leck'ren Speischen aß,
Ergriff der Koch ihn plötzlich bei den Beinen
Und warf zum hohen Fenster ihn hinaus.
Als er betrübt nun, elend, weinend, winselnd
Davon schlich, stieß ein and'rer Hund auf ihn
Und fragt' ihn, ob er recht nach Lust geschmaust?
„O ja," versetzt' er, „komm' ich doch so trunken,
„So naß, so voll zurück, daß ich sogar
„Den Weg, auf dem ich fortging, nicht bemerkte!"

Wer dir vom fremden Gute wohlthun will,
Dem, wenn du weise bist, vertraue nicht.

Der Aff' und der Delphin.

Der Schiffer Brauch von alter Zeit her ist's,
Zur Unterhaltung auf der Meeresfahrt
Sich Hündchen oder Affen mitzunehmen.
So schifft' am attischen Gestad hin Jemand
Mit einem Affen einst, als Lustigmacher.
Doch sieh! von grausem Wirbel aufgeregt,
Verschlang ein Seesturm nah' an Attika's

Berühmten Cap, an Sunium, das Schiff.
Als dort mit anderen Schiffbrüchigen
Der Aff' auch schwamm, kam ein Delphin und meinend,
Es sei ein Mensch, eilt' er ihm zu; errett'
Ihn aus der Fluth und fragt' ihn, ob er Bürger
Von Attika wol wäre. Jener gab sich
Für einen Edlen, Hochgebornen aus.
Als sie in den Piräus dann gekommen,
Den weltberühmten Hafen der Athener,
Befragte der Delphin den Affen, ob er
Auch den Piräus kenne? — Dieser, glaubend,
Er frag' um einen großen Mann, gab vor,
Daß er ihn kenne, ja sein Freund gar sei.
Ob dieser Eitelkeit erzürnt, erkannt'
Erst jetzt ihn der Delphin als Vieh und stieß
Ihn wieder in die trotz'ge Salzfluth nieder.

Die unverschämten Lügner pflegen sich
Durch eig'ne Lügen selbst zu widerlegen.

Der Räuber und seine Mutter.

Fort ward ein Räuber geschleppt zum bitteren Tode verurtheilt,
Um zu empfah'n den würdigen Lohn für sündiges Leben.
Als sich ihm aber vor Augen gestellt die trauernde Mutter
Mit wehklagender Stimm' ihr unseliges Jammern verdoppelnd,
Und es erlaubt ihm ward, sie anzusprechen, zu küssen,
Fuhr er ins Angesicht mit schneidenden Bissen der Mutter
Und entstellt' ihr ganz, die Nase zerfleischend, das Antlitz;
Schrecklich verwünschte den Sohn das Volk, das schaudernd herumstand,

Nannt' ihn den schrecklichsten Mörder; verhing ihm die schwerste der Strafen
Und rief laut, er verdien' abschreckende Strafe zur Warnung.
„Hört," rief Jener, „ihr Bürger! damit durch so gräßliche Klage
„Nicht ungehört ihr Einen, der's nicht verdiente, verdammet:
„Meines Verderbens Beginn, der Grund der entsetzlichen Seuche
„War sie allein, der Grund all' meines begangenen Bösen
„Sie, die Mutter, allein; sie Quell des entehrenden Todes,
„Sie von der Jugendbildung Zeit, von der Kindheit allein sie.
„Damals war's, wo ein Buch zufällig einem Gespielen
„Noch unwissend ich nahm und des Rechts unkundig, und ihr es
„Vorwies, ihr, die mit froher und heiterer Stirn' es belächelnd,
„Mit liebkosender Schmeichelred' abnahm das Gestohl'ne;
„Seither anderen Diebstahl stets und anderen wagend,
„Hab' ich an diese Kunst als ein Taugenichts mich, ihr Bürger!
„An die Lebensart mich gewöhnt, für die ihr die herbe
„Strafe mir nun und der gräßlichen Kreuzigung Qual mir bestimmt seht,
„Die zu vermeiden so leicht und wohlbehalten zu bleiben,
„Wäre gegönnt mir gewesen, den Sinn umwandelnd zum Guten,
„Hätte sie kraft der Muttergewalt, durch die heilsame Geißel
„Mich, wenn ich Fehler beging, in den zarteren Jahren gezüchtigt."

Unheil bringt den Kindern der Aeltern schädliche Nachsicht.

Der Landmann und Jupiter.

Ein Landmann dung sich einst vom Jupiter
Ein Ackerfeld um gleichen Fruchtertrag
Dagegen, daß der Gott nach seinem Wunsche,
Hört! nach des Landmann's Wunsch, der große Zeus,
Ihm Regen, heit'ren Himmel, Lüftchen sende.

Dann fing er emsig an, das Feld zu bau'n;
Vor sticht die Saat, reichhalmig sproßt sie auf,
Dieweil der Gott bedung'nen Wechsel hält
Und nach Begehr die Lüfte bald durch West
Beflügelt, bald durch Regen schwellt, bald klärt.
Man erntet; doch wie täuscht des Landmanns Gier
Taubähr'ger Saaten unfruchtbarer Hauf!
Mit Lächeln sah auf den Verlust, der lenkt
Des Himmels Höhen und der Erde Gründe.
Jedoch, um seine Vorsicht kund zu thun,
Begann er: „Siehst du, Guter, was das Jahr,
„Das du bestimmt, und dein Bemüh'n genützt;
„Und daß ich immer dir gehorcht und stets
„Nach deinem Wunsche schuf die Witterung.
„Betrachte, willst du, nun das nächste Jahr:
„Du pflüg' und jät' und egge, wie du pflegst;
„Mich lass' gewähren aber und nach Willkür
„Wind senden, Wolken oder Bläue geben;
„Ich will dir zeigen: mehr kenn' ich als du!"
So Jupiter; der Landmann ging es ein;
Und reichlich füllt' im nächsten Jahr, obwol
Verkehrt der Dinge Gang war, Korn die Scheunen.

Von nun an schrieb der Mensch Gott nimmer vor,
Und hält für's Beste, was ihm der verhängt.

Der Holzhauer und Merkur.

Als am Strome Holz ein Bauer fällte, fiel von Ungefähr
Ihm sein Beil hinab und sank im tiefen Wasserwirbel ein.
Da begann er denn mit Thränen zu bejammern sein Geschick.
Doch erbarmend trug ihm edle Hilfe der Cyllener an

Und hinuntertauchend bracht' er aus des Flusses tiefstem Grund
Ihm ein gold'nes Beil und fragt' ihn, ob das wol das seine sei.
Jener sagte: nein; er müsse drum wol nochmal suchen geh'n.
Und der Gott, sich wieder senkend in des Stromes tiefsten Schlamm,
Bracht' ihm, als er draus empor getaucht ein andres, silbernes
Und erhielt auf gleiche Frage gleiche Antwort wiederum.
Endlich fischt' er denn mit vielem Fleiß ein eisern Beil heraus,
Welches jener frohen Herzens und mit warmem Danke nahm.
Doch der Gott, des schlichten Mannes Unverderbtheit billigend,
Schenkt' aus freiem Trieb' das gold'ne Beil ihm und das silberne.
Als der Bauer dies Begebniß seinen Freunden nun erzählt,
Dachte gleich aus ihnen Einer, reich zu werden durch Betrug;
Und zur selben Stelle gehend that, was jener schlichte Mann
Dort aus Zufall that, daß nämlich ihm sein Beil hinunterfiel,
Er nunmehr aus freier Absicht und mit ränkevollem Sinn. —
Als er um's verlorne Beil nun klagte, kam der Gott daher,
Bot sich ebenfalls dem armen Weinenden als Finder an,
Und, als er ein gold'nes Beil ihm aus dem Strom' heraufgeholt,
Fragt' er: „Freund, ist das wol deines?" — Jener voll Begierde rief:
„„Ja das ist's fürwahr, ist meines, — ist mein eig'nes liebes Beil!""
Und der Gott, die Unverschämtheit findend seines Abscheus werth,
Weigerte sich nicht nur, ihm das Beil aus Golde zu verleih'n,
Sondern gab ihm selbst das eig'ne Beil von Eisen nicht zurück.

Wer begehrt, was gut und recht ist, den bereichert oft der Gott;
Doch die Ränkevollen, Bösen macht er oft dagegen arm.

Der geschundene Wolf.

Den kranken Leu'n besuchten einst die Thiere;
Schon alle waren da, der Fuchs nur nicht.
Der Wolf, der sich des Fürsten Ohr erschmeichelt,

Begann den Fernen hämiſch zu verläumden:
Was ihn nur ſonſt verhindert haben könnte,
Dem kranken König auch hier aufzuwarten,
Wenn nicht ſein Starrſinn und ſein Uebermuth,
Der es gewagt, den König zu verachten.
Doch bei des Wolfes letztem Worte faſt
War auch der Fuchs zugegen und entnahm
Gar leicht aus Allem, was man von ihm ſprach.
Entbrannt vom Zorne knirſcht der Leu ihm zu;
Allein der Fuchs, vom Schrecken bald erholt,
Erbat ſich dennoch zur Vertheid'gung Friſt
Und fing denn alſo ſeinen Vortrag an:
„Großmüth'ger König, wer von allen nur,
„Die hier verſammelt ſteh'n im Königshaus,
„Hat für dein Wohl ſich mehr bemüht als ich,
„Der ich betrübt durch alle Lande lief,
„Bei allen Aerzten, allen Tempeln forſcht'
„Und Rettung ſuchte meinem kranken Herrn!
„Ich fand ſie aber auch!" — „„Und welche? ſprich!"" —
„Einhüllen mußt du in ein friſch entnomm'nes,
„Noch laues Fell dich vom lebend'gen Wolf!" —
„„Ei dieſes Mittel,"" ſpricht der Löw', „„iſt leicht;
„„Der Wolf iſt da; — lebendig ſchindet ihn!"" —
Geſagt, gethan! Gekehrt voll bitt'ren Spottes
Zum halb entſeelten Gegner lacht der Fuchs:
„Warum hier öffentlich ſo nackt, Freund Wolf?
„Du willſt doch aus dem Koch kein Ringer werden?"

So geh' es Jedem, der des Herren Gunſt
Zum Sturz Unſchuldiger mißbrauchen will!

Fuchs und Adler.

Damit durch Nachbarschaft die Freundschaft wüchse,
Beschlossen Fuchs und Aar, durch treue Liebe
Verbunden, mit einander stets zu wohnen.
Und der zwar schlug auf eines Baumes Wipfel,
Sein Nest auf, jener in dem hohlen Strunk.
Und dort gebaren Beide ihre Jungen.
Doch als der Fuchs ausging einmal auf Fraß,
Da flog der Aar, vom Hunger angetrieben,
Aus seinem Nest zum Fuchs und trug die Jungen
Zur süßen Atzung seiner Brut hinauf.
Was nun der Fuchs zurückgekehrt den Frevel
Erkennend und den arg gebroch'nen Bund,
Für Schmerz und Leid empfand, wie grimmig er
Von fruchtlos eitlen Zornes Gluth entbrannte,
Mag Jeder wol nach eig'nem Sinn ermessen.
Jedoch betrübt' ihn seiner Kinder Tod,
Der bitt're, lang nicht so, als daß dem Vogel,
Er, als ein erdelebend Thier, ja kaum
Zu schaden, zu vergelten fähig schien.
Was also nun der Arme konnte, that er:
Daß gegen seinen übermüth'gen Freund
Er wüthend Schimpf und leeres Drohen häufte.
Doch lang nicht freute sich der Treuvergess'ne
Der frechen Unbild; denn' als Bauern eben
Ein Zicklein auf dem Acker opferten,
Flog er hinzu und stahl ein Stücklein Fleisch,
Dran noch vom Herd ein glühend Köhlchen hing.
Als er in's Nest das trug, so fing das dürre
Verborg'nes Feuer, und die Flamme, vom
Entstand'nen Wind genähret, griff des Aars

Unflügge, zarte Jungen wüthend an!
Als sie versengt nun niederfielen vor
Der Mutter Augen, die ihr Los beweinte,
Verzehrte doppelt freudig sie der Fuchs.

Wer zarte Freundschaft brach, dem droht, wenn auch
Die Menschen sich nicht rächen, Gott als Rächer.

Die Lerche.

Ihre Scheitel hat die Lerche wohlversehʼn mit hohem Kamm,
Nistet meistens in den Saaten, und um solche Jahreszeit
Legt sie fast nur ihre Eier, daß sie die erwachsʼne Brut,
Wenn die Ernte naht, im ersten Ausflug unterweisen kann.
Diese hatte nun gerade sich zu reife Saat erwählt;
Darum, als die Aehren falb schon wurden, konnte noch die Brut,
Federlos, nicht wagen, aus der Mutter Haus hervorzugehʼn.
Als daher, der Nahrung wegen, außer Haus die Mutter ging,
Bot sie ihnen auf, zu sehen, wenn was Neues sich ergäbʼ,
Ihr genau es auszurichten, Alles wohl zu merken sich.
Sieh, da kommt der Herr der Saaten, ruft den Sohn herbei
und spricht:
„Siehst du, reif ist ringsum Alles, fordert Alles schon die Hand;
„Darum morgen, wie des Tages erster Dämmer aufgeglänzt,
„Gehʼ und sprich die Freundʼ um Hilfe bei der Ernte wechselnd an.“
Als die Mutter heimkehrt, richten ihrʼs die Jungen ängstlich aus;
Aber jene heißt sie ruhig und noch fern von Sorge sein;
Noch wird keine Ernte, wenn er auf die Freunde sich verläßt.
Als, am andern Tagʼ, die Lerche wieder Nahrung suchen ging,
Harrt der Herr auf jene Leute, die zu rufen er befahl;
Und die Sonne sticht schon glühend, nichts geschieht, kein Freund ist da.

Und er spricht zu seinem Sohne: „Sieh, die Freunde sind uns träg;
„Laff' uns lieber die Verwandten und Verfippten rufen geh'n,
„Daß sie morgen uns, bei Zeiten, in der Ernte sei'n zur Hand!"
Wieder richten nun die Jungen das erschreckt der Mutter aus.
Doch auch jetzt noch heißt die Mutter ohne Sorg' und Furcht sie sein.
„„Gebet ihr nur,"" sprach sie, „„fleißig und genau, auf Alles Acht,
„„Was von Jenem wird gesprochen, und was wiederum geschieht.""
Morgen ward es und der Vogel flog auf Nahrung aus, wie sonst;
Auf Verwandte und Verfippte wartet jener gute Mann.
Endlich ihrer sich begebend, gab er seinem Sohn Befehl,
Daß er ein Paar Sicheln mit sich trag' heraus am nächsten Tag;
„Du wirst," sprach er, „eine nehmen, und die andre nehm' ich selbst;
„Traun' mit eig'nen Händen und mit unf'rem Hausvolk thun wir's ab!"
Als der Vogel dies erfahren, sprach er schnell zu seiner Brut:
„„Jetzo wahrlich muß ich sehen, daß ich euch von hinnen bring';
„„Ernte, sicherer als Alles, wird gewiß hier morgen sein,
„„Da der Eigenthümer selber die Besorgung auf sich nahm!""

Diesen Denkspruch magst du immer festbewahren im Gemüth:
Nie erwarte von den Freunden, was du selber machen kannst.

Der Vater, der Sohn und der Esel.

Ein alter Vater und sein Söhnlein trieben
In's nächste Städtchen zum Verkauf am Markt',
Ein Eslein unbelastet vor sich her.
Als dies ein Bauer, der am Wege pflügte,
Bemerkte, fing er weidlich an zu lachen,
Daß, wie Hofmeister ihre jungen Herren,

Den Esel sie so müßig vor sich trieben,
Fast Greis der eine, Kind der and're, beide
Im Alter, dem Getragenwerden frommt.
Den Vater, den es traf, bewegte dies,
Daß er den Sohn aufsitzen hieß. Ein And'rer,
Der gerade seines Weges kam, begann
Den Greis zu tadeln, daß er allzuweich,
Den jungen, kräft'gen Burschen tragen ließe
Und er, der schwache Greis, zu Fuße ginge.
Das schien gegründet. Darum hieß der Vater
Den Sohn absteigen, um bis an das Dorf,
Durch das sie mußten, selbst zu reiten. Da nun
Verfolgt mit Hohne wieder man den Greis,
Daß er, ein blühend kräft'ger Mann noch, ritte,
Sein Söhnlein aber eine solche Reise
Zu Fuße mitzumachen zwänge. Müde
Des unausstehlich neidischen Gespött's,
Heißt auf des Esels Hüften hinter sich
Den Sohn er sitzen, und die Last verdoppeln.
Ein Wand'rer, den der Esel dauerte,
Schalt nun: „Traun, Alter, wenig werth sein muß
„Dir dieses Thier, weil du so arg es quälst
„Durch zweier Körper ungeheu're Last!"
Verwirrt gemacht durch so viel Meinungen,
Stand unentschlossen lang der Vater da,
Weil weder leer, noch so verschiedenartig
Belastet, ihm der Esel ungeschoren
Durch aller Spötter Reihen wandeln konnte.
Zuletzt versucht' er auch noch diesen Weg,
Und durch die aufwärts fest gebund'nen Füße
Ihm eine Stange ziehend, hoben sie
Ihn auf und trugen ihn auf ihren Schultern.
Da strömte zu der ungewöhnten Schau
Die Menge der Vorübergehenden;

Starb faſt vor Lachen; ſchalt ſie Beide toll
Und höhnte Beide, doch zumeiſt den Greis.
Nun erſt, von übermächt'gem Zorn erfaßt,
Ergreift er das verdammte Thier und ſchleudert's
Von hohem Damm in's nahe Strombett nieder.

Wer Allen zu gefallen ſtrebt, der ſchadet
Sich ſelber meiſt, und thut es Keinem recht!

Der Löwe, der Fuchs und der Eſel.

Gemeinſchaft ſchließend, gingen Fuchs und Eſel,
Um Wild zu jagen, in das Dickicht einſt.
Da ihnen nun ein Leu begegnet, nimmt
Der Fuchs, von Furcht und Schrecken übermannt,
Zu ſeiner Künſte böſen Ränken Zuflucht.
Er redet's nämlich mit dem Löwen ab,
Daß der ihn ungeſtraft entkommen ließe,
Wofern er ihm den Freund durch Liſt verſchaffte.
Und führt auch bald den unvorſicht'gen Eſel
In ein dort eben aufgeſtelltes Netz.
Als nun der Leu den Fang im Sichern ſah,
Faßt er den Fuchs zuerſt und zehrt ihn auf,
Und frißt, zum Eſel dann gekehrt, auch den.

Verräther haßt man ſo, daß ſie oft dort,
Wo ſie Belohnung hoffen, Strafe finden.

Der Fuchs und der Igel.

Durch eines Strom's Untiefe schwamm ein Fuchs;
Allein am Ufer selbst, im schlamm'gen Sande,
Blieb er, ins tiefe Moor getaucht die Schenkel,
Der Fliegen scharfen Bissen Preis gegeben.
Des ausgesetzten Fuchses Leid betrauernd,
Trug ihm ein Igel, der des Weges kam,
Ganz mild und emsig seinen Beistand an,
Wenn er vielleicht zu helfen ihm vermöchte. —
Drum sprach er: „Da ich hier nicht retten kann,
„Will ich dir, willst du's, doch die Fliegen scheuchen,
„Die dich verzehren!“ — „„Lass'!““ versetzt der Fuchs,
„„Denn weichen diese, die, gefüllt und prall,
„„Mir nun nicht viel zu schaden mehr vermögen,
„„So kämen and're hungrige sogleich,
„„Die mir des Blutes letzten Rest entsögen!““

Die Neues stets und And'res sich begehren,
Was bringen sie zuweg', als gröss're Noth?

Aesop und der Sieger im Kampfspiele.

Als einen Sieger in dem Kampfspiel' einst
Der Weise sich gewaltig prahlen sah,
Befragt' er ihn, ob denn sein Gegner stärker,
Als er gewesen sei? — „Sprich Solches nicht,“
Versetzt ihm der, „die gröss're Kraft war mein!“

„„Nun,““ sprach er, „„Thor, welch Lob hast du verdient,
„„Wenn Stärk'rer du den Schwäch'ren hast besiegt?
„„Erträglich wärst du, wenn du sprächst, du habest
„„Zufällig einen Stärker'n überwunden!““

Der Hahn und die Katzen, als seine Sänftenträger.

Zu Sänftenträgern hatt' ein Hahn einst Katzen.
Als ihn der Fuchs so glorreich tragen sah,
Sprach er: „Hab' Acht, und hüte dich vor Trug!
„Denn siehst du ihr Gesicht an, traun! du meintest,
„Sie trügen eine Beute, keine Last.“
Als aber hungrig ward die wilde Schar,
Zerriß sie ihren Herrn, und theilte frevelnd.

Aesop und der Knecht auf der Flucht.

Ein Knecht, der seinem rauhen Herrn entfloh,
Stieß auf Aesop, als Nachbar ihm bekannt.
„Was so verwirrt?“ — „„Dir will ich's sagen, Vater,
„„Denn so genannt zu werden bist du werth,
„„Weil man dir sicher sich vertrauen darf.
„„Da gibt es Streich auf Streich; nie fehlt's an Schlägen;
„„Dann schickt man mich zur nied'ren Sklavenarbeit.
„„Nachtmahlt zu Hauf' er, steh' ich Nächte durch;
„„Ist er geladen, wach' ich auf der Straße,
„„Ergraut als Knecht, verdient' ich Freiheit wol.

„„Wär' ich mir einer Schuld bewußt,
„„Mit Gleichmuth trüg' ich's. Niemals wurd' ich satt,
„„Und duld' ich Armer hartes Joch dazu.
„„Aus diesem Grund und tausend andern noch,
„„Beschloß ich fortzuflieh'n, so weit ich kann!""
„Nun," sprach er, „höre, wenn du, ohne Böses
„Gethan zu haben, trägst solch Ungemach,
„Was glaubst du, littest du, wenn du gefehlt?"
Durch diesen Rath ward ihm die Flucht verleidet.

Der hungrige Bär.

Wenn's oft dem Bär' an Vorrath fehlt im Walde,
Läuft er zum Klippenufer, faßt den Fels,
Und senkt die zott'gen Schenkel sacht' ins Wasser.
Sobald nun Krebs' im Fell' ihm haften bleiben,
Eilt er ans Land' die Meeresbrut entschüttelnd,
Und letzt sich schlau an aufgeles'ner Kost.

So schärft der Hunger Thoren selbst den Geist.

Der Fuchs.

Gefangen in der Schling' am Zaun, verlor
Ein Fuchs im Flieh'n den eingeklemmten Schwanz.
Das dünkt' ihm also widerlich und schändlich,
Daß er sein Leben für verbittert hielt.
Zuletzt erdacht' er dieses Mittel sich:

Er rieth den Füchsen allen, sich die Schwänze
Als unbequeme Bürde wegzukappen,
Und das empfahl er, als er zur Versammlung
Der Füchse Volk berufen, dringend an.
Doch einer aus der Schaar bemerkte, schmunzelnd:
„Gibst du, o Bruder, weil's dir selber frommt,
„Uns übrigen vielleicht nur solchen Rath?"

Schuld deckt gern eig'ne Schmach durch allgemeine.

Der Finkler und die Lerche.

Als Fallstricke den Vögeln einst aufstellte der Finkler,
Sah ihn vom hohen Baum herab,
Und, was er mache befragt' ihn, forschenden Sinnes die Lerche.
Ich baue, sprach er, eine Stadt.
Dann nachstellend, setzt' er sich fern in dunkeles Strauchwerk
Und in der Bäume Schatten hin.
Jene glaubte dem Wort, und um sich die werdenden Mauern
Der Stadt recht nahe zu beseh'n,
Flog sie hinzu und blieb in den täuschenden Schlingen gefangen.
Als seinen Fang der Finkler nahm,
Rief sie: Du redlicher Mann, wenn solche Städte du aufbaust,
Wirst du nicht reich an Bürgern sein!

Dort wo List und Betrug aufschlugen ihr Lager, da wird sich
Nicht gern anbau'n ein Biedermann!

Die Schlange und die Eidechse.

Als eine Schlang' einſt eine Eidechſ' eben
Mit offnem Rachen wollt' hinunterſchlingen,
Erfaßte die ein nahe liegend Reislein,
Und es querüber ſcharfen Biſſes haltend,
Zwang ſie den haſt'gen Schlund durch ſchlaues Zögern.
Die Schlange ließ die eitle Beute fahren.

III.

Aus dem dichterischen Nachlasse.

Lyriſches und Epigrammatiſches.

(1848—1874.)

Ein belauſchtes Paar.

Durch des Gartens Dämmerräume
Ging ich ſinnend und allein,
Auf dem grünen Laub der Bäume
Lag wie Reif der Mondenſchein.

Tiefe Stille rings im Düſtern —
Alle Wipfeln regungslos —
Nur ein leiſe liſpelnd Flüſtern
In der nahen Laube Schoos.

Süß wie Menſchenlaut zu hören,
Klang's von dorther an mein Ohr:
Nur zu lauſchen, nicht zu ſtören,
Schlich ich ſachte, ſachte vor:

„O, mein Herz! O du, mein Leben,
Du biſt mein und ich bin dein!
Keinen Himmel kann es geben,
Sollteſt du nicht drinnen ſein!“

„Süße Quelle meiner Schmerzen,
Inbegriff all' meiner Luſt,
Ruhe ſanft an meinem Herzen,
Schmieg dich feſt an meine Bruſt!“

Worte, noch viel ſüßer wehen
Durch der Laube Dunkelklar —
Laub, entzwei! — Ich muß dich ſehen,
Wunderſelig Liebespaar!

Und wer sprach die süße Weise,
Die mein Ohr bezaubert traf? —
Eine Mutter war's, die leise
Ihren Säugling wiegt' in Schlaf!

Abgeschlossenheit.

Im tiefen Alpengrunde
Da rauscht ein Bächlein klar,
Man nimmt in mancher Stunde
Sein Rieseln deutlich wahr.

Entsprungen kaum der Quelle,
Vergräbt es sich im Thal,
Und birgt die scheue Welle
Vor'm heit'ren Sonnenstrahl.

Und glaubt es sich gefunden,
Und glaubt es sich entdeckt,
Schnell wieder ist's entschwunden
Und dichter noch versteckt.

Es fließt auf eigenen Bahnen,
Noch Niemand schöpfte d'raus,
Es läßt sein Dasein ahnen,
Doch nirgend bricht es aus.

So rinnt's vom Berge nieder
Durch Wies' und Kluft und Hain,
Und gräbt sich heimlich wieder,
So wie's entsprungen, ein. —

So hält's in manchen Stunden
Der Dichter mit dem Lied,
Das, tiefgeheim empfunden,
Den Blick der Menge flieht.

Er trägt's im warmen Busen
Verborgen und verwahrt,
Ein heilig Pfand der Musen,
Für rauhe Zeit zu zart.

Wohl ahnen, die ihn kennen,
Daß nicht sein Quell gestockt,
Doch können sie's nicht nennen,
Wohin sein Lauf ihn lockt.

Oft seh'n sie's in ihm wogen,
Als bräch' es aus mit Macht,
Doch, dichter nur umzogen,
Vergräbt es sich in Nacht.

Und wie geheim geboren,
Sein Lied der Welt entschwand,
So bleibt's ihr auch verloren,
Und endet, wie's entstand.

(1856.)

Winternacht.

In matt erhellter Stub' allein
Sitz' ich in später Winternacht;
Das tobt wie ein Gespensterreih'n,
Der draußen seine Runde macht!

Die Flamm' im Ofen kniſtert ſchrill,
Im Schlote ſtoßweis pfeift der Wind;
Dazwiſchen Alles wieder ſtill,
Dann heult ein Wolf, dann ächzt ein Kind.

An meinem Fenſter ſchwirrt's vorbei,
Als zög' der Wildgraf aus auf Raub,
Bald laut und ſchwer wie hagelnd Blei,
Bald leiſ' und leicht wie rieſelnd Laub.

Die Scheibe zeigt beim Kerzenſchein
Matt ſpiegelnd mir mein eigen Bild,
Und durch mein Bild von fern herein
Taucht auf ein dämm'rig Schneegefild.

Der Garten, der, wenn Frühling nah',
Mich lebensgrün zum Leben weckt,
Nun liegt er wie ein Kirchhof da,
Vom weißen Bahrtuch überdeckt.

Da ſtürmt ein Stoß die Flocken auf,
Sie wirbeln bunt ans Fenſter an,
Und fällt der Kerzen Schimmer d'rauf,
Wie lichte Funken ſprüh'n ſie dann.

Ha, Funken vor dem Fenſter hier,
Und Funken in dem Ofen dort,
Trotz allem Sprühen ſcheuchet ihr,
Den innern Froſt mir doch nicht fort!

1.

Oft glaubt' unter hundert närrischen Leuten
Ich — der Geschcidte ganz allein,
Oder unter hundert Geschcidten
Ich — der alleinige Narr zu sein.

(1848.)

2.

Was ich fühlt' im jungen Busen,
Hüllt' ich lebhaft einst in Verse;
Treulos zeigen, ach, die Musen
Mir, dem Alten, jetzt die Ferse!

Vergangenheit — verschollen,
Die Gegenwart — verquollen!
Die Zukunft? — ach, wer sagt's?!
Wer's Rechte will, der wagt's.

(1860.)

3.

Das Herz wird kalt, der Kopf wird schwach,
Bald thut die Hand es beiden nach;
Und was sie sonst Selbeignes hatten,
Wird nach und nach zum schwachen Schatten.

(21. Februar 1870.)

4.

Ich passe nicht mehr für die Zeit,
D'rum, dacht' ich mir, sei es gescheidt,
Zu gehen ohne Beschwerden,
Statt barsch — gegangen zu werden.

(1870.)

5.

Drei Viertel grau, ein Viertel weiß,
So steht's mit meinen Haaren —
Drei Viertel flau, ein Viertel heiß,
So möcht' ich's lang' noch wahren.

(1870.)

6.

Ich bin ein abgetakeltes Schiff,
Eine in Skart gelegte Karte,
Ein Stein mit matt gewordenem Schliff,
Weiß nicht, worauf weiter ich warte!

Hab' manches Gute gewollt, gethan,
Manch Böses vermieden, verhütet,
Bald steh' ich nunmehr am Ende der Bahn:
Was hat mir den Schaden vergütet.

(1870?)

7.

Du treibſt dahin im Strome der Zeit;
Nimm dich in Acht vor'm Ertrinken;
Ich wat' im Schlamm der Vergangenheit,
Mir iſt als müßt' ich verſinken.

(1870?)

8.

Wer kein Original erſchwingt,
Befriedigt ſich mit Copien,
Wer nicht zum Ideal es bringt,
Begnügt ſich mit — Utopien.

(1870?)

9.

Albumblatt.

Als Dichter ſollt' ich flott mich gehen laſſen,
Als Akademiker gelehrt mich faſſen;
Vor Allem aber bin ich Menſch und Mann,
Und ſchaff' als ſolcher, was ich ſoll und kann!

(Wien, am 21. October 1871.)

10.

Ob*) Orden auch an Orden dir
Vollauf die Bruſt bedecke,
Dein Herz darunter — wiſſen wir —
Blieb doch am rechten Flecke.

*) An den Verleger dieſer geſammelten Schriften.

Ein neuer Orden — Nummer elf!
Bald wird das Dutzend ganz sich füllen;
Doch droht Gefahr nunmehr — Gott helf',
Daß sie dich uns nicht ganz — verhüllen.

(26. Juli 1872.)

11.

Wie alles doch verschwindet,
Wie alles doch vergeht,
Wie man es nicht mehr findet,
Und — fand man's — nicht versteht;
Da gibt's nichts weiter, als zu beten:
„Vergönn', o Herr, mir — abzutreten!"

Das Sterben ist mir nicht erschrecklich,
Der Heimfall, wenn der Weltgeist ruft,
Der Uebergang nur ist so eklich:
Verwesung, Fäulniß, Moderluft!

(13. August 1872.)

12.

Was mich freut, das ist mein Schnurrbart:
Er ist noch das einz'ge Feld,
Das mein Fleiß mit Lust beurbart
Und im guten Stand erhält;
Er bewahrt mich vor Extase,
Vor der Eitelkeit der Welt,
Weil er stets mir vor die Nase
Seine graue Weisheit hält.

(19. August 1872.)

13.

Nach übler Laune.

Bin heute so lustig, wie eh' und vor,
Man könnt' es nennen Galgenhumor,
Thut am End' aber nichts zur Sache,
Wenn ich nur morgen noch einmal erwache.

Weh' dem, der sagt, nur Wind und Schwindel
Sei, was uns fort in Wirbel reißt;
Es ist nicht Wind, ist nur die Windel
Für's Kind, das „große Zukunft" heißt.

Was je du gewirkt auf der Tugend Bahn,
Das hat nur dein Agathodämon gethan,
Und was du des Aergsten verbrochen hast,
Fällt nur deinem Kakodämon zu Last;
Der Mensch, der normal ist, thut seine Pflicht,
Doch für den Abnormen gibt's kein Gericht.

(August 1872.)

14.

Verkappter Egoismus.

Für „Hund'-Asyle" wollt ihr sorgen?
O, wie human, nach Modebrauch!
Sind erst die Hunde nur geborgen,
Bald kommt's an — Ochs und Esel auch.
Fast dünkt mich, daß im Spiel dabei,
Verkappter Egoismus sei.

(15. September 1872.)

15.

Urkatholik möcht' ich mich nennen,
Nicht Neu, nicht Alt erkenn' ich an,
Als Eins nur kann ich mich bekennen:
Als Gottes treueſten Unterthan.

(1872.)

16.

Er lebte Millionen zum Verderben, —
Und Millionen prieſen Seinen Ruhm. —
Zum Glück für Millionen mußt Er ſterben,
Und Niemand — Niemand kümmert ſich darum.

(9. Jänner 1873.)

17.

Auf meiner langen Fahrt durch's Leben,
Hatt' ich ſo Manches aufzugeben —
Doch einen Verluſt verſchmerz ich nie,
Abhanden kam mir die — Poeſie!

(20. Jänner 1873.)

18.

Jetzt, wo dem Greis die Zeit ſo raſch entgleitet,
Das Jahr im Flug an mir vorüberſchreitet,
Jetzt dank' ich's Jedem ganz vergnügt,
Der um ein Stündchen mich betrügt.

(15. Februar 1873.)

19.

Die wahre Herzenspoesie,
Sie ist erdrückt, verdorben;
Wer nur gelebt in ihr, durch sie,
Der ist mit ihr gestorben.

(5. März 1873.)

20.

Zum 20. April 1873.

Neue Bande knüpfen wieder
Baierns Leu'n an Oest'reichs Aar;
Sende Deinen Segen nieder,
Herr, auf's junge Fürstenpaar:

Was den Eltern Du beschieden,
Ström' auf ihre Kinder aus:
So gedeih in süßem Frieden
Habsburgs hohes Kaiserhaus!

21.

Im Jahre des Heiles —
So sagt man — da war's —
Ach, hieß' es doch einmal:
Im Heile des Jahrs!

(Am 23. April 1873.)

22.

Ein Thor, der nur für And're sorgt!
Sorg' lieber für dich selber;
Der Neid, der frech von dir geborgt,
Wird höchstens etwas gelber.

(Juni 1873.)

23.

Das Dichten wär' mir ganz angenehm,
Doch das Versmachen ist mir unbequem;
Könnt' ich so fertig hinaus es schütten,
Wie's steht in des Kopf's und des Herzens Mitten,
Das wär mir, wie sonst, eine wahre Lust,
Erleichterung für die beengte Brust;
Will's aber nicht frisch aus der Quelle fließen,
Ist's besser, die Schleuse ganz zu verschließen.

(19. Juli 1874.)

24.

Ihr müßt was Höheres anerkennen,
Sonst lebt ihr selber euch zum Spott!
Wie könnt' ihr das bequemer nennen,
Als mit der kurzen Silbe „Gott!"

(16. August 1874.)

25.

Wär' ich ein Krautkopf oder 'ne Rübe,
Dächt' ich, es geſchähe mir zu Liebe;
Da ich aber weder dies noch das,
Macht mir der Regen wenig Spaß.

(18. Auguſt 1874.)

26.

Da ruh'n ſie, Pack an Pack gereiht,
Ergießungen der Seele,
Wie prüft' ich ſorgſam Zeit für Zeit,
Ob ja kein Blättchen fehle.
Nun wächſt die Laſt mir über'n Kopf,
Sie drückt mich faſt zuſammen,
Und ſtöhnend werf' ich armer Tropf
Mein Liebſtes — in die Flammen.

(23. Auguſt 1874.)

Französische Volkslieder.

1.

Der Liebesbote.

(Flamändiſch.)

Ein Vöglein klein, wie Schnee ſo weiß,
Wiegt ſich auf einem Hagedornreis.

„Vögelein, willſt du mein Bote ſein?“ —
„„Bin ja für einen Boten zu klein.““ —

„Weil du klein biſt, ſo biſt du behend;
„Kennſt Du den Weg?“ — „„O, wie Eines ihn kennt!““ —

Vöglein das Blatt mit dem Schnabel faßt,
Flattert von hinnen in eilender Haſt.

Flattert zum Liebchen als emſiger Bot':
„Schläfſt oder wachſt du, oder biſt todt!“ —

„„Ich ſchlafe nicht ganz und wache nicht gar, —
Vermält bin ich ſeit einem halben Jahr.““ —

„Seit einem Halbjahr biſt du es erſt?
„Mir ſchien, als ob tauſend Jahre du's wärſt!“

2.

Ausmarsch.

(Bretonisch.)

„Ade, ade, du Liebste mein,
Ade, es muß geschieden sein!
Nach Nantes heißt es ausmarschirt,
Weil's so der König kommandirt!“ — —

„„Ah — wird Stadt Nantes dein Quartier,
So bring' von dort ein Leibchen mir,
Ein Aermelleibchen, so mir paßt,
Mit weißen Rosen eingefaßt.““ —

In Nantes lag er Tag und Nacht,
An's Leibchen hat er nicht gedacht,
Hat nur gedacht den Andern gleich,
An Wein und Spiel und tollen Streich. —

„Was denkt die Liebste wol von mir?“ —
„Du lügst sie an und sagst zu ihr,
Das Leibchen, wie ihr ein's beliebt,
Es in ganz Nantes keines gibt.“

„Nein, — lieber ohne Fisch' das Meer,
„Und ohne Thal die Berg umher,
„Und Maigrün ohne Veilchentrieb,
„Als — die betrügen, die mir lieb!“ —

3.

Santa-Clara.

(Baskisch.)

Auf Schloß Ataraz die Glocken
Schlagen dumpf von selbst zusammen:
Denn die junge Santa-Clara
Soll des Morgens zieh'n von dannen.
Groß und Klein ist tief in Trauer:
Santa-Clara zieht von dannen.
Ihr Felleisen wird versilbert,
Und vergoldet wird ihr Sattel.

„Weh! wie eine Kuh dem Spanier,
Hast du, Vater, mich verhandelt!
Wäre meine gute Mutter
Noch, wie du, am Leben, Vater,
Nimmer, nimmer so wie jetzo
Müßt' ich fort nach Spanien wandern;
Auf Schloß Ataraz hier leben
Würd' ich in der Ehe Banden!"

Auf Schloß Ataraz in Blüthe
Zwei Orangenbäume standen.
Viele waren, die da trugen
Nach den blühenden Verlangen.
Aber Allen, die da trugen
Nach den blühenden Verlangen,
Ward zur Antwort, noch zum Pflücken
Seien reif nicht die Orangen.

„Nun, so sei es denn geschieden,
Vater, laßt mit Gott uns wandern!
Doch mit Thränen in den Augen,
Und im Herzen traurig Bangen,

Werdet Ihr zurückekehren,
Werdet oft den Blick, voll Grames,
Rück Ihr wenden nach der Stelle,
Wo die Tochter ruht im Grabe!"

„Ueber langgestreckte Berge
Trug mein Saumthier mich im Trabe,
An dem Fuße von Orissou
War ich nüchtern angelangt.
Als ich jenseits angekommen,
Fand ich einen schönen Apfel,
Und ich aß ihn, und nun hat er
Ganz das Herz mir umgewandelt!"

„Geh' im dritten Stockwerk oben
Meine Schwester, in die Kammer,
Geh' zu späh'n, ob Equa*) wehe,
Oder ob Ipara**) blase.
Bläst Ipara, dann für Sala
Gib ihm Grüße, viele, warme;
Wehet Equa, heiß' ihn kommen,
Meinen Leichnam zu empfangen!"

„Jetzo, Schwester, liebe Schwester,
Geh' und hol' aus meiner Kammer
Mir mein Kleid hervor, das weiße;
Geh' und hol' aus deiner Kammer
Dir dein Kleid hervor, das schwarze!"
Und die Schwester geht voll Bangen,
Holt das weiße für die Schwester,
Holet für sich selbst das schwarze.

---

*) Equa = Südwind.
**) Ipara = Südwestwind.

Santa-Clara steigt auf's Fenster,
Um zu späh'n, ob Sala nahe.
Und sie sieht von fern ihn kommen,
Stürzt vom Fenster sich zu Thale.
Unten liegt sie, eine Leiche; —
Niemand konnt' hinweg sie tragen.
Sala kam, — nur er vermocht' es,
Ihre Leich' hinwegzutragen!

4.

Am klaren Quell.

(Aus der Franche-Comté.)

Ich ging von einer Hochzeit
Ganz müd' und matt nach Haus,
Zunächst am klaren Quelle
Ruht' ich ein wenig aus.

Alldort wusch ich die Hände
Mir in dem klaren Quell,
Mit Blättern einer Eiche
Rieb ich sie trocken schnell.

Im höchsten Ast der Eiche
Sang eine Nachtigall;
Sing, Nachtigall, o singe
Mit hellem, heit'rem Schall!

Du kannst so heiter singen:
Du hast ein fröhlich Herz;
Das meine — das ist traurig,
Das meine ist voll Schmerz.

Mein Liebſter wendet ſchmollend
Die Augen von mir ab,
Weil ich ihm eine Roſe,
Um die er bat, nicht gab.

Ich wollte, daß die Roſe
Am Roſenſtock noch wär',
Ich wollte, daß mein Liebſter
Mich liebte, wie vorher.

5.

Todtenklage.

(Corſiſch.)

Seht, da liegt ſie, meine Tochter,
Sechzehn Sommer alt,
Nach ſo vielen ſchweren Leiden,
Auf dem Brette, kalt.

Liegt in ihren ſchönſten Kleidern,
Reiſefertig, ſtill,
Weil der Herr uns hier nicht länger
Mehr ſie laſſen will.

Ach, wie wird um ſo viel ſchöner
Nun der Himmel ſein!
Aber ach, wie groß auf Erden
Meine Herzenspein!

Sein wird mir ein Tag, was Andern
Tauſend Jahre ſind,
Wenn ich täglich Alle frage:
„Sagt, wo iſt mein Kind?“ —

Tod, warum die Tochter reißen
Von dem Schooße mir?
Tod, warum allein mich laſſen,
Um zu weinen hier?

Sag', was ſoll ich thun hiernieden?
Was beginnen? Sag',
Wenn ich, ach, ſie nimmer habe,
Die mich tröſten mag?!

Unter Vettern, unter Nachbarn
Ohne Herz und Dank,
Sag', wer trocknet mir die Stirne,
Wenn ich ſchwach und krank?

Sag', wer iſt, der auf die Zunge
Labend Naß mir preßt?
Wer, der, wenn der Tod ſich meldet,
Mich nicht ſterben läßt?

IV.

Novellen und Erzählungen.

(1828—1871.)

Erste Abtheilung.

Vier Gänge nach dem Strande.

Alter Zeit gehört zwar die Verbindung;
Aber allen Zeiten die Empfindung.

Weit auf eine Klippe des Strandes hinausgetreten, ſtand Ephimecides. Sein finſteres Auge, Blitze hervorſchießend aus der wolkichten Brauen Wetternacht, ſtarrte bald in die Tiefen des Meeres hinunter, bald in die Höhen des Aethers hinauf, und ſchien dem Himmel zu zürnen, den Wogen zuzuwinken.

Ein Spiel den loſen Weſten flatterte des Jünglings Stirnhaar frei und wild, und durch den Faltenwurf des Gewandes zeigte ſich jede ſeiner Sehnen in der höchſten Spannung und Aufregung. Er ballte die Fauſt, warf den Arm drohend gegen die Wolken und ſchrie in dem Tone des lauten Unglücklichen: „Sende deine Blitze, Zeus! Vernichte mich und jeden Menſchen! Sie ſind die mißlungenſten Werke deiner Schöpfung, ihres Meiſters Schande, — ihr eigener Fluch. Mondenlang verſchloß ich mich in dem abgelegenſten Winkel meines Hauſes, und ſann und grübelte bei mir ſelbſt, worin des Menſchen viel gerühmtes Glück denn liege. Deine Sonne ſah ich nicht; von deinen Sternen nahm ich keine Kenntniß; deine Donner drangen nur wie dumpfe Mahnworte zu neuen Forſchungen in mein Ohr; ich dachte, — grübelte, fand aber nichts. Stumm und ſtarr trat ich nun wieder in dein offenes Reich heraus. Ich ſehe deine Blumen, Zeus, aber ſie duften mir nicht; ich ſehe Menſchen, ſoll ſie

Brüder nennen, aber sie grinsen mich alle mit denselben Zügen an, die der Kakodämon in meinem Innern trägt. Darum, Zeus, vernichte mich, oder zeige mir das Langgesuchte, zeige mir, worin des Lebens Glück denn liege!"

Also rief Ephimecides über die weite Wasserfläche hin, und stumm und ohne Wiederhall verklangen die Laute seiner Klage. Kein Zeus warf ihm seinen vernichtenden Blitz auf die Scheitel.

„Wohlan! so will ich mir selbst Zeus sein", sprach er im Trotze seiner Seele, und wollte sich eben vom Klippenvorsprung in die befreienden Wogen hinabsenken, um unten die Lösung des Räthsels zu finden, als zufällig sein Blick über die Wasserebene dahin glitt. Welch' herrliches Schauspiel! Die Sonne sank eben mit ihrem goldenen Flammenwagen in das Bette der Fluten hinab. Ein unübersehbar wellender Flammenguß rann von des staunenden Ephimecides Füßen bis an die fern verschwimmenden Raine zwischen Aether und Ocean. Die leichten Abendnebel, die aus den Fluten emporstiegen, lagerten sich in bunter Heerschau vor dem heimkehrenden Helios. Ganze circeische Paläste, hesperische Gärten und eleusinische Festspiele bildeten sich aus den Nebelgestalten und schimmerten im lebendigsten Farbenschmelz.

Ephimecides sah hin und sein Auge wurde lichter, und bereute fast, Jahre lang dieses Schauspieles, aus eigener Schuld, entbehrt zu haben. Er wendete sich mit gezwungener Verachtung um, und war nicht minder erstaunt, — auch hier den Abglanz jener Pracht zu finden. Des Haines heilige Wipfel zitterten in der Abendvergoldung leis und lispelnd; der Vögel ganze Sängerwelt hüpfte den golddurchwirkten Wellenteppich der Baumhäupter entlang; darein rauschte der Wassersturz im Herzen des Waldes; darein schollen die Hirtenflöten vom nahen Berghang herab;

darauf sahen feuerrothe Felsen mit lächelnden Riesenmienen hernieder. Und abermals lichter ward Ephimeciden Blick. Er zog den Fuß von der schwindelnden Klippe zurück. Da schienen alle Stimmen und Strahlen in einen hellleuchtenden Spruch zusammen zu strömen: „Der Mensch ist glücklich, wenn er es sein will!“

Ephimecides vernahm ihn wol, und sann darüber und wandelte, sinnend und das Haupt gesenkt, nach seinem Hause.

Zwei Männer wallen Arm in Arm aus dem Walde hervor, sprechen wenig, empfinden viel, und machen sich nur manches Mal auf Schönheiten aufmerksam, an denen Einer oder der Andere allein, ohne sie zu beachten, vorübergegangen wäre. Jetzt kamen sie an den Scheideweg, welcher geradezu nach dem Strande, seitwärts nach einem Waldörtchen führt. Hier drücken sich die Beiden noch einmal die Hände; stille Freude leuchtet aus ihren Augen; sie küssen sich im Ueberschwunge des Gefühles, und Ephimecides, — denn er ist der Eine der Beiden — eilt dem Strande zu, während der Andere, sein Freund, fröhlichen Muthes den Seitenpfad einschlägt. — Ephimeciden Antlitz ist sich selbst nicht mehr gleich. Die Runzeln der Stirne sind geglättet; die Rosen der Wangen neu erfrischt; die Sterne der Augen heller entglommen, und das Gefühl scheint seinem Grübeln ein Ziel gesetzt zu haben. Im stummen Seelenvergnügen ist er bis auf die Klippe vorgedrungen. Die Sonne begeht eben wieder ihr Scheidefest. Freiaufgerichtet sieht jetzt der geänderte Grübler über die Wasserfläche hin, und zum Himmel empor und ruft der Gefühle nicht mehr mächtig: „Zeus, vergib

„mir, was ich vor einem Jahre frevelnd zu dir hinaufgekreischt;
„ich habe den Faden gefunden im Labyrinthe des Lebens und
„angefangen zu fühlen, daß der Mensch nicht das mißlungenste
„Werk deiner Schöpfung sei! Im Spiegel eines anderen
„Menschenherzens erkannt ich meine Würde, meine wahre Ge-
„stalt. Du hast mir einen Freund gegeben, und ich dank es dir!"

Mit diesen Worten, die das Echo seines Auges hellfunkelnd nachspricht, erhebt er sich, — liest mit rastlosen Händen Stein auf Stein zusammen, und in wenigen Minuten steht ein einfacher, Zeus wohlgefälliger, Steinaltar am Strande. Mit festem Griffel gräbt er ihm die Worte: „Der Freundschaft heilig!" ein und geht, stumm gerührt, von hinnen.

Ein Jahr ist bereits an dem Altare der Freundschaft vorübergerauscht, und ein Abend, wie sein Gründungsabend, umglüht ihn. Die Wipfel des nahen Waldes flüstern mit ihrem liebetrunkenen Neigen das Geheimniß aus, welches die Bäume mit breiten Aesten zu verhüllen suchten. — Am Fuße einer alten hochstämmigen Eiche sitzt Ephimecides mit seiner Glicere. Sie gestanden sich eben das innere Drängen, welches sie, ehe sie sich noch kannten, mächtig einander zu suchen trieb, und erst mit ihrer Begegnung beschieden ward. Glut in Wang' und Herzen faßt der lebenbegeisterte Jüngling Glycerions Hand und die warme weiche Berührung gießt Funken der Wonne durch alle seine Fibern. Er spricht bald selbst, bald lauscht er der Sprechenden, das Haupt an ihre Schulter gelehnt, wo es ein leiser Zug festzubannen scheint. Näher und näher kommen sich Wange und Wange; und wie es zwei Tropfen schnell in einen zusammen

drängt, so glüht bald Wang' an Wange gepreßt im heiligen Schauer. Seiner Liebe, seines Lebens Leib umschlingend, sein Aug' untertauchend in ihres Busens reine Wogen, mit seiner Linken der Locken Ringelgold durchkräuselnd, sitzt er in seliger Selbstvergessenheit da und wiegt sein süßträumendes Glück im zärtlich umklammernden Arme. Da blickt das leichtgekleidete Mädchen, mit dem großen hellenischen Aug' ihn an, — und ruft die Lippen des Entzückten, die an ihres Busens Schnee sich zu kühlen hangen, an ihre Lippen, — und stumm wird es im Haine, als sich die Liebenden schweigend küssen, und Amor flattert lächelnd in den Zweigen der alten Eiche. Da klingen Schritte durch den Hain; die Liebenden trennen sich mit einem seelenvollen: „Freue dich und sei glücklich", und Ephimecides fliegt im lauten Jubel dem Strande zu. Die Schritte, welche durch den Hain erklangen, waren eines Wanderers Schritte, der nun, sich mühsam heranschleppend, an den Fuß der alten hochstämmigen Eiche niedersinkt. Alsbald empfindet er neue Kraft und neues Leben, denn der Geist der Liebe ist von jener Stätte noch nicht gewichen. Als aber Ephimecides an den Strand gekommen, breitet er seine Arme in das Abendroth aus und jubelt: „Deiner, „Zeus, will ich beginnend gedenken, deiner endigend! Du gibst „dem sterblichen Menschen die Blume des Lebens, als eine „Sphinx, deren Räthsel er lösen soll, oder es nicht lösend, ver„derben muß! Ich hab' es gelöst, Allvater Zeus! Der Dämon „der Freundschaft kam mich zu grüßen, und der Gott der Liebe, „welcher wie die Biene jede Blume, jedes Herz umschwärmt, hat „mich erhört; von dir will ich immer beginnen, Zeus, immer „mit dir endigen!"

Also ruft er — und erhebt sich, und liest mit rastlosen Händen Stein auf Stein zusammen, und in wenigen Minuten steht abermals ein einfacher, Zeus wohlgefälliger Altar neben

dem Altare der Freundschaft am Strande. Mit zitterndem Griffel gräbt er ihm die Worte: „Der Liebe heilig“ ein, und eilt, laut jubelnd, von dannen.

Der Altar der Freundschaft und der Altar der Liebe stehen schon seit einem Jahre traut in stiller Eintracht neben einander. Ein luftiger Morgen kommt aus den Fluthen heraufgezogen; Eos öffnet mit ihren Rosenfingern die Thore des Ostens; und ein weiter olympischer Tempel scheint der reinflimmernde Frühhimmel; darinnen das weite Land als riesiges Abbild des Vaters der Götter. Da belebt sich urplötzlich der Wald am Strande; Orpheus scheint durch die Laubgänge zu wandeln, und Vogel und Laub ihm sein Lied melodisch nachzurauschen. Hymnen tönen, Zymbeln klingen, und die siebensaitigen Zithern und abgestufte Hirtenröhre wetteifern in Festgesängen. Näher und näher kommt es, und das Auge wähnt Jackchos' Zug durch India's goldne Segensauen zu erblicken, als sich eine Schaar rosenumkrönter Mädchen, thyrsusbewehrter Tänzer, ährenbekränzter Hirten und buntgeschmückten Volkes zum Haine heraus bewegt. An der Spitze des Zuges schreiten Ephimecides und Glycerion, am reichsten bekränzt, und mit den feurigsten Wangen; hinter ihnen Ephimecidens Freund mit der siebensaitigen Leier, als Chorag, den Schwarm lenkend.

Jetzt hat sich die Menge, unter Tanz und Sang, den beiden Altären genähert. Die Braut und der Bräutigam, welchen die Schaar in der vergangenen Nacht vor der Brautkammer aufgespielt, um manchen bräutlichen Seufzer zu übertäuben, — danken dem Gefolge. Wer Braut und Bräutigam seien, ver-

rathen Euphimecidens und Glycerions Blicke nur zu wol. Zwei Bejahrte treten nun aus dem Kreis: es sind Glycerions Eltern. Zu ihnen gewendet, beginnt Ephimecides: „Von Zeus beginnend, dank ich euch, ehrfurchtgebietende Eltern, daß ihr seinen Willen vollendet und mir, dem Verwaisten, blos von der Hand des Freundes euch zugeführten Jüngling eure reizgeschmückte Tochter, mit dem Gürtel der Grazien prangend, zugeführt".

Die Eltern bergen in den Faltenwurf ihrer Gewänder des Auges Freudenthränen, als das junge Paar, luft- und lebenathmend, vor ihnen steht. — „Die Talente", fährt Euphimecides im ruhigen Vergnügen fort, „die ihr uns zum Ueber„schwunge des Brautgeschenkes gabt, laßt mich dankbar also „verwenden. Hier, wo ich mich einst, Zeus verkennend und das „Leben, in die Fluten senken gewollt, und mich der scheidenden „Sonne Blick zurückgewiesen; hier, wo ich, des Lebens seligste „Ruhe erkennend, der Freundschaft einen Altar errichtet „(schweigend umarmt ihn bei diesem Worte sein Freund); hier, „wo ich des Lebens entzückendsten Sturm empfindend, der Liebe „ein Denkmal aufgebaut, und hier, wo ich nun im heiligen „Ebenmaße der heiligsten Gefühle, lebensfreudig stehe, und „das Leben so ganz umarme, — hier laßt mich für jenes Gold „einen Tempel bauen. Umschließen soll er die beiden Altäre; „die Klippe soll eine Stufe zu ihm sein, und ihr, meine jubeln„den Begleiter, sollt ihn mir erbauen helfen. Ein kleines Haus „daneben soll euch, ehrfurchtgebietende Eltern, soll dich, Freund, „soll uns Liebende einschließen, und über dem Eingange sollen „die Worte stehen: „„Dem Leben heilig"", denn mit Zeus „endigend, fühlt ich es, daß im wahren Leben des Lebens höchstes „Glück liege!" — Also spricht er in der heitersten Seelenruhe zu der Schaar, welche sich alsbald anschickt, Steine zusammen-

trägt, Säulen aufrichtet, Wände fügt, und mit des Lenzes Erstlingen den neu erbauten Tempel einweiht.

Das Hüttchen daneben sah Ephimecidens und Glycerions Glück, die an der Seite des Freundes und zwischen den Urnen ihrer, bald vom Bruder des Schlafes eingewiegten Eltern, im weisen, wahren Leben des Lebens höchstes Glück genossen! —

Rosalina.

Mag der letzte Stern verschimmern,
Mag die Erd' auch untergeh'n:
Siegreich über ihren Trümmern
Wird der Seraph „Liebe" steh'n!

1.

In einem einsamen Bergthale der Grafschaft Cleven (Chiavenna) lag das niedliche Städtchen Pleurs. Anmuthige Landhäuser schimmerten aus den üppig grünen Kastanienwäldchen hervor, welche die Borde des Flüßchens Maira umkränzen, das, klar und hell, an ihnen vorübereilt, um sich in dem freundlichen Becken des Comer Sees zu verlieren. Die ganze Umgebung verrieth von Weitem schon den Wohlstand der Bewohner. Saftiges Obst blickte durch das frische Laub zierlich angelegter Gärten, reinliches Vieh wandelte auf fetten Triften und zu symmetrischen Bogengängen verschlangen sich traubenschwere Reben auf den sanft gelehnten Vorhügeln des Berges Conto, welcher das Städtchen südwärts begrenzte. Der Handel und die Gewerbe blühten daselbst auf eine erfreuliche Weise. Selbst der gemeine Mann hatte des Sonntags sein Stück leckeren Bratens zu verzehren, denn an Erwerb fehlte es den fleißigen Bürgern nicht. Indem sie anderen das Geschirr aus Stein (Lavezzi) zu drehen verstanden, worin man sich gerne sein reinliches Mahl bereiten mag, lösten sie dafür genug, um sich selbst eine kräftige Hausmannskost zu gönnen. Auch brachten sie durch Kleinhandel, den sie auf Saumrossen über den nahen Splügen ins Rheinwald-Thal und südwärts in das Gebiet von Como und nach Valtelin betrieben, nicht Unerhebliches ein. So lebten und

webten denn mehr als zweitausend rührige Menschen, im Ganzen ziemlich wohlgemut und munter, in Pleurs und rechtfertigten vor der Welt mit nichts den traurigen Namen ihres Wohnortes, welcher zu deutsch so viel heißt als: Städtchen der Thränen (ville des pleurs). Dieser Name schrieb sich aber von einem Unglücke her, welches sich die Bewohner als eine schauderhafte Sage aus den Tagen der Väter erzählten. Etwas tiefer in der Enge des Thales lag nämlich einmal ein Flecken mit Namen Belfort. Dieser ging eines Tages durch eine plötzliche Ueberschwemmung zu Grunde. Man hatte daher in der Folge weiter in die Ebene vorgebaut und diesem, gleichsam aus den thränenwerthen Resten des versunkenen Fleckens entstandenen Wohnorte den Namen Pleurs, d. i. „Thränen", gegeben, damit die Enkel des beklagenswürdigen Schicksals ihrer Ahnen eingedenk blieben.

Aber die Zeit hatte schon längst ihren tröstlichen Schleier über das schauderhafte Ende von Belfort gebreitet und man dünkte sich unfern der Stelle, wo es begraben lag, so sicher, als ob Gottes Rächerblick diesen Winkel der Erde nie wieder finden könnte. Erst im Jahre 1618, in dessen Spätsommer ein drohender Komet mit schwärzlich rothem Kern und langer weißlich glühender Zornruthe am Himmel aufstieg, wurden auch die Bewohner von Pleurs aus ihrer Ruhe aufgeschreckt und unwillkürlich an das Schicksal ihrer Väter erinnert.

Die Furcht wirkt ansteckend; eine düstere Beklommenheit dämpfte das sonst so lebenslustige Treiben in Pleurs und artete einerseits in abgespannte Gleichgiltigkeit, andererseits in hastiges Drängen nach allem aus, wovon man sich Rath und Trost erwarten konnte. Zahlreiche Wallfahrten wurden unternommen, häufige Bittgänge angeordnet und die Tempel Gottes waren von Betenden und Schutzflehenden umlagert. Aber auch weisere und aufgeklärtere Männer, welche einen Kometen wol bewundern,

aber nicht fürchten können, mochten in jenen Tagen ihre Besorgniß nicht verbergen, zwar nicht um jenes unheimlich glühenden Sternes willen, sondern weil die Zeit wirklich zu ernst sich gestaltete; der Meinungskampf in Europas Herzen sich leidenschaftlicher regte und das Auge, welches forschend in die Zukunft blickte, keinen tröstlichen Stern zu erspähen vermochte, dessen Schimmer Glück und Segen verspräche.

Nur wenige Herzen blieben vielleicht unangefochten von der allgemeinen Verstimmung, indem sie zu sehr mit sich selbst beschäftigt waren und in diesen Herzen herrschte — die Liebe.

2.

Der Podestà von Pleurs, Jakob Muralto, hatte eine wunderliebliche Tochter mit Namen Rosalina. So schön an Leib und Seele sie auch war, so gab sie den Leuten doch wenig zu sprechen und schon daraus mag man schließen, daß Häuslichkeit und Sittsamkeit unter die schönsten Blumen gehörten, aus denen der Blüthenkranz ihrer Tugenden geflochten war.

Sechzehn Lenze schmückten mit den frischesten Rosen ihre Wangen und auf ihrer hohen, von dunklen Locken überschatteten Stirne spiegelte sich der Ernst ihres biederen, aber strengen Vaters eben so deutlich, als aus ihrem kindlichen klaren Auge der fromme Sinn ihrer vor fünf Jahren verewigten Mutter sprach, unter deren sorgsamer Obhut sie, hold und züchtig, herangewachsen war. Von der sterbenden Mutter dem Herzen des Vaters unter Thränen der innigsten Rührung empfohlen, fand sie auch an ihm bisher mehr den besorgten Freund, als den ernsten, unbeugsamen Herrn, als welcher Muralto im ganzen Gerichtsstabe von den Guten geachtet und von den Leichtfertigen

gefürchtet war. Sie hatte ihm ja noch nie Veranlassung gegeben, ihr etwas befehlen zu müssen; sie sah ihm jeden Wunsch an den Augen ab und ließ ihn, sobald es in ihren Kräften stand, eher in Erfüllung gehen, als er über seine Lippen gekommen war. Auch hatte sie bisher noch nie Ursache gehabt, sein Antlitz zu scheuen, wenn er auch noch so bewegt und tiefsinnig vom Rathhaussaale nach Hause kam. Sie durfte nur seine Hand fassen und sie mit einem schmeichelnden Blick an ihre Lippen drücken, so war jede Wolke von seiner Stirne schnell entflohen und Sitzung und Gericht vergessen. Nicht leicht mag es ein Mädchen so gut verstehen, alle Launen ihres Vaters in eine einzige, nämlich in gute Laune umzuwandeln, als Rosalina es verstand. Ein Wörtchen von ihr, und aus dem ernsten, oft grämlichen und unzugänglichen Schultheiß ward ein freundlicher, gesprächiger und scherzender Hausvater.

Um so auffallender mochte es dem Podestà sein, an seinem Töchterchen plötzlich eine Art von Zurückhaltung bemerken zu müssen, von welcher vor kurzem noch keine Spur vorhanden war. Er wußte anfänglich nicht, welchem Umstande er die Schuld dieser Veränderung beimessen sollte, und schrieb sie daher, um sie doch vor sich selber zu rechtfertigen, den Nachwirkungen einer Wallfahrt zu, welche Rosalina in Gesellschaft einiger edler Matronen des Ortes, nach dem weit entfernten, am nördlichsten Ende des Schweizerlandes gelegenen Nonnenkloster Olsberg, unternommen hatte. Dieser erste Ausflug aus dem Vaterstädtchen an eine geweihte Stelle, wo der Geist Gottes so fühlbar auf die Häupter der Andächtigen herabweht und das durch die Welt zerstreute und zersplitterte Gemüth sich sammeln kann im Schweigen der Einsamkeit und in der Ruhe der Erbauung, dürfte wol — so dachte sich Muralto — auf das empfängliche Gemüth des Mädchens einen tieferen Eindruck gemacht haben, als irgend

etwas von allem, was sie bisher erlebt hatte. Er drang deshalb auch nicht ernstlicher in sie, indem er theils hoffte, daß sich diese Stimmung nach und nach wieder verlieren würde, theils überzeugt zu sein glaubte, falls ihr eine andere Ursache zu Grunde läge, durch die gewöhnte Offenheit seiner Tochter bald des weiteren Forschens überhoben zu werden. Allein er täuschte sich. Immer tiefsinniger wurde die Arme; wie eine schmachtende Blume ließ sie das Köpfchen hangen; suchte die Einsamkeit auf, wählte den Mond zu ihrem Vertrauten und schien aus dem dunklen Feuerblicke des Kometen, dessen Flamme die Anderen schreckte, Trost und Ergebung zu saugen.

„Ei, das Fieber kenn' ich!" sprach Muralto zu sich selbst, nachdem er über den Zustand seiner Rosalina reiflicher nachgedacht. — „Die Knospe des Gefühles ahnt den nahen Lenz. Es ist der süße Drang des erwachenden Herzens, was sie ihrem eigenen Inneren entfremdet. — Wie ein kaum entpuppter Falter flattert ihre Seele zweifelnd hin und wider und weiß nicht, bei welcher Blume sie weilen, wo sie den Blüthenstaub ihrer Flügel zuerst im Frühlingsstrahle sonnen soll. — Ich will ihr die Blume wählen, die würdig ist, einen Falter wie Rosalina zu fesseln. Unser junger, deutscher Rathsherr, Theodor Fichtner, dürfte wol im Stande sein, die irrenden Gedanken und Gefühle meiner Tochter zu sammeln und ihrem Sinnen und Trachten eine bestimmte Richtung zu geben. Mit seiner jugendlichen, ansehnlichen Wohlgestalt verbindet er ausgezeichnete Geistesanlagen; ein vernünftiges Mädchen, dessen Sinn noch nicht anderwärts gefesselt ist, kann gegen einen solchen Freier unmöglich eine Einwendung machen. — Auch scheint der feurige und dabei doch so ernste Jüngling, gegen meine Rosalina nicht gleichgiltig zu sein. Er hat sich seit einiger Zeit näher an mich angeschlossen, hat mich manchen Blick in sein Inneres thun lassen, hat manches

Wörtlein hingeworfen, das mich über seine Absichten in keinem Zweifel läßt. — Nun, mit Gott! es sei! Ich will dem Winke folgen, den mir der Himmel selbst zu geben scheint und meiner Tochter über ihr eigenes Herz Klarheit verschaffen!"

Der junge Rathsherr war über Muralto's Ansinnen entzückt und gestand ihm ohne Rückhalt, was er schon längst für geheime Wünsche in seinem Innern gehegt habe. Mit inniger Wonne gelobte er ihm, alles zu thun, um Rosalina's Herz sich geneigt zu machen und ihr ein Los zu bereiten, dessen es sie gewiß nie gereuen dürfte. Der Vater, des wackeren Freiers sicher, beschloß, sich nun an seine Tochter zu wenden und ihr den überraschenden Aufschluß über das unbestimmte Drängen ihres Herzens selbst zu geben. Mit liebendem Ungestüme sah er dem Augenblicke entgegen, welcher den entscheidenden Wendepunkt im Leben seines theuren Kindes bilden sollte.

Rosalina saß eines Tages wieder recht trüb und nachdenkend in der Hausflur und starrte zum flammenden Himmel empor, den die sinkende Sonne mit hochrothen Strahlen überpurpurte. Die hellen Thränen standen ihr im Auge und glänzten im Widerscheine des Abends wie Blutstropfen. Tiefe Seufzer schwellten ihre Brust; ihre Blicke hafteten fest auf der Gartenwand des Nachbarhauses, als ob sie dort etwas bang Erwartetes suchten und ihre Seele war so ganz anderwärts beschäftigt, daß sie erschrocken zusammenfuhr, als der Podestà sie mit dem herzlichen Zurufe: „Was fehlt dir, Töchterchen?" aus ihrem Traume zu wecken suchte.

„Was mir fehlt?" erwiderte Rosalina fast unwillkürlich ihren Vater mit großen Augen anblickend und die Thränen, welche bisher wie Perlen am Saume ihrer Wimpern hingen, rollten, entfesselt über die Wangen hinab und straften das leise „Nichts"

Lügen, womit sie einer zweiten Frage ihres Vaters vorzubeugen strebte.

„Nichts — mein Kind?“ — entgegnete der Podestà, ihr sanft die Wange streichelnd, — „nichts? Besinne dich! Antworte deinen Thränen, wenn du meinen Fragen ausweichen willst. — Ich weiß, was dir fehlt. Dir ist dein Herz zu groß geworden und da brauchst du nun ein Wesen, mit dem du es theilen kannst. — Getrost, mein Mädchen! Ich weiß wol einen Rath! Verstehst du, Mädchen? Einen Rath weiß ich! — Sieh mich nicht so forschend an, als ob du den Doppelsinn meiner Worte nicht errietheſt. Du kennst den Rath, den ich dir geben will, wenn du's zufrieden bist. Es ist — doch wozu dich länger in den Schlingen eitler Worte fangen wollen — mit einem Worte: es ist Zeit, Kind, daß ich daran denke, dir einen braven Mann zu wählen, und ich habe dir einen gewählt, den du mir gewiß nicht verschmähen wirst, einen wackeren, jungen, liebenswürdigen Freier — unseren deutschen Rath, Theodor Fichtner. — Nun, Mädchen, magst du dein Herz mit ihm theilen und deine Hand für alle Zukunft ihm liebend anvertrauen?“

„Wenn Ihr es befehlt, mein Vater!“ war Rosalina's Antwort und schluchzend verbarg sie ihr nasses Auge an der Brust ihres Vaters.

3.

Das Cisterzienser-Kloster Olsberg (Oelberg) lag jenseits Rheinfelden hinaus, über dem Rhein, von Schwerstatt aufwärts in einem Engthale, durch welches ein kleines Gebirgswasser, die Feer (Wehr, Werr) genannt, dem Rheine zueilt. Zwischen zwei hohen Felsen, deren Häupter mit melancholischem Nadelgehölze bekrönt sind, schlingt sich der schmale Saumpfad

längs der Feer dem Kessel zu, in dessen innerstem Winkel die frommen Frauen der Andacht und Beschauung leben und frommen Pilgern gerne die Schätze ihres Gotteshauses erschließen und die köstlichen Perlen ihrer Andacht und Ergebung ihnen mittheilen. Manche Unbill mußte der fromme Verein im Drange der Zeiten erfahren. Eben vor einem Jahrhunderte, da die edle Jungfrau Katharina von Schönenberg als Abbatissin dem Kloster vorstand, ward im Tumulte eines verheerenden Bauernkrieges das Gotteshaus ganz geplündert und großer Schaden daselbst angerichtet. Erst in einem Zeitraume von vierzig Jahren konnten die traurigen Nachwirkungen dieses Unfalles durch die sechsundzwanzigste Abbatissin Katharina von Hersberg einigermaßen vertilgt und vergütet werden. Durch Herstellung geräumiger Pilgerwohnungen und durch ansprechende Ausschmückung des Gotteshauses, lockte das Kloster wieder häufige Wallfahrer an, deren Zahl besonders in dem genannten Kometen-Jahre, durch die allgemein herrschende Besorgniß, zum Unglaublichen stieg.

Auch die Matronen, denen sich Rosalina angeschlossen hatte, scheuten die lange, beschwerliche Reise über den Berg Splügen und über die Städte Uznach, Rapperschwyl, Zürich und Baden nicht, um in den geweihten Mauern von Olsberg Trost und Ermuthigung für eine ahnungsschwere Zukunft zu finden. Sowol sie, als das ihnen anvertraute Mädchen fanden den Ruf dieser weitbekannten, segenspendenden Stätte begründet, und hielten sich einige Tage lang dort auf. Unverlöschlich war die Erinnerung, die besonders die unerfahrene, tieffühlende Jungfrau von dort mitnahm. Allein von dem, was ihr auf dem Heimwege begegnen sollte, hatte sie keine Ahnung, sonst würde sie ihren Pilgerlauf gewiß nicht so harmlos und unbefangen angetreten haben.

Ein nebliger Morgen war es, an welchem Rosalina mit ihren Begleiterinnen den Rückweg antrat. Einzelne Sonnenblicke versprachen einen heiteren Tag und wohlgemuth trabten die Pilgerinnen, von den verhallenden Glockentönen des Klosterthurmes in eine süßwehmüthige Stimmung gewiegt, auf ihren Saumrossen, gefolgt von einem Klosterdiener, den schmalen Felspfad zur Seite der Feer entlang.

„Das Wasser trübt sich!“ sprach der Diener. — „Es muß im Hochgebirge geregnet haben und das wäre schlimm. Nachtregen in der Alpe droben gibt im Thalkessel gern ein Vormittagswetter!“

Die Frauen nahmen des Dieners Bemerkung gleichgiltig hin, und ritten unbesorgt dem Walde beim kalten Brunnen gegen die Hofmatten zu, welcher sie bald mit schauerlichem Rauschen in seine Dunkelheit aufnahm. Eine dumpfe Schwüle, von einzelnen Windstößen unterbrochen, veranlaßte den Diener zu einem bedenklichen Kopfschütteln, mit dem Bedauern, daß es zum Umkehren schon zu spät wäre, und nun nichts anderes übrig bliebe, als im beschleunigten Trabe der Herberge zuzueilen, welche eine Stunde weit hinter dem Walde in Olsberg neben der sogenannten Schneckenschleife läge. Ein fernes Donnergrollen gab seinen Worten Nachdruck und die Frauen beeilten sich, so gut sie konnten, um das bezeichnete Asyl noch vor Ausbruch des Wetters zu erreichen. Ungestümer wurde der Wildbach und begann bereits höhere Wellen zu werfen. Der Donner rollte näher; fahle Blitze zuckten über die Wipfel der Föhren hin, und in dicken Tropfen raschelte der Regen auf das Laub des Erlengebüsches, welches sich am Saume des schäumenden Gewässers hinzog.

Schon zeigte sich den angstbeklommenen Reiterinnen der Ausgang des Waldes; nur ein halb Stündchen mochte die

ersehnte Herberge noch entfernt sein. Da brach das Ungewitter mit allen seinen Schrecken los und wüthete so ungestüm, als ob es auf das Verderben aller abgesehen wäre, denen es nicht gelang, noch früher ein sicheres Obdach zu finden. Das dumpfe Murren des Donners war in ein unausgesetztes, gellendes Gerassel, das Rauschen des Windes in das furchtbare Sausen eines Orkanes, der Wellenschlag des Wildbaches in ein tobendes Fluten und Orgeln übergegangen. Die Blitze fuhren, so nah und feurig, am Boden hin, daß sie aus den Tiefen des Waldgrundes gegen Himmel emporzuzischen, nicht aber aus den Wolken herabgeschleudert zu werden schienen. Die Saumrosse der Reisenden, wiewol an solche Gebirgsabenteuer mehr gewöhnt, als andere Thiere, zitterten doch am ganzen Leibe und sträubten sich, dem lenkenden Zügel zu gehorchen. Plötzlich schoß ein bläulich flammender Keil, mit betäubendem Gepraſſel, knapp neben Rosalina's Roß in den wirbelnden Gischt der Feer hinab, daß die Wellen, wie siedend, hochaufspritzten und dann in einen dampfenden Trichter, hohl brüllend, einstürzten. Wie von summenden Bremsen verfolgt, riß das erschrockene Thier, dessen Lenkerin entgeistert die Zügel fahren ließ, mit flatternden Mähnen aus und würde unvermeidlich in das empörte Wellengrab hinabgesprungen sein, wäre nicht aus einer Felsengrotte knapp am Pfade, ein von Gott gesendeter Retter hervorgestürzt, welcher dem scheuen Rosse in die Zügel fiel und das sinkende Mädchen in seinen kräftigen Armen auffing. Dieser unerwartete Retter gab sich in der nahen Herberge, welche die Reisenden endlich, ohne weiteren Unfall, erreichten, der tief ergriffenen Rosalina als einen nach Italien pilgernden Nordländer zu erkennen. Seinem Wanderleben entsprach auch der Name, den er ihr, auf ihre Bitte, mittheilte; er hieß Pilgerin. Der letzte aus einem alten Geschlechte, beschloß er die Welt zu durchziehen,

um entweder, wo sich Gelegenheit zum Ruhme darböte, das Schwert zu ergreifen, oder, falls ihn irgendwo süßere Bande fesseln würden, mit Herz und Habe sich dort anzusiedeln. „Der Zufall", setzte er mit bedeutender Miene und sanftem Erröthen hinzu, „scheint mir mit einem Male das Glück der Häuslichkeit dringender empfehlen zu wollen, als den lockender Flitter des Ruhmes!"

Rosalina dankte ihrem Retter innigst gerührt und konnte ihm nur mit Mühe seine Bitte gewähren: selbst, wenn ihn sein Stern je in ihre Nähe führen sollte, Niemandem zu verrathen, welch' einen, ihm so theuren Dienst Gottes Fügung ihn einer Bedrängten erweisen ließ. Mit Rührung nahm er Abschied von der schönen Rosalina und lispelte ihr, noch unter der Schwelle ihr leise die Hand drückend, auf die Frage, wohin er seinen Weg nun nähme, mit sanfter Stimme zu: „Ich ziehe meinem Sterne voraus!"

4.

„Warum hast weder du, noch irgend jemand von deiner Begleitung, mir etwas von diesem Vorfalle erzählt?" fragte Muralto mit sanftem Vorwurfe seine Tochter, die seiner dringenden Bitte, ihm ihr Herz anzuvertrauen, ihm zu gestehen, was ihr auf ihrer Wallfahrt begegnet sei, das sie so verändern konnte, ihn nicht länger in bangen Zweifeln zu lassen, nicht mehr zu widerstehen vermochte. — „Warum ließest du mich nur errathen, was du, als aufrichtige Tochter, deinem liebenden Vater, so sicher und offen hättest anvertrauen können?"

„Ich sagt' Euch ja, Vater," entgegnete Rosalina, „daß ich meinem Retter das Versprechen geben mußte, nichts von seiner Edelthat zu erwähnen. Meine Begleiterinnen aber wollten Euer zärtliches Vaterherz nicht mit der Schilderung einer Gefahr

quälen, die, wenn gleich von Gott glücklich abgewendet, mich dennoch bis an den Rand des Grabes gebracht hat. — Nur Bewußtsein dessen, was mir Kindesliebe zur Pflicht macht, konnte mich wortbrüchig gegen den Jüngling machen, dem ich mein Leben verdanke! Nun wißt Ihr alles, lieber Vater, und nun könnt' Ihr Euch wol erklären, daß mich die Erinnerung an jenen schrecklichen und doch so wunderbaren Augenblick manchmal ernster stimmte, als Ihr es bisher an mir gewöhnt sein mochtet. Nur der Mensch, glaub' ich, kann immer heiter sein, an welchem das Leben immer nur tändelnd und spielend vorüberzog; wem es aber einmal einen ernsteren Blick in seine unheimlichen Tiefen gegönnt hat, dem mag man es wohl verzeihen, wenn er bisweilen dasitzt und sinnt und dichtet, und denkt —"

„Und weint?" fiel ihr der Podestà ins Wort. — „Kind, Kind, du sagst mir: ich wüßte nun alles? Täuschest du mich nicht? Mir ahnt, als wüßt' ich kaum das Geringste von dem, was dir auf dem Herzen liegt. — Hast du seither von deinem edelmüthigen Retter nichts gehört? Ich möchte ihn kennen, um ihm, wenigstens durch mein stillschweigendes Benehmen, schonend einen Theil der großen Schuld abzutragen, zu der mich verpflichtet zu haben, er durchaus nicht gestehen will! Du errötheſt? Deine Augen schwimmen in Thränen? — Rosalina! — Sei aufrichtig! — Du weißt um ihn; dein Zittern verräth mir's. Er ist dir wohl in unserem Städtchen schon begegnet? Er ist hier! Läugne nicht! Er ist hier!"

Rosalina fiel ihrem Vater weinend um den Hals. Sie hatte ihr Geheimniß verrathen; sie mußte nun alles sagen, alles bekennen. Der entscheidende Augenblick war gekommen. Pilgerin war wirklich seinem Sterne, nämlich der schönen Rosalina, vorausgezogen; er war auch seinem Sterne in Pleurs begegnet und setzte durch sein Erscheinen ein Verhältniß

fort, welches in einer zu wichtigen Stunde angeknüpft worden war, als daß es ohne Nachklang hätte bleiben können. Er hatte seinen Aufenthalt in einer Herberge genommen, deren Rückseite an den Hausgarten des Podestà stieß. Hier sah er von seinem Erker aus jeden Tag die holde Nachbarin lustwandeln und weidete sich an dem Anblicke ihrer Reize und ihrer Züchtigkeit. Nur in stiller Beschauung gefiel sich anfangs seine Liebe, ohne ein Wort des Geständnisses zu wagen. Nach einigen Wochen erst drängte sich sein tiefes inniges Gefühl auf die Lippen und machte sich in den sinnreichen Zeilen eines Liedes Luft, das er mit zitternder Stimme eines Morgens zur Laute sang, als eben Rosalina wieder in den Garten trat, um das kleine, mit lieblichen Herbstblumen bepflanzte Beetchen zu begießen. In süßer Ahnung wendete sie ihre Blicke den Klängen nach und erkannte mit freudiger Beklommenheit in dem lauschenden Sänger ihren Retter Pilgerin. In seiner Romanze war die Absicht seines Kommens klar ausgesprochen und Rosalina's Gartenbeetchen hatte in seinem kleinen Blumenwörterbuche der Wörter genug, um den schönen Sinn jenes Liedes zu erwiedern. Der Bund war geschlossen und war es um so fester, je weiter in die Zukunft hinausgerückt das Ziel erschien, welchem die Herzen Beider, vielleicht sich selber nur erst halbbewußt, entgegen klopften. Wie ein Blitzstrahl traf es daher das in stille Ruhe eingewiegte Herz des Mädchens, als Muralto die Absicht, ihr einen Gatten zu bestimmen, entschieden aussprach. Diese betäubende Ueberraschung trug auch die Schuld, daß Rosalina den letzten ernsten Augenblick unbenützt vorüberließ, in welchem sie vielleicht durch ein offenes Geständniß, dem verhängnißvollen Zusammentreffen der Umstände, das sich vorbereitete, noch hätte begegnen können. Sie erkannte nun zu spät, wie schwer sich die kleinste Verschlossenheit und Unaufrichtigkeit gegen einen zärtlichen Vater

räche, so wie dieser, leider! auch zu spät einsah, daß eines Mädchens Herz eine zarte Sinnpflanze sei, die einer sorglichen, behutsamen Pflege bedarf, um nicht dem Nachtfroste der Enttäuschung zu erliegen. Bitter bereute er seine Voreiligkeit bei der Wahl eines Eidams. Was konnte er nun aber thun? — Der Rathsherr Theodor Fichtner hatte sein Wort; Pilgerin hingegen hatte zwar dieses nicht, aber weit mehr, nämlich die Liebe Rosalina's. Den Rathsherrn, einen so wackeren, geraden Mann zu beleidigen, wäre höchst unbillig gewesen. Er hegte die redlichsten Absichten; meinte es vollkommen ernst und schien entschlossen, Blut und Leben für den Besitz eines Mädchens zu wagen, ohne das er, seit ihm die Hoffnung so freundlich lächelte, sein Dasein für unabgeschlossen halten würde. — Pilgerin aber verdiente ja auch keinen Vorwurf; er hatte sich, im Gegentheile, ein unanfechtbares Recht auf ein Wesen erworben, dessen Leben das Werk seines Muthes war; ihm gegenüber war Muralto Schuldner von Seite der Natur, wie Fichtnern gegenüber hinsichtlich seines gegebenen Wortes.

Jenem eine Bewerbung zu verargen, zu welcher er von dem Vater Rosalina's selbst ermuthigt worden war, wäre eben so ungerecht gewesen, als dem Mädchen die Neigung zu einem Manne zu wehren, dem es durch die heiligen Pflichten der Dankbarkeit verbunden war.

Der Vater konnte, als Ehrenmann, hier nichts anderes thun, als durch ein unverhohlenes Geständniß beide Bewerber in die Kenntniß der Umstände setzen, deren Verwicklung jeden Machtspruch ihm unmöglich machte; wozu er sich denn auch, nicht ohne schweren inneren Kampf, entschloß. Nachdem er seiner Tochter das Schwierige seiner Lage, mit väterlicher Schonung begreiflich gemacht hatte, begab er sich selbst in Pilgerin's Wohnung, verständigte ihn von allem, was

vorgefallen war und überließ es ihm zur Beurtheilung, was er für räthlich und förderſam erachtete. Pilgerin, eine ſtille, ſchwärmeriſche Seele, erklärte Roſalina's Glück für ſein eigenes Ziel, an deſſen Erreichung er alles ſetzen wollte, wenn er die Ueberzeugung gewänne, daß ſie, wie er mit ihr, nur allein mit ihm glücklich werden zu können fühlte. — Mit gleicher Offenheit wendete ſich Muralto an den feurigen, ungeſtümeren Theodor Fichtner, welcher bei der unerwarteten Mittheilung wild aufbrauſte und, um keinen Zoll breit von ſeiner ſüßen Hoffnung weichend, alles aufzubieten beſchwor, um ein ſo theueres Kleinod, deſſen Beſitz er ſich bereits geſichert glaubte, gegen jeden fremden Einſpruch zu behaupten.

Tief gebeugt durch die traurige Vorahnung eines unſeligen Wettkampfes, theilte der Podeſtà ſeiner Tochter die Unmöglichkeit eines verſöhnenden Ausgleiches mit und machte ſich über ſeine Voreiligkeit die bitterſten Vorwürfe, als dieſe ihm weinend geſtand, daß ſie eher ſterben, als von ihrem innigſtgeliebten Pilgerin laſſen und einem Manne die Hand reichen wollte, den ſie zwar hoch achte, aber als einen Feind ihres Glückes nur haſſen könne.

5.

Eines Tages fand Pilgerin, als er von einem kleinen Jagdritte nach Hauſe kam, einen verſiegelten Zettel, welcher für ihn war abgegeben worden. Ohne ahnen zu können, was er enthalte, erbrach er ihn ruhig und las, zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen, folgende Zeilen:

„Unbekannter Nebenbuhler!

„Der Name, den ich dir gebe, mag dir beweiſen, daß ich dich, ungeachtet wir uns im Leben noch nie gegenüber ſtanden,

haſſen muß; denn du liebſt, was ich liebe und willſt nicht, kannſt vielleicht auch nicht laſſen, was ich nie laſſen werde. Du verſtehſt mich; der Preis, um den wir werben, iſt zu hoch, als daß wir nicht beide unſer Leben lächelnd in die Schanze ſchlügen, um ihn zu gewinnen. Wer liebt, der wagt; wer nichts wagt, hat nie geliebt. Abtreten kann ich dir eine Hand nicht, ohne deren Beſitz ich nicht leben kann, wenn ich nicht wenigſtens den Troſt habe, alles dafür eingeſetzt zu haben. Und auch du könnteſt, ſelbſt im Beſitze derſelben, nicht leben, wenn ich dir's, mit dem fürchterlichſten Eide beſchwöre, ſo lange ich athme, als unverſöhnlicher Racheengel hinter deinem Glücke zu ſtehen. Ich weiß, daß ich mit dieſem Geſtändniſſe eine böſe Seite meines Herzens nach außen kehre; aber die Liebe hat das an ſich, daß ſie mit einem Winke ſelbſt Engel in Teufel verwandeln kann. Darum will ich dir mit deutſcher Aufrichtigkeit, keinen Zug meines Innern verhehlen und erkläre dir hiermit, daß ich kein anderes Mittel kenne, um den böſen Knoten, den unſer Unſtern ſchürzte, zu zerhauen, als das — Schwert! Laß uns kämpfen um Roſalina's Beſitz; — ihre Hand ſei des Siegers Preis. Wir ſchreiben heute den zweiten Tag des Herbſtmondes; in zwei Tagen fällt der Name der Heiligen, den der Gegenſtand unſeres Kampfes führt. Ein öffentlicher Kirchgang verſammelt, ſo viel ich weiß, an dieſem Tage die meiſten Bewohner der Stadt zur Abendandacht im Dome der frommen Siedlerin Roſalia und macht die Umgegend menſchenleer und unbelauſcht. Um die fünfte Stunde dieſes Tages erwarte ich dich daher auf dem Rebenhügel, nordwärts hinter der Stadt, deſſen Gipfel ein kleines Gehölz bedeckt. Dort wirſt du mich gerüſtet finden; wenn du ein Mann biſt, ſo erſcheine und laß uns mit dem Stahle ſchlichten wofür es ſonſt keine menſchlichen Richter gibt."

„Theodor Fichtner."

Das Loos war geworfen. Was auch immer aus diesem Schritte entstehen dürfte, Pilgerin sah sich keine Wahl gelassen; er mußte seinem hartnäckigen Gegner die Spitze bieten. Freilich erkannte er mit Zittern, wozu dieser unselige Kampf führen könne. Wenn er fiele und sein Besieger um Rosalina's Hand würbe, mit welchem Gefühle würde sie dem Mörder dessen folgen, den sie, wie er sich's klar bewußt war, so innig und einzig liebte. Kann man sich für ein liebendes Herz eine größere Qual denken, als gekettet zu werden an ein Wesen, das man hassen, verabscheuen, verwünschen muß, das man in jedem Augenblicke, bespritzt von dem Blute des Theuersten was man hatte, sieht und diese Pein ertragen zu müssen, bis der Gram dem zerrissenen Herzen den ersehnten letzten Frieden bringt? Und könnte es nicht leicht so kommen, könnte nicht eben das Bewußtsein, alles gewinnen oder verlieren zu müssen, die sonst sichere Hand lähmen und das Auge blenden? — Und doch, gibt es einen andern Ausweg?! — Der Entschluß eines Deutschen steht fest, wie Berge; auf einen gütlichen Ausgleich ließ sich daher nicht denken. Mittheilen durfte er keinem menschlichen Ohre, was bevorsteht, wenn er nicht den Vorwurf bübischer Feigheit auf sich laden wollte. So schrecklich also auch die Besorgnisse, so traurig die Ahnungen waren, welche sein tief ergriffenes Gemüth durchkreuzten, so mußte er doch dem drohenden Schicksale muthvoll und schweigend entgegentreten.

Nur der Gedanke, daß er sein Geschick nicht selbst zum zweifelhaften Kampfe herausgefordert habe, daß er nicht den fernsten Anklang eines unlauteren Gefühles in seiner Brust hege, daß er mit freiem, muthvollem Auge seinem Feinde die Spitze bieten könne, gewährte ihm in seiner traurigen Lage Trost und Kraft. Durch fromme Ergebung suchte er jene Fassung zu gewinnen, ohne welche der sicherste Arm dem Kämpfer leicht

untreu wird; vermied absichtlich bis zur Stunde der Entscheidung, den Anblick Rosalina's, deren Bild seinen Geist nur in neue Unruhe versetzt haben würde und erkräftigte sich während der kurzen Frist, die ihm noch gegönnt war, im Anschauen, der hehren, ruhigen Natur, als des treuen Spiegels eines ewig wachenden Wesens, ohne dessen Wink kein Haar vom Haupte, kein Sperling vom Dache fällt, ohne dessen Wink wol auch die Spitze eines Schwertes nicht spitz genug für sein Herz wäre, mit welchem ein anderes in banger Qual vergehend, mitbräche. Zu ordnen hatte er weiter nichts; allein dastehend in der Welt, konnte er seine Rechnung mit ihr leicht schließen. Ihm würden keine Eltern, keine Freunde nachweinen; um seine Habe würde es kein Gezänke geben, — nur zwei Augen dürften nimmer fröhlich blicken, sondern bald nach den seinigen sich schließen, um in einem besseren Jenseits liebend ihm entgegenzuglänzen.

In dieser Stimmung erwartete er den verhängnißvollen vierten Tag des Herbstmondes 1618. — Blutroth stieg die Sonne im Osten empor und brach sich mühsam durch den dichten Nebel Bahn, welcher über den Giebeln und Dächern von Pleurs hinwogte. Schwermüthig wandelte Rosalina in den Hausgarten hinab und blickte erwartungsvoll nach dem Erker, von welchem ihr sonst Pilgerin den Morgengruß zuwinkte. Aber diesmal war es schon der zweite Morgen, an dem sich ihr kein Pilgerin zeigte. Bange Zweifel kreuzten sich in ihrem Gemüthe und eine schwere Ahnung drückte, wie Centnerlast, ihr Herz. Hätte sie gewußt, welcher Gedanken sich der arme Jüngling, hinstreifend über die morgenfrischen Rebenhügel vor der Stadt zu entschlagen suchte, sie würde mit ihrem Jammer das ganze Haus erfüllt und verzweifelt gegen das Unvermeidliche angekämpft haben. So aber machte sich ihre Beklommenheit in

Thränen Luft, von denen sie wol nicht ahnen konnte, daß es die letzten wären, die auf ihre Blumen rieselten.

Schwere Wolken hingen am dunstigen Mittagshimmel; ein flimmender Höhenrauch, wie sonst nur in den schwülsten Sommertagen, umschleierte den Horizont. Einzelne Windstöße, denen plötzlich wieder eine dumpfe Ruhe folgte, sausten in langen Pausen durch die Luft. Die Vögel flatterten hastig durcheinander; sammelten sich wohl auch hin und wieder um die Thurmknöpfe und schienen Uebungsflüge halten zu wollen, um sich auf ihre große Wanderung im Spätherbste vorzubereiten.

Ueberhaupt war es, als ob die Angst, welche sich, wie öfter in diesen Tagen banger Erwartung, aller Gemüther mehr oder minder bemächtiget hatte, besonders auffallend waltete und sogar auf die arglosen Thiere übergegangen sei, so unerklärlich und seltsam war die Bewegung, die in der ganzen Stadt herrschte.

Freudlos wurde das Mahl in den Häusern verzehrt und wie ein Ruf der Erleichterung, klang es den Ohren, als gegen die vierte Stunde des Nachmittags die Glocken vom Rosaliendome das Volk zum Gebete luden.

6.

Rosalina, der es im Hause heute so enge ward, wie nie vorher, war schon früher zur Kirche vorausgeeilt. An der Pforte übergab ihr der Meßner ein versiegeltes Blättchen mit dem Bemerken: ein junger Mann hab' es ihm schon am frühen Morgen übergeben, aber ihm verboten, es ihr eher einzuhändigen, als bis sie Nachmittags selbst zur Kirche käme.

Erschrocken trat Rosalina bei Seite und erbrach zitternd das Blättchen. Es war von Pilgerin. Er konnte unmöglich

seinem Schicksale entgegengehen, ohne seine theuere Geliebte auf das Unglück wenigstens vorzubereiten, das ihr bevorstände, wenn Gott seinem Gegner den Sieg verliehe. Nur mit Mühe konnte sie die folgenden Zeilen enträthseln, welche, wie mit dem Herzblut ihres Retters geschrieben, sich vor ihren schwimmenden Augen, bunt und bunter durcheinander wirrten:

„Theuere Rosalina!

„Wenn Du diese Zeilen liesest, bin ich dir entweder ewig gewonnen oder — verloren. Fichtner hat mich aufgefordert, um deinen Besitz mit ihm zu kämpfen. Die fünfte Stunde des Nachmittags entscheidet unser Los. Wenn ich Abends nicht als Sieger dir entgegeneile, so suche meinen blutenden Leichnam in dem kleinen Gehölze, welches den Gipfel des Rebenhügels nordwärts hinter der Stadt, bekränzt. Bete für mich, bis wir uns wieder sehen — hier — oder — dort! Ewig Dein."

„Pilgerin."

Von der Angst der Verzweiflung getrieben, flog Rosalina, selbst nicht wissend was sie thue, auf dem kürzesten Wege aus der Stadt, dem bezeichneten Hügel zu, der ihr wie der Leichenhügel ihres Geliebten von fern entgegenragte. Ein guter Engel schien ihre Schritte zu lenken und sie, trotz der Betäubung, die alle ihre Sinne lähmte, den schmalen Pfad vor allen anderen finden zu lassen, welcher geradenwegs in das bezeichnete Wäldchen leitete. Der Himmel gab ihr Kraft, die steile Höhe, in unaufhaltsamer Hast emporzuklimmen.

Sie achtete weder der Sonne, die ihre Strahlen aus dem schwarzbewölkten Westen stechender, als in den Tagen des Julius, herabschoß; noch des drohenden Gewitters, welches über dem Berge Conto um so grauenhafter aufstieg, je ungewöhnlicher es um diese Jahreszeit sein mochte; nicht des wilden Sturmes,

welcher Blätter und Staub in luftverfinsternden Wirbeln empor-zutreiben begann; nicht des unheimlichen Sausens und Murrens, welches in grauenvollen Absätzen, den Hilferuf der fernen Glocken übertäubte. Sie hörte im Geiste nur Schwertergeklirr, nur den Schmerzensschrei des Geliebten, nur das teuflische Hohngelächter seines Mörders und sah in der kurzen Strecke, die sie noch von dem verhängnißvollen Wäldchen trennte, ein unerreichbares Ziel, das mit jedem Schritte neckend zurückwich. Jetzt war sie am Gipfel. Das Gehölz theilte sich; Schwerthiebe fielen; zwei Gestalten stürzten im wilden Kampfe auf einander zu und mit einem Schrei des Entsetzens, warf sich Rosalina, besinnungslos, zwischen die Kämpfenden. Von Staunen gelähmt, ließen sie die Schwerter fallen und fingen die Sinkende in ihren Armen auf, über deren blasse, von einem leisen Streifhiebe geritzte Wangen, einige Tropfen Blutes purpurn hinabglitten.

Eine lange Pause des Schweigens fesselte die entgeisterten Feinde. Der Knoten, welchen sie mit dem Schwerte zu zerhauen gedachten, war noch fester geschürzt; wer konnte ihn lösen?

Er ward gelöst, auf eine fürchterliche Weise gelöst, die kein menschlicher Geist voraus ahnen konnte. — Ein entsetzliches Gepraſſel, als ob der Erdball in Trümmer ginge, weckte nämlich die erstarrte Gruppe plötzlich zum Leben auf, um das Gräßlichste zu schauen.

Eine undurchdringliche pechschwarze Wolke hing über dem zu ihren Füßen ausgebreiteten Städtchen. Fahle Blitze zuckten quer durch das Thal. Pfeifendes Sturmgeheul wimmerte aus den Klüften des Berges Conto, der seinen Rücken wild aufkrampfte und dicke Dämpfe aus den gespaltenen Seiten hervorqualmte. Jetzt hob ein unterirdisches Grollen und Rollen an; kollerte, ruckweise, näher und näher; schwoll, wie das ferne Rauschen empörter Brandung, lauter und lauter auf; sprengte endlich die

festen Rippen des Bergkolosses, in dessen Inneren es gohr, und zerriß mit donnernder Gewalt, die Millionen Wurzelketten und Felsenbande, mit welchen der Conto seit Jahrtausenden an sein Stammgebirge festgekittet war, wie morsche Bindfäden. Drei Mal bäumte der ungeheure Bergkegel, seine hundertjährigen Tannen wie Splitter abschüttelnd, sich mit lautem Stöhnen mächtig auf, bis er, aus seinen Angeln gehoben, sich neigte und unter grausenhafter Erschütterung, auf die Stadt zu seinen Füßen stürzte. Ein verworrener Lärm, wie der vereinigte Todesschrei aus zweitausend Kehlen, vermischte sich mit dem prasselnden Donner zerstäubender Gebäude, einbrechender Thürme, fallender Glocken und krachender Balken; und ein Knistern und Zischen, als von siedendem Gewässer, durchrauschte die Luft, wie ein Seufzer der Natur um das arme Städtchen — der Thränen. Zitternd, uneingedenk ihres Hasses, hielten Fichtner und Pilgerin einander umschlungen und wußten der, aus ihrer dumpfen Betäubung aufwachenden Rosalina auf ihre Frage: was geschehen sei? keinen andern Bescheid, als hinabzuzeigen auf die Stelle des Jammers und zu stammeln: Wir stehen vor — Belfort!

Der Aufruhr der Natur schwieg. Nur leise zuckte es noch hin und hin, wie die Gliedmaßen eines eben Verröchelnden; dann folgte eine tiefe Stille. Die Sonne sank blutig im Westen und theilte mit ihren sinkenden Strahlen den Nebel, der wie ein Leichentuch, über das Feld der Verwüstung ausgebreitet lag. Er zerriß und ein flimmender Wasserspiegel wogte ruhig in dem Kessel des Thales, den vor wenigen Minuten noch die Wohnungen lebensfroher Menschen erfüllt hatten.

Keine Thurmspitze ragte empor; keine menschliche Gestalt zeigte sich, so weit das Auge reichte; — alles versunken und begraben und jede Spur der Freuden und Leiden verwischt, die

seit den Tagen von Belfort, hier in Tausenden von Herzen wohnten. Niemand gerettet als die Drei, die, keine Worte für ihr Gefühl findend, verschlungen und sprachlos, noch lang in das Wassergrab hinabstarrten, als schon die Sterne heraufgezogen waren und der Komet seine flackernde Zornruthe, stolzbewußt in den Fluten spiegelte.

7.

Wer mag, wenn er Zeuge eines solchen Jammers war, noch an sein eigenes Herz, noch an die Freuden der Welt, noch an die kleinlichen Kämpfe der Erde denken? — Da schwindet wol jeder Drang nach dem Zeitlichen; da verstummt jede Leidenschaft; da tritt das Himmlische, in welchem allein die Lösung solcher Schreckensräthsel zu finden ist, klar vor das Auge der Seele und abgeschlossen steht der Mensch, und betrachtet die Frist, die ihm noch gegeben ist, nur als die letzte kurze Stunde seiner Prüfungszeit.

So sah auch der Morgen, welcher dem Sterbetage von Pleurs nachfolgte, die Jünglinge Pilgerin und Fichtner als Freunde, am Ufer des Sees stehen, aus welchem sich das Mairaflüßchen langsam hervorarbeitete. Rosalina's Mienen aber zeigten, daß auch sie mit ihrem Herzen ausgeglichen, ihrer wahren Bestimmung bewußt geworden sei. Sie reichte ihren Unglücksgefährten mit ruhiger Ergebung die Hand und bat sie freundlich, ihr den letzten Dienst zu erweisen, den sie auf Erden von ihnen noch forderte. In brünstigem Gebete kniete sie noch einmal an den Ufern des Sees, dem krystallenen Grabmal ihres Vaters und ihrer Vaterstadt, nieder; rief ihm ihren kindlichen Dank in die Fluten nach und erhob sich dann, um unverweilt, von ihren

ehemaligen Bewerbern begleitet, die Wanderung nach dem Kloster Olsberg anzutreten, in dessen Mauern sie die Erinnerung an ihre Freuden und Leiden zu begraben beschloß.

Wie Wundermenschen wurden die drei Wanderer von Pleurs allenthalben betrachtet, wohin sich die Schreckenskunde verbreitet hatte. Man hielt sie für Wesen, denen Gott durch ein sichtbares Zeichen ihre Berufung zu höherem, als irdischem, Dienste verkündet habe. Selbst in das Kloster Olsberg war ihnen die Nachricht von dem Untergange von Pleurs bereits vorangeeilt; Bauern aus den Thälern des grauen Bundes, welche mit den Einwohnern der Seen des Mittellandes im lebhaften Verkehre standen, hatten sie dahin verbreitet. Sie waren mit ihren Saumrossen, wie gewöhnlich nach Cleven gekommen, um daselbst im Dorfe Schilano und in Pleurs Einkäufe zu machen; fanden aber, wie durch einen Zauberschlag, statt der beiden letzteren einen See und hörten von den Dörfern der Umgegend, daß sie sammt allen Bewohnern, versunken seien und nicht einmal ein Zeuge des Unglückes sich gerettet habe. Um so viel höher stieg nun die allgemeine Theilnahme für Rosalina und ihre Begleiter, und zwang sie mehr als hundert Mal die Heroldin ihres traurigen Schicksals zu werden. Mit offenen Armen empfing die Abbatissin das verwaiste Mädchen, auf dessen ersten Besuch sie sich recht wol zu entsinnen wußte und nahm es mütterlich in ihren Schutz auf.

Noch eine herbe Stunde gab es hier für sie: ihre Trennung von Pilgerin, ja auch von ihrem neuen Freunde Fichtner. Aber auch diese Stunde ging vorüber. Die Beiden ritten schweigend von hinnen.

Zwischen Rosalina und der Welt sank das Klostergitter und sie gehörte dem Himmel.

Bis an das Alpenthor der windischen Mark zogen die beiden Leidensbrüder miteinander. Hier trennten sie sich mit brüderlicher Rührung auf ewig.

Pilgerin zog nordwärts, durch das blühende Oesterreich, der Grenze Böhmens zu, wo die Glaubensspaltung den Brand des Krieges entzündet und, wie ihm der Ruf verkündete, Graf Bucquoy eben die Böhmen geschlagen hatte, daß sie um Beförderung eines Waffenstillstandes an Kur-Sachsen schrieben. Dort trat er in die Dienste des Kaisers, um für seinen Glauben und sein Vaterland zu fechten, und mag wol im redlichen Kampfe den ersehnten Tod des Helden gefunden haben.

Theodor Fichtner scheint in der Steiermark geblieben zu sein. Wenigstens kommt unter den Prioren des Karthäuser-Klosters Seiz, welches nun auch schon in Trümmern liegt, einer dieses Namens vor, nämlich der achtundsechzigste, welcher in der Folge Prior zu Olmütz wurde.

Das Städtchen Pleurs aber wurde nicht mehr hergestellt. Durch zweimaligen Ruin gewarnt, wagten es die Enkel nimmer, ihre Wohnungen an eine so verhängnißvolle Stelle hinzubauen. Jetzt kann man den Wanderern in der Provinz Sondrio, eine Stunde weit von der Stadt Cleven, kaum mehr die Stelle genau bestimmen, wo Pleurs einst lebensfroh und munter stand, das arme — Städtchen der Thränen.

Dr. Faust am Riederberge.

Des Traumes Mächten hingegeben,
Verliert der Mensch sein Recht auf sich;
Verschrieben einem fremden Leben,
Verschmilzt er in ein fremdes Ich;
Mag er gewinnen oder leiden,
Er kann's nicht wählen und nicht meiden!

1.

Der junge Baron Gold hatte jenen Zeitpunkt erreicht, welchen wir, nicht eben am passendsten, die Großjährigkeit nennen; denn die Jahre stehen zu den Sorgen im umgekehrten Verhältnisse, und bedünken uns, sobald diese überhand nehmen, je kleiner und compendiöser, bis sie zuletzt zu Jährchen zusammenschrumpfen. Die Vormundschaft über den neuen Selbstbeherrscher sank in Staub, wie das Baugerüste, wenn die Baute vollendet ist. Der lebenskräftige Jüngling, der vor wenigen Wochen noch mit den Revenuen vorlieb nehmen mußte, die ihm sein Vermögensverwalter auszuwerfen für gut befand, trat nun mit einem Male in den Vollgenuß seines ganzen väterlichen Erbtheils ein, das er mit Niemanden zu theilen hatte, als mit der Zukunft. Wenn alle Gutsbesitzer diese geheimnißvolle, unerforschliche Dame als ihre leibliche Schwester betrachten, und ein gutes Sümmchen für das standmäßige Auskommen derselben zurücklegen wollten, — so würden im Kurzen die meisten Güter freiwillige Fideicommisse werden. Diese Ansicht schien dem jungen Baron Gold nicht fremd zu sein. Alle seine Neigungen waren Ausflüsse eines edlen, unverdorbenen Herzens, geleitet und überwacht von einem reifen Verstande und einer ernsteren, wenn gleich menschenfreundlichen Erfassung des Lebens. Ich hätte hier Gelegenheit, meinen Helden negativ zu schildern und nebenhin kleine Seitenhiebe

auf die gewöhnlichen Fehler der jungen Leute seines Standes, als: auf Flachheit, Anmaßung, Eitelkeit, Modesucht, Arbeitscheue u. s. w. auszutheilen, aber ich finde an seinem Charakter so viel Tüchtiges und Kerniges, daß ich besser zu thun glaube, wenn ich rund heraus sage, was er war; mit einem Worte — er war ein junger Mann.

„Jung, — also lebhaft, heiter, offen,
Empfänglich für die schöne Welt;
Von keinem Schlag' zu hart getroffen,
Wo frischer Muth die Brust noch schwellt.
Entflammt für's Gute, Schöne, Wahre,
Wo's gilt zu handeln, stets voran;
Treu seinem Worte bis zur Bahre,
Der Flachheit Hasser, — also Mann!"

Bei solchen Eigenschaften ist wol nicht zu zweifeln, daß ihn der Uebertritt in eine selbstständige Verfassung nicht überraschte, wie es den meisten jungen Leuten zu geschehen pflegt. Sein Plan war längst gefaßt und im folgenden Dilemm ausgesprochen. Entweder würde er, nach vorläufiger Prüfung der Verhältnisse, die Verwaltung seines Gutes selbst übernehmen und ein Landwirth im edleren Sinne des Wortes werden, oder wenn diese Prüfung nicht befriedigend ausfiele, von den Einkünften seiner Besitzungen leben und der schönen Trias: „Kunst, Wissenschaft und Häuslichkeit" sein sorgenfreies Dasein widmen. Zu diesem letzteren Ziele zog ihn denn freilich sein ganzes Gemüth hin; aber er wollte auch das erstere nicht ganz aus den Augen verlieren. Mit lobenswerthem Fleiße wurden manche Wochen einem Studium geweiht, das er eben nicht sein Lieblingsstudium nennen konnte; denn er wollte am Tage der Entscheidung nicht als Laie unter den ergrauten und verknöcherten Actenwürmern

seiner herrschaftlichen Kanzlei auftreten. Daher mußten alle Behelfe für Rechtspflege und Landwirthschaft die Revue passiren, und seinem leichtfassenden Geiste in Kürze so viel Stoff liefern, als sein Oberbeamter vielleicht aus viertelhundertjähriger Praxis nicht geschöpft hatte. Das leichte Corps der Poeten mußte dem Fuhrwesen der Oekonomie, die muntere Jägerschaar der lebenverschönernden Künste dem schwerfälligen Geschwader juridischer Cürassiere weichen. Statt Schiller und Goethe lagen Zeiller und Theer, statt Byron und Shakespeare, Schwab's äußere Pferdekenntniß und Dieterich's Schweinezucht, statt des Morgenblattes und der Abendzeitung Dingler's polytechnisches Journal und Rüder's landwirthschaftliche Zeitung auf seinem Pulte.

Ja sogar seine eigene Feder, die sich manchmal in sonnigen Morgenstunden oder in schweigsamen Mitternächten zu improvisirten Streckversen vergessen hatte, quälte sich nun, der Pales durch einen Versuch über die Drehkrankheit der Schafe, und der Themis durch eine Monographie der Geschwornengerichte zu opfern. Vorbereitungen dieser Art ließen ihm die Zeit auf Sturmesflügeln entschwinden. Er würde sogar über die Grenzlinie der Bevormundung geschritten sein, wenn ihm nicht ein Verhältniß anderer Art diese Grenzlinie doch zu einem Gegenstande geheimer Sehnsucht gemacht hätte. Dieses Verhältniß war — die Bekanntschaft mit einem Mädchen, das Luise Lenz, aber leider, nicht Luise von Lenz oder gar Baronesse Luise hieß. — Dieses Leider! betraf aber nur Gold's Vormund; — denn im Augenblicke, als Gold den Aequator seiner Selbstständigkeit passirt hatte, sank dieses Leider in sein Nichts zurück. Da nun die Leser beiläufig wissen, unter welchen Umständen und mit welchen Hoffnungen der junge Baron in seinen neuen Wirkungskreis trat, so brauche ich darüber weiter nichts zu sagen,

da glückliche Verhältnisse immer das Unglück haben weniger zu interessiren als unglückliche.

Der Tag der Prüfung, von welcher ich oben sprach, war auf den nächsten heiteren Sonnabend festgesetzt. An diesem Tage beschloß Baron Gold, ohne selbst seiner Luise etwas zu verrathen, zu Fuße sich aufzumachen und in sein väterliches Erbtheil, das er seit seiner Kinderzeit nicht wiedergesehen hatte, als ein unerkannter Fremdling einzufallen. Er versprach sich von einem solchen Incognito die beste Wirkung. Keine Vorbereitung von Seite seiner Untergebenen, kein Empfang, keine Complimente sollten ihm den Eindruck stören, welchen er von dem Anblick einer Gegend erwartete, an die sich so viele bittersüße Erinnerungen aus den früheſten Blütenmorgen seines Lebens knüpften. Alle Vorstellung und Entstellung sollte fern von ihm bleiben, und jedes Verhältniß ihm, dem Unbekannten, so erscheinen, wie es eben sich gestaltet hatte und täglich unbewacht von Lauschern sich zu zeigen pflegt.

Er steckte daher nur eine Lectüre (der Zufall führte ihm das Decemberheft von Dingler's Journal für 1829 in die Hände) — und eine mäßig gefüllte Börse zu sich; nahm sein Bambusrohr zur Hand, das ihm auf den Höhen um Wien schon manchen Dienst geleistet hatte, — und wanderte, eher einem fahrenden Schüler, als einem jungen Gutsbesitzer gleich, der Schönbrunnerlinie zu, mit einem flüchtigen Blicke noch das Haus seiner Geliebten grüßend, das hinter den Rüstern der Bastei allmälig verschwand.

2.

Das Erbgut des Barons lag im Viertel ober dem Wienerwalde, seitwärts von der Poststraße in einem

fruchtbaren, aber einsamen Waldthale. Die südlichen Zweige des Niederberges, welcher die Grenze der Viertel eine Strecke weit mit seinem eigenen Rücken bildet, laufen in laubige Hügel aus, deren Innerem lustige Brünnlein entquillen.

So rieselt aus dem Schoße des Rosenthalberges ein bescheidenes Wässerlein hervor, benetzt mit seinem Silber die ehrwürdige Klosterruine und verliert sich bei Ried in den Elsbach. Aus dem Steingraben vom Sandling herab, plätschert ein zweites Bächlein, welches am Fuße des Steinberges sich mit dem Aubache vereinigt. Nicht fern vom blumenreichen Borde dieses Baches, ehe noch der Steig beginnt, der über den Stiefelberg in den Schmelzgraben führt, erhob sich in plötzlich erweitertem Thalkessel das Schloß des Barons, das ich mit Namen bezeichnen würde, wenn ich nicht befürchtete, ihn auf die Meinung zu bringen, ich wollte seinem seligen Vater durch diese Zeilen einen öffentlichen Dank für einen stillen Sommeraufenthalt abstatten. Der Weg von Wien bis in diese ländliche Abgeschiedenheit ist wol selbst für einen kräftigen Fußgänger eine Aufgabe, wenn er anders den bequemen Zug der staubigen Heerstraße verlassen und auf lauschigen Waldsteigen sein Ziel erreichen will. Daß der Baron das letztere wählte, bedarf wol keines Beweises; er beabsichtigte ja keinen plötzlichen Ueberfall, sondern vielmehr ein stilles, genußreiches Einschleichen in das Erbe seiner Väter, wobei ihm jedes Stündchen, das er den Herrlichkeiten der Natur weihen konnte, Gewinn dünkte. Langsam wandelte er an all' den Ortschaften vorüber, die sich hinter Schönbrunn längs dem Bette der Wien bis zu seiner Mittagsstation, zu der er Purkersdorf gewählt hatte, malerisch hinbreiten. Das freundliche St. Veit, das niedliche Hacking, unfern der Mauer des Thiergartens einerseits, und anderseits Hütteldorf, in welchem bereits die Keime des nachmittägigen

Lebens zu gähren anfingen, der hinter üppigem Weidengestrüpp lauernde Wolf in der Aue und das klösterliche Mariabrunn, bei welchem das an Laudon's Grabmale vorübereilende Mauerbächlein in die Wien fließt; — alle diese Landschaftgemälde, in den Rahmen des sonnigsten Morgenhimmels gefaßt, versetzten sein Gemüth in die seligste Stimmung.

Als er aber nun das linke Ufer der Wien verlassen, und der Wendung der Straße auf das rechte folgen sollte, — da ließ es ihn nicht vorüber, denn die Schattengänge von Weidlingau, die Birkenbänkchen und Waldeinschnitte, die kühlen Pfade, welche aus dem Garten, den die Natur am Fuße des Rehgrabenberges bildete, hinüberlocken in den Kunstgarten zu Hadersdorf, traten mit einem Male vor seine Seele und zwangen ihn, einen Zirkel zu beschreiben, der ihn ein gutes Stündchen kostete.

„Schau, schau!
Weidlingau,
Di kenn' i goar g'nau!
Deini Stegerln,
Deini Wegerln,
Deini Bam und eanar Lau!"

„Wo i geh',
Wo i steh',
Thut mir's Herzerl so weh!
Deini Gangerl,
Deini Bangerln,
Siach i imma so, wiar eh!

„So g'schwind,
Wia da Wind,
Und wia's Wasserl varind,
Thuan d' Freuden
Schon scheid'n
Ewen si oan's b'sind!"

„Haind rod,
Muring dod!
Schöni Jugendzeid, b'füat di God!
Denn: Meid'n
Und Scheid'n
Is'n Herzerl sein Nod!"

Sang der junge Baron so, als er, die pfaddurchschlungenen Anhöhen verlassend, auf einen Lichtschlag heraustrat und gegen die Wien zu wieder einlenkte? — das will und kann ich nicht behaupten; aber das weiß ich, daß ich selbst dort nie so sang, wiewol ich dort oft so fühlte. Jetzt aber, wo ich von jenem lenzgrünen Podium, auf dem ich in Lust- und Trauerspielen manche Gastrolle gab, durch einen wogenden Ocean unüberschiffbarer Alpen getrennt lebe, jetzt erst schlagen all' die Liederkeime aus, die ich dort im Schoße meines Herzens aufgenommen.

Denn der Genuß ist stumm,
Und in sich selbst verschlossen!
Und wo ihm Blumen sprossen,
Sieht er sich schweigend um.

Nur die Erinn'rung spricht,
Mit lauter, freier Zunge;
Sie hebt im raschen Schwunge,
Sich rauschend auf an's Licht!

Was jener still empfangen,
Das macht sie freundlich kund;
Sie fördert Lust und Bangen
Vom Herzen in den Mund!

Der Genuß schreibt alle Eindrücke wie mit einer unsichtbaren chemischen Tinte in die Herzen; erst über das Licht der Erinnerung gehalten, wird die Schrift lesbar. So tauchten auch

in Gold's Herzen manche Gefühle auf, die er hier, an der Seite seiner Luise, einer Försterstochter aus dem nahen Auhofe, vor Jahren zum ersten Male gefühlt hatte. Jetzt, wo er fern von ihr durch den östlichen Waldausschnitt auf das rauschende Wehr hinabsah, da erinnerte er sich mit Wehmuth des Augenblickes, wo ihn Luise, plötzlich zur Waise geworden, auf manche getäuschte Hoffnungen hinwies, und an seinem Arme von dem väterlichen Hause Abschied nahm, um in den Mauern Wiens, unter der Obhut einer alten Verwandten, ihr ferneres Schicksal abzuwarten.

3.

Einige vergebliche Versuche des Barons, die wegen ihrer Seichte verachtete Wien zu überschreiten, erinnerten ihn an die Unzugänglichkeit des Sprichwortes, dem zufolge alle Wege nach Rom führen. Er hätte unter den vielen Seiten- und Nebenpfaden bald keinen nach Purkersdorf gefunden. Ein kleiner, kunstlos geformter Steg, unfern der sogenannten Türkenschanze, brachte ihn wieder an's rechte Ufer. Andern Reisenden fällt das bemalte Posthaus nicht weniger in die Augen, als dem pilgernden Gutsbesitzer der unbemalte Gasthof, in welchem er sein einfaches Mittagmahl einzunehmen gedachte. Zwar verkürzte ihm die langen Pausen zwischen den einzelnen Gerichten kein lustiger Parasit, der seine Witzpillen nach den genossenen Leckerbissen bemißt und verabreicht; auch kein Reimschmied, der jeden Trunk Weines mit einem Trinkspruche wässert, und den Braten mit einer Sonette nach aufgegebenen Endreimen spickt, — aber Dingler's polytechnisches Journal füllte ihm auch hier wieder die Zwischenzeit aus. Mit neugierigen Blicken schielte der Wirth auf das Heftlein hin, und bemühte sich, die

Miniaturgalerie mechanischer Geräthschaften zu entziffern, welche den Rand des Umschlages bildet. Aber dem guten Manne blieben sie unerklärlicher, als den Antiquaren die Keilschrift auf den Ziegeltrümmern aus Babylon. Er hielt sie zuletzt wol gar für geheimnißvolle Charaktere, wie sie weiland Dr. Faust aus seinem Höllenzwange zur Kurzweile ablas, und trat mit einer gewissen Scheu kopfschüttelnd bei Seite, als Gold das Heft aufschlug und zufällig auf eine Notiz stieß, die mit dem Orte, auf dem er saß, im merkwürdigen Zusammenhange stand. So interessant sie ihm aber auch gewesen sein mag, so würde er sich doch nie gedacht haben, daß sie in seinem Kopfe so fest haften und ihm ein Abenteuer vorbereiten würde, dessen er sich gewiß nicht versehen hatte. Damit sich daher der Leser es auch nicht eher denke, als es sich der Baron dachte, so soll er das Abenteuer eher als dessen Quelle erfahren, und von der Frucht zur Wurzel zurückkehren.

„Denn mancher läßt sich von den Keimen,
Die in ihm wurzelten, nichts träumen;
Die Früchte hat er schon genossen,
Und sah nicht Blatt, noch Blüte sprossen!"

Gestärkt von dem einfachen Mahle, stand der Baron auf, um seinen Wanderstab weiter fortzusetzen. Die Sonne brannte fühlbar; die staubige Straße, der er, aus Unkenntniß der weiter führenden Nebenwege, treu bleiben mußte, machte bald den Wunsch in ihm rege, ein wenig auszuruhen und abzuwarten, bis die glühendste Hitze des Nachmittags vorüber wäre. Er begab sich daher außerhalb Gablitz, wo die Heerstraße allgemach gegen den Riederberg hin sich höher emporzuwenden beginnt, in das nahe Wäldchen, in dessen kühlsäuselndes Heiligthum ein schmaler, lauschiger Gehsteig einlud.

Dort unter dem Schattendache einer einzeln stehenden Buche, die wie ein Präceptor unter den jungen Eichennachwuchse da stand und ihre, von dickem Baumbart struppigen Arme weit hinaus breitete, als sehnte sie sich nach einer würdigeren Gesellschaft, als das schmächtige Völklein um sie her, — dort warf sich der Baron ins üppige Gras. Er konnte sich eines Lächelns nicht erwehren, als er zu seinen Füßen die Dächer von Gablitz*) durch das Laub schimmern sah, und der ironischen Rolle gedachte, welche dieser Ort im Scherzgespräche der Spaß liebenden Wiener spielt. — „Ach, wie mancher meiner Collegen, der, wenn er mich hier liegen sähe, vornehm auf mich Abenteurer herabsehen würde, dürfte seinen Doctorhut an der berüchtigten Universität dieses Oertchens genommen haben!“ Mit der gemüthlichsten Laune legte er jetzt den von seinem Wirthe in Purkersdorf beäugelten Höllenzwang unter das Haupt, bog es sanft auf das verhängnißvolle Kissen zurück, starrte eine Zeit in die blaue Luft empor, in welchen die Buchenzweige wie Ufergebüsch in einen See hineinzutauchen schienen, athmete tief auf und entschlummerte.

„Des Traumes Mächten hingegeben,
Vergibt der Mensch sein Recht auf sich;
Verschrieben einem fremden Leben,
Verschmilzt er in ein fremdes Ich;
Mag er gewinnen oder leiden,
Er kann's nicht wählen, und nicht meiden!“

Sonst hätte gewiß der Baron einen Traum gemieden, der ihn so sehr abquälte.

*) Eine unbedeutende Ortschaft außerhalb Purkersdorf. Die Wiener sagen, wegen des dortigen Rinderzusammentriebes, von einem beschränkten Kopfe, er habe auf der Universität zu Gablitz studirt.

Der Wirth, der mit so forschenden Blicken das Büchlein betrachtet hatte, das dem schlummernden Wanderer zum Kopfkissen diente, schien eben nicht unrecht geahnt zu haben, wenn er demselben etwas Faustisches zumuthete. Kaum hatte nämlich Gold die Augen geschlossen, als es sich gleich farbigen Ringen auf nächtigem Hintergrunde vor ihm gestaltete. Zuckend rannen die schimmernden Kreise in einander, bald wie Schlangen, bald wie Feuerräder, bald wie bunte Polypenknäuel. Jetzt schrumpften die gährenden Bilderkeime wieder auf einen Klumpen zusammen, der, wie eine wunderbare Jerichorose, auf pechschwarzer Folie, flimmerte. Allmälig bildeten sich Umrisse, die Ränder schärften sich ab und ein gewöhnlicher, dick bestaubter Reisekoffer war aus der Wunderrose geworden, um welchen sich das, was früher Schlangen geschienen, als Rest eines abgeschnittenen Strickes herumschlang. Doch plötzlich begann es im Innern des Koffers zu brausen und zu wallen, als ob mächtige Dämpfe den Deckel sprengen wollten; elektrische Funken sprühten aus den Eisenreifen und eine bläuliche Flamme züngelte gespenstisch durch die Oeffnung des Schlosses. Mit einem Male wurde der Deckel unter unheimlichen Knistern von Innen aufgehoben und ein Kopf zwängte sich lauschend hervor und ließ seine stechenden Augen lüstern und neugierig umherblitzen. Ein blasses Gesicht zuckte grinsend ringsum, auf welchem der Züge zu viele in einander verronnen waren, um ein deutliches Bild zu geben. Ein höhnisches Lächeln lag in den kleinen Fältchen um den Mund, und ein Anflug von Humor saß in den Augenwinkeln. Ueber den borstigen Brauen floß eine hohe, glatte Stirne mit der Glatze zusammen, um welche, wie um eine Steppe, struppige Haarbüschel, gleich herbstlichen Hecken, standen. Eine lange Spitznase vollendete das Mephistophelesantlitz. Immer höher stieg die Erscheinung. Jetzt wand sich der gekrümmte Rücken hervor, auf welchem sich

die lässig zurückgeschlagenen Arme begegneten, jetzt kamen die dünnen Beine zum Vorscheine, welche, wie bewegt vom Windhauche, ohne zu schreiten, das seltsame Wesen dem Träumenden allmälig näher schoben.

Kaum war diese Gestalt zur Vollendung gediehen, als bereits ein zweites Gesicht aus dem Zauberkoffer auftauchte. Es überraschte das Auge des Schläfers; aber, als er gefesselt von dem Anblicke, leidenschaftlicher hinstarrte, da schien ihm das frische Fleisch der blühenden Wangen plötzlich durchsichtig zu werden und immer durchsichtiger wie Glas, wie eine Seifenblase und durch die bunt schillernde Luftglocke starrte ein gräßlicher Todtenschädel.

„Hinweg, Helene!“ — schrie der Träumende, wie vom Alp gewürgt auf — „hinweg Furie mit der Seraphhülle! Ideal der Verworfenheit, ich kenne dich! Als ich ein Knabe war, sah ich dich auf der Bühne von fistulirenden Masken umschnarrt, von dumpfer Höllenmusik umbraust; da schlug es Eins und die Larve fiel dir ab wie Zunder und der Tod der Seele, die Sünde glotzte heraus! Hinweg!“

Aber die liebliche Megäre streifte mit stolzem Lächeln an dem Aechzenden vorüber und ein Duft wie von Leichenblumen wehte, wo sie schwebte.

Und wieder hob sich der Deckel und wieder erschien ein weibliches Antlitz, aber wie ganz unähnlich dem vorigen. Einfach gescheitelte Haare begrenzten in goldiger Wellenbiegung die offene, sinnige Stirn. Wie hingehauchte Lichtstreifen überwölkten die feingezogenen Brauen das blaue, seelenvolle Augenpaar, in welchem Thränen entsagender Duldung das Feuer lebhafter Unschuld dämpften. Ein Zug leidender Schwermuth umschwebte das herzförmige Mündchen, an welches sich ein rundes Kinn mit einem schelmischen Grübchen anschloß.

Ein dünnes Kettlein, aus dunklen Haaren geflochten, schlang sich um den weißen Hals und mochte wol etwas Liebes tragen, das dem neidischen Blicke der Welt entzogen, tief am warmen Herzen ruhte. Ein kleiner Fuß trug die niedliche Gestalt, welche jetzt mit einem Blicke voll Bangen zurück sah und sich schüchtern auf den Träumenden zu bewegte.

„Wunderbares Wesen!“ — lispelte der Entzückte — „bist du Gretchen? Ist jene Hand, die krampfig bereits aus dem Schlunde des Wunderschranks aufstarrt, die Sündenhand eines stürmischen Faust? Oder bist du ein Abglanz der Wirklichkeit? Ich soll diese Züge kennen! Fast siehst du wie meine Luise, als sie mir entdeckte, daß sie Waise geworden sei! Du bist es, und doch bist du's wieder nicht! Halt ein, du drohender Arm, der dort nach ihrem blonden Haare langt und im wilden Ungestüm sie am Kleidchen zurückzerrt! Es ist meine Luise!“

„Es ist mein Gretchen!“ donnerte hohnlachend eine große, kräftige Mannsgestalt, die plötzlich in ihrer ganzen Länge aus der dunkeln Mündung des Koffers fuhr. Willst du's mit dem Bändiger der Dämonen aufnehmen, ökonomischer Stümper! Willst du den alten, wolbekannten Johannes Faustus schrecken, du Dichterzwerglein! Ich blase — und verflüchtiget zerstäubst du vor mir wie das Metall, dessen Namen du führst, in meinen Tiegeln und Retorten.“

Drohend stand er vor den Augen des schwerathmenden Gold; aber ein fünftes Gesicht, das eben wieder hervorkam — ein echtes Cabinetstück aus dem gottesfürchtigen, gemüthlichen Mittelalter, winkte ihm treuherzig bittend zu, des armen Jungfräuleins sich anzunehmen und des langen Johannes Faust's Drohungen nicht zu fürchten. So viel sich aus den Mienen des jungen Famulus, der nun ganz aus dem Koffer gestiegen war, entnehmen ließ, so schien ihm Gretchen wol bekannt; denn

beider Blicke suchten sich und vermieden sich im Begegnen. Jetzt schwoll der Koffer mächtig an und platzte rasselnd auseinander. Die drei Bretter und zwei Brettchen erweiterten sich zu einer Stube, welche der Deckel als Decke schloß. Die wunderbaren fünf Gestalten wurden nun in der Stube über die Maßen geschäftig. Sie geberdeten sich auf mannigfache Art und bildeten einen pantomimischen Roman, dessen einzelne Scenen aber zu phantastisch verworren, zu voll von Anspielungen auf die Vergangenheit und Zukunft des Schläfers, manchem von ihm Erlebten und Gelesenen zu ähnlich oder zu unähnlich waren, um ein klares, vollkommen verständliches Bild zu geben. Bald war es Goethe's Faust, der dem züchtigen Gretchen seine Begleitung antragen zu wollen schien; bald Klinger's Höllengeist, der sein Opfer wie der Geier das Lamm über die Steppen hinschleppt und an den Felsen zerschmettert; bald Klingemann's Famulus, der sich ob der wunderbaren Erscheinung „forcht'" in seinem Kämmerlein, bald wieder eine Helene, wie sie noch nicht geschildert wurde, sondern vielleicht im Pult oder Nachlaß irgend eines genialen Poeten verborgen ist. Manche Scene der Traumtragödie gehörte dem Maler Müller, manche dem Martowe, manche unklare und langweilige dem Karl Schöne; manche naive und burleskere dem Volks- und Marionettenschauspiele an, in welchem sich die guten und bösen Geister um Faust's Leichnam zanken; manche schien im Capitel aus Gold's und Luisens Liebes- und Leidensgeschichte und manche gar aus einem Romane entlehnt zu sein, der uns so natürlich vorkommt, daß wir ahnen, ihn in Kurzem selbst erleben zu können. Aber wie es gewöhnlich den Träumern geht, so ging es auch dem Baron. Als er in der neuen, wunderbaren Welt eben heimisch zu werden anfing und einem befriedigenden Ausgange der Begebenheiten entgegensah, da — erwachte er.

4.

„Ha! was ist das? Wach' ich? oder spann sich mein Traum in die Wirklichkeit hinüber?" So rief Gold mit einer Aufregung aus, wie er sie sonst kaum beim plötzlichen Erwachen aus schweren Mitternachtträumen verspürt hatte. Denn als er aufstand, um weiter zu gehen, da trat plötzlich in dem blendenden Lichtnebel, den die tiefer gesunkene Sonne durch die jungen Eichen goß, ein Wesen vor ihn hin, wie er es kurz vorher im Traume gesehen hatte. Das leibhafte Gretchen mit den einfach gescheitelten Locken, mit dem seelenvollen, blauen Augenpaare, mit dem Herzmündchen und dem Grübchen im Kinn, trat aus dem Gebüsche hervor und trocknete, wie es schien, die Augen mit der Schürze.

„Sprich, Kind" — begann Gold, indem er die Erschrockene beruhigte — „wenn du kein Traumbild bist, das bei meinem Anhauche zerfließt! Sprich, heißest du nicht Gretchen?"

„Ei, wie weiß der Herr denn meinen Namen" — entgegnete das erstaunte Landmädchen und sah ihn groß an — „hat er mich denn schon einmal gesehen?" „Wol hab' ich's — vor einigen Augenblicken!" „Nun, da muß ich ihn nicht eher bemerkt haben, als bis er vor mir stand, weil ich so sehr weinte und auf nichts umher achtete!"

„O rede wunderbare Gestalt, bist du nicht das Gretchen, das erst vor Faust geflohen ist?"

„Seh' er, da hat er's wieder getroffen. Ja wol ist's eine Faust, wovor ich geflohen bin. Ja — wenn er mir nicht mit der Faust gekommen wäre, seine Vorwürfe und Spottreden hätt' ich doch wol noch ertragen; aber schlagen läßt sich das arme Gretchen doch nicht, wenn es nichts Unrechtes begangen hat!"

„Ich begreife dich nicht Kind, — du sprichst so menschlich wahr — und doch kann ich nicht umhin, noch alles für Traum zu halten. Bist du wirklich oder täuschest du meine Phantasie nur und bist nichts, als ein verkörpertes Bild aus Goethe, Klinger und wie sie alle heißen, die gewaltigen Geisterbanner!“ —

„Ei, was er da von einem Göhd*) und von Geistern phantasirt: — das kenn' ich alles nicht —!“

„So bist du vielleicht ein Charakter aus der untergegangenen Schöpfung eines Lessing? — Bist hier in diesem Walde —?“

„Nicht doch! Was hätt' ich für einen Charakter und wer sagt, daß die Schöpfung untergegangen ist! Entweder kann er nicht deutsch oder es fehlt ihm noch weit mehr, als mir armen Mädchen! Lessing? — Wie doch die Stadtherren die Worte verdrehen und verhunzen! Lesseln, — ja das heißt wol etwas, — wenn gleich auch nicht so viel, als die Leute meinen!“

„Du bleibst mir ein Räthsel, Mädchen!“ „Das Räthsel ist bald gelöst. Hör' er mich nur an und beguck' er mich nicht immer, als wenn ich was Gestohlenes an mir hätte! Seh' er: da sagen die Leute, durchs Lesseln**) erführe man genau, welcher Zukünftige einem Mädchen beschieden sei! I, — schön! Wie schnell schwamm, in der letzten Christnacht, die Nußschale, in die ich mein Kerzchen geklebt hatte, zu jener des guten Wagner — und —“

---

*) Göhd in der Volkssprache: der Taufpathe.

**) Eine Beschäftigung des Landvolks in der Christnacht, wenn sie Blei schmelzen, es ausschütten und aus den Figuren, die es bildet oder daraus, daß sie Kerzchen in Nußschalen kleben und sie im Wasser herumschwimmen lassen ꝛc., die Zukunft, besonders in Liebeshändeln vorhersagen wollen.

„Wagner?“ — rief Gold, von neuem in seinen Traum zurückversetzt, — „Famulus Wagner?“

„Was ist das, ein Famulus?“

„Faust's Diener!?“ —

„Groß gefehlt! — mein Wagner ist kein Diener, sondern Amtsschreiber, und ist gar ein lieber, guter, treuherziger Junge, der sich nicht so weit vergißt, die Faust zu brauchen, wie mein garstiger Vormund, der lange Johannes!“

Das Mädchen war Unterthanin des Gutes, dessen Verwaltung der Baron zu prüfen ging; was er ihr jedoch nicht verrieth. Er hatte, um es zu erreichen, nach Gretchens Aussage noch gute zwei Stunden Weges zurückzulegen, den er auf dem eingeschlagenen Seitensteige ohne Führer leicht verfehlen durfte.

Der Name Johannes hätte den Baron, der sich noch immer nicht ganz ermuntern konnte, bald wieder in seinem Wahne bestärkt, wenn nicht die rollenden Thränen des Mädchens, das so viel von seiner Luise hatte, vor allem sein Mitleid in Anspruch genommen hätten. Er erkundigte sich um die Quelle derselben und erfuhr nebstbei Folgendes:

Der lange Johannes, Gretchens Vormund, war bei Gold's Vater Jäger gewesen. Als nach dem Tode des alten Barons der Oberamtmann die Verwaltung übernahm, da ging es drunter und drüber. Manche, welche man früher im Schlosse gern gelitten hatte, durften sich nicht mehr dort blicken lassen. So ging es auch dem Vormunde Gretchens. Deshalb sei er nun, sagte sie, so heftig darüber erbost, daß sie noch immer in das Schloß hinabgehe, um mit dem Amtschreiber, den sie nun einmal durchaus nicht lassen könnte, zusammenzukommen. Das habe sie ihrem Vormund auch heute, als sie ihn um die Erlaubniß bat, den morgenden Sonntag mit ihrem guten Amtsschreiber Wagner auf dem Tanzboden zubringen zu dürfen, ohne Rückhalt,

rund heraus erklärt. Johannes aber sei ergrimmt aufgefahren, habe sie mit der Faust abgewiesen und vor die Thüre gestoßen und so sei sie denn trostlos fortgewandert, um, sie wisse selbst nicht was, zu beginnen. Der Baron tröstete das arme Kind, dessen Gesicht ihm für die Wahrheit ihrer Aussage und die Hartherzigkeit ihres Vormundes hinlänglich Bürge war, so gut er konnte. Ja, er versprach ihr sogar, bei ihrem Vormunde die Nacht zuzubringen, wenn er dort Obdach finde. Gretchen meinte, das wäre ein Leichtes für einen Herrn, der mit ländlicher Kost vorlieb nähme. Auch wäre der Weg zu seiner Hütte nicht zu verfehlen, wenn er die Richtung der Holzstraße verfolgte, zu der sie bald kommen würden.

Gold beredete das Mädchen, umzukehren und ihn wenigstens bis zu dem Kreuze zu begleiten, an welchem ihrer Angabe gemäß, die Straße nach dem Holzschlage begänne. Sie ließ es sich gefallen und schloß ihm ihr liebekrankes Herzchen mit jedem Schritte zutraulicher auf. Nach vielen Einwendungen und unter vielen Thränen entschloß sie sich endlich auch, dem Schlosse, dessen Besitzer sie in ihrem Tröster wol nicht ahnen konnte, zuzueilen und in der Nähe ihres Vielgeliebten bis zum nächsten Morgen Zuflucht zu suchen.

„Geh' mit Gott hinab" sprach der Baron, ihr beim Steinkreuze gerührt die Hand drückend, „geh, Luise-Gretchen, getrost hinüber in das Schloß! dein Wagner wird, wenn er es so redlich meint, als du's sagst, dich zu beherbergen wissen, ohne deinem Rufe zu schaden. Sag' ihm, er soll seinem Posten Ehre machen, so wird sich der junge Gutsherr seiner gewiß annehmen. Ich geh' indessen zu deinem Vormunde; vielleicht gelingt es mir sein Herz umzustimmen. Verrath' im Schloß aber nichts, was ich mit dir sprach, — sondern vertraue nur einstweilen auf mich und denke dir nur:

„Es läßt sich mancher von den Keimen,
Die in ihm wurzelten, nichts träumen;
Die Früchte hat er schon genossen,
Und sah nicht Blatt noch Blüte sprossen!

5.

Manche Betrachtungen über seinen Traum und über die Bruchstücke einer Wirklichkeit, die er am Ziele seiner Wanderung antreffen sollte, durchkreuzten den Kopf des jungen Barons.

Gedanken sind die besten Eilschuhe, sie versetzen den Fuß in einen gewissen Mechanismus, in welchem er sich tactmäßig weiterschiebt und seine Aufgabe eh' man es ahnen konnte, gelöst hat.

Gold hätte wol von dem Wege, den er seit seinem Abschiede von Gretchen zurückgelegt hatte, keine genauere Rechenschaft geben können, als von allen Abendgängen zum Hause seiner geliebten Luise. Sinnend und je näher er dem Schauplatze seiner früheſten Jugendfreuden kam, desto sinnender stieg er die Waldstraße hinan, die sich auf der Anhöhe plötzlich theilte. Der Richtung nach mochte der eine Zweig derselben nach Ried hinab, der andere längs dem Rücken des Ameis- und Heinrichsberges an den Ursprung des Aubächleins führen, welches an seinem Erbschlosse vorüber plätscherte. Der Lichtschlag war zu freundlich, der Abend zu schön, als daß sich Gold durch die Furcht sich zu verspäten hätte abschrecken lassen, der herrlichen Aussicht einige Augenblicke zu schenken. Glühend fielen die letzten Strahlen der Abendsonne durch die Bäume, die in einzelnen Gruppen den Kamm des hohen Wartberges bekrönten. Eine vorüberziehende Wolke thaute in lichten Streifen auf das Thal hinab, in dessen Schoße das freundliche Rapoltenkirchen liegt.

Die nördliche Fläche des Tullnerbodens ließ sich durch einen Waldeinschnitt des Niederberges überblicken. Noch röther, als sie durch die Art ihrer Erde ist, war sie nun vom Widerstrahle des Abendrothes gefärbt. Königstätten, Frauenhofen, Langenrohr und die kleineren Ortschaften zu beiden Seiten des Tullnerbaches schimmerten so niedlich empor, wie die weißbemalten Häuschen und Kirchlein mit den zinnoberrothen Dächern, aus welchen wir als Kinder unsere Städte bauten, deren Erstehen uns glücklicher machte, als den Pompejus sein Pompejopolis oder den Claudius seine Celeja. Das alte Comagena selbst verrann mit dem violetten Saume des Horizontes in ein undeutliches Halbdunkel. Im Osten ragten malerische Berggruppen empor, aus deren Zackenmeer bereits der blasse Mond langsam emportauchte. Als sich der Baron aber nach Süden wandte, da lachte ihm ein freundliches Hüttchen von einer Bergwiese entgegen, dessen Anblick ihn nicht länger in Zweifel ließ, daß es der von Gretchen bezeichnete Aufenthalt des langen Johannes sei. Gemächlich schritt er darauf zu, als ihn plötzlich ein Büchsenschuß nebenan im Gebüsche erschreckte. Indem er vermuthen konnte, daß der Jäger keines Wanderers Nähe ahnen und sich daher eben nicht besonders in Acht nehmen dürfte, so hielt er es für das rathsamste, ihn zu rufen.

Eine rauhe, männliche Stimme fragte ihn, was er wolle?

Der Ton des Mannes, dessen er noch nicht ansichtig werden konnte, klang etwas barsch und mißtrauisch. Aber Gold's unumwundene, im treuherzigen Dialekte des Landmannes gegebene Antwort schien zu wirken.

Das Gebüsch rauschte, und vor dem Baron stand eine große, kräftige Gestalt, deren Erscheinung ihn wieder so außer Fassung brachte, daß er beinahe stammelnd fragte: „Seid ihr der lange Johannes?"

„Ei, ja wol", — antwortete der Waldbauer, den betroffenen Gast mit argwöhnischen Blicken messend, — „was soll's aber?" — „Der Johannes seid ihr!" stammelte Gold verlegen weiter; denn je mehr er den düsterblickenden Schützen betrachtete, desto mehr trat ihm wieder die Gestalt des Faust aus seinem nachmittägigen Traume vor Augen, — „der Johannes seid ihr? — doch nicht Johannes Faust?" — „Nicht Faust!" — erwiderte der Landmann, dem des Gastes Staunen nachgerade lächerlich zu werden anfing, — „aber 's ist was von der Faust in meinem Namen! Johannes Daum heiß' ich, oder wenn es ihm leichter zu merken ist, der lange Johannes. Was sucht er denn aber bei mir? Mein Eid! ich weiß nicht, was ich aus ihm machen soll. Für einen, der dem weißen Rock entlaufen ist, sieht er mir zu honnet, für einen Ueberreiter zu geschreckt aus!"

Der Baron hatte Mühe, sich bei seinem Wirthe wieder in Credit zu setzen. Solche Kraftmenschen, denen die seltsamen Sonderlingslaunen gebildeter und verbildeter Menschen unbekannt sind, lassen sich nicht so leicht gewinnen, als man glauben sollte. Sie sehen mit einer Art vornehmer Naivetät auf uns selbstzerfallene Gewohnheitshelden herab und haben ihre Freude daran uns fühlen zu lassen, wie weit wir von der natürlichen Offenheit und Zwanglosigkeit abgewichen seien. So behandelte denn auch der lange Johannes den jungen Baron auf eine Weise, die ihm deutlich merken ließ, daß er seinem Wirthe nicht eben die größte Achtung eingeflößt habe. Erst der Wein entsiegelte die Zunge des Gebers, der immer mehr einzusehen begann, daß er seine feurige Gabe an keinen Undankbaren verschwendete. Als sich aber gar der Baron für einen fernen Anverwandten des verstorbenen Baron Gold ausgab, von dem er mannigfache Wohlthaten erfahren habe, wurde der lange Johannes zutraulich, verleugnete seine Faustnatur und begann

mit einer Herzlichkeit, die bei ihm selten zum Ausbruche zu kommen schien: „Gestrenger Herr! warum kann man einen Todten nicht mehr leben lassen? Ich würde sonst mit Freuden ausrufen: Es lebe unser guter Herr Baron Gold! Er hat uns wie seine Kinder gehalten! Ich war Jäger bei ihm unten im Schlosse. Er hat mich immer freundlich und großmüthig behandelt; hat meinem Mädel, d. h. dem Mädel, das mir mein verstorbener Vetter, ein Kleinhäusler im Burggraben, übergeben hat, manches Guldenstück geschenkt, — aber mit seinem Tode war auch die gute Zeit zu Ende. Sein Stellvertreter, der Amtmann Spitzbart, war mein und vieler anderer Unglück. Weil ich mich weigerte, die Zahl des geschossenen Wildes geringer anzugeben, als sie war und den Ueberschuß in seine Küche abzuliefern, so jagte er mich vom Dienste. Sogar meine Waldhütte suchte er mir so stark zu belasten, als es ihm nur immer möglich war. Der Holzschlag, zu welchem eigentlich die Straße führt, an der meine Behausung liegt, und die mein Großvater und mein Urgroßvater als ihr Eigenthum angesehen haben, stritt er mir ab und bewies mir aus einer staubigen Eselshaut, deren Inhalt für mich spanisch klang, daß eigentlich ich ihm noch einen Ersatz für die seitherige Benützung schuldig wäre. Und so hat er es allen gemacht. Wer nicht in sein Horn stieß, und seiner sogenannten Wirthschafterin, der Mamsell' Helene, wie sie heißt, die Hand küßt, daß es schnalzt, der hat Satansnoth bei ihm. Aber ich will nichts mehr mit ihm zu thun haben, nicht sehen mag ich mehr das behexte Schloß, in dessen Mauern ich einst so glücklich war. Auch meine Grete soll mir nicht mehr hinab, — wenn sie wiederkommt!"

„Ist sie denn fort?" fiel ihm Gold, der es jetzt für zweckmäßig hielt, einzulenken, in das Wort, — „ich habe geglaubt, ihr wäret des Mädchens Vormund und hättet sie

nur etwa ausgeschickt, um in Tulln drüben einzukaufen, — oder —!"

„Ja — ich hab' sie fortgejagt! Aber es thut mir wahrlich leid! Mit der Faust hab' ich ihr in der Hitze den Weg gezeigt, und im Grunde kann sie doch nichts dafür. Sie hat mit dem Amtsschreiber Wagner ihr G'stanz, mit einem braven, fleißigen, geduldigen Jungen, der es allein unter allen, bei dem bösen Spitzbart und seiner zänkischen Helene ausgehalten. Aber meine Grete soll nun einmal im Schlosse drüben nichts suchen. Und sie darf mir auch gewiß nicht mehr hinüber, wenn sie wieder zurückkommt. Sie ist nur wie sie geht und steht fortgerannt wird nicht weit kommen!"

„Ja, wer bürgt euch dafür, Johannes? Sie darf ein Fuhrwerk auf der Straße treffen, und aufgenommen werden, so ist sie in wenigen Stunden in Wien, und da wird es ihr, wenn sie fleißig und hübsch ist, am Fortkommen nicht fehlen. Ihr seht sie dann wol euer Lebetag nicht wieder, und habt sie noch dazu, wenn sie auf Abwege geriethe auf eurer Seele. Man kann's nicht berechnen, wohin man eine Dirne weist, wenn man sie fortjagt!"

„Ei, da setzt mir der gestrenge Herr einen Floh ins Ohr, den ich nicht so leicht wieder herausbringe. Ich hab' das Mädel nur bessern, aber nicht unglücklich machen wollen. Ich hab' mir gedacht, sie wird sich besinnen, wird aus Scham über Nacht ausbleiben und bei irgend einem von den Kleinhäuslern in der Umgegend, die sie alle kennen, einsprechen, um morgen wieder zurückzukehren und mich um Verzeihung zu bitten."

„Seht, lieber Johannes, da dürftet ihr wol zu voreilig gehandelt haben. Das Mädchen wird euch nicht so bald zurückkommen als ihr glaubt. Ich muß euch nur offen sagen: ich glaube ihr begegnet zu sein, als ich vorhin den Hauersteig

emporklomm, um dieſe Holzſtraße zu finden. Eine blonde, junge Dirne ſo lieb und zart daß man ſie eher für ein Stadtfräulein als für eine Tochter des Waldes hielte. Das arme Kind ſah ganz verweint aus, blieb ſchrittweiſe ſtehen und ſeufzte. Ja — gebt nur Acht; — ich wünſche, daß ich ein Lügner ſei, — aber die kommt morgen nicht vor eure Thüre. Wenn ihr Herz ſie nicht etwa gar hinübergeführt hat in das Schloß, um ſich dort Raths zu erholen."

„Das ſoll ſie bleiben laſſen! drüben hat ſie nichts zu ſuchen. Sie ſoll mir keinen Mann bekommen, der von dem niederträchtigen Spitzbart abhängt. Eher ſoll ſie in die Stadt gehen und ihren Erwerb ſuchen ſo gut ſie kann!"

„Pfui, Johannes, wie lieblos klingt das! — Ginget ihr denn die Dirne nicht irr! Was würdet ihr da in der Einſchicht ohne ſie machen?"

„Werden würd' ich, was ich längſt ſchon werden wollte! Nur für Gretchen hatt' ich noch zu ſorgen. Ich, für meinen Theil, hänge die Wirthſchaft ganz an den Nagel und werde, was ſo viele ſind!"

„Das iſt —?"

„Wildſchütz! — die erſte Kugel, mit der ich mein neues Handwerk eingeweiht, hat der geſtrenge Herr vorhin ſelbſt an ſeinen Ohren vorüberſauſen hören. Ich will dem böſen Spitzbart und ſeiner Helene die überflüſſigen Haſen und Rehe wegpelzen, daß ſie ſich verwundern, wie wenig ihre Bratſpieße künftig zu thun bekommen. Wer nichts zu gewinnen hat, der hat auch nichts zu verlieren. Wo kein Abſehen iſt, da muß man der Hacke ſchnell einen Stiel finden und ſeine Luſt büßen, ſo gut es geht. Wer redliche Menſchen hetzt, der treibt ſie in die Sünde hinein!"

„Halt, halt!" — rief Gold dem losſtürmenden Johannes zu, der in ſeiner Wildſchützenlaune wieder ganz als Fauſt vor

ihm stand, — „ihr wißt ja nicht, ob nicht bald ein Absehen wird: ob nicht der junge Baron das Gut übernimmt, oder ob er nicht eine andere Einrichtung trifft, durch die ihr wieder zu Ehren kommt. So viel ich den jungen Baron kenne, so dürfte er euch, wenn er den Grund eurer Entlassung erfährt, wol vor so einem verzweifelten Entschlusse behüten und bewahren!"

„Wenn er's erfährt, — ja wenn! Von wem soll er's aber erfahren?"

„Laßt das die Sorge des Barons sein! Er wird sich kein X für ein U machen lassen. Drum rath' ich euch, den Plan wegen des Wildschützenhandwerkes, das ihr doch wol selber nicht für das ehrlichste halten mögt, einstweilen bei Seite zu legen. Geht morgen mit mir hinüber in das Schloß, das ich ohne Führer nicht leicht finden dürfte. Denkt ihr ginget Gott zu gefallen, um dem feierlichen Amte beizuwohnen. Treibt euch dann umher wo es euch gelüstet; vielleicht führt euch der liebe Gott doch wieder eure verstoßene Grete zu und wartet ruhig ab, was auch da kommen mag. Man muß nicht gleich alles auf die schlimmste Seite nehmen. Vielleicht erfahrt ihr, wie es um die künftige Verwaltung des Gutes steht! Ihr müßt mein Führer sein. Gebt mir die Hand darauf!" Ungläubig schüttelte der lange Johannes den Kopf und machte der Herzlichkeit des Barons den Sieg über seinen Starrsinn wirklich schwer. Endlich gab er doch die Hand und geleitete seinen Gast in die Kammer, wo ein reinliches Bett, — wahrscheinlich Gretchens Schlafstelle — dem Eintretenden entgegenlachte.

Freundlich schimmerte der Mond durch das Fenster herein, und weckte in des Barons Herzen süße Wehmuth. Das liebe

Kind, dessen Lager heute ihm zum Pfühle diente, harrte vielleicht voll banger Ungeduld des kommenden Morgens, an dem es den Lohn seiner Treue empfangen sollte. Er hatte das Glück des Mädchens in seinen Händen liegen und mußte es ihr doch vorenthalten. Kaum angelangt in der Nähe seiner Wiegenstätte, fand er Gelegenheit zu beglücken und doch war es nur ein Zufall, daß er sie fand, denn träumte er ein halb Stündchen länger, so ging das schönste Bild seines Traumes an ihm vorüber ohne von ihm bemerkt zu werden. Solche Gedanken und die lebhafte Erinnerung an das sonderbare Drama, das er im Traume sich vorspielen lassen mußte, wiegten ihn bald wieder ein und wie der Abglanz eines Regenbogens zogen matter, aber sanfter, zum zweiten Male die Gestalten an ihm vorüber, von denen er zwei bereits im Leben wiedergefunden hatte.

6.

Ein wahrer Sonntagsmorgen warf die ersten Goldblitze durchs Fensterchen, als der lange Johannes im Festschmucke zur Thüre hereintrat und seinen Gast weckte. Nach einem ländlichen Frühstücke wurde der Gang nach dem Schlosse angetreten. Als sie den letzten Kegel erstiegen hatten, lag plötzlich das Thal mit dem Schlosse vor ihren Augen. Da hielt des jungen Barons Empfindung sich nicht länger, sie überwogte den schwachen Damm des Herzens, und er bat um sich nicht zu verrathen, seinen Führer vorauszugehen.

Er befand sich nun allein auf der Höhe, einzelne Nebelwölkchen schifften noch im Thale planlos hin und wieder, als suchten sie die Mutterwolke, die ihrer vergessend, schon der Donau zugewandert war. Der Thau blitzte in Millionen

Tropfen auf den leise schwankenden Halmen und regnete kühlig von den säuselnden Buchen nieder. Die ganze Bevölkerung des Waldes zerschmolz in buntstimmigen Psalmen, und die friedliche Glocke des Pfarrthurmes verkündete weit umher den fröhlichen Tag der Kirchweihe. Ich weiß dem lieben Leser eben nicht zu sagen, was der Baron ausrief, als er in dieser Umgebung allein dastand, als gelte die ganze Huldigung des erwachenden Tages ihm, — oder ob er auch nur etwas ausrief. Aber was ich würde ausgerufen haben, wenn ich so hinabgesehen hätte auf das Thal, das meine Wiege umschlang, das meiner Jugendfreuden ersten Keim gehegt, das mir für lange dann entfremdet blieb, das mir meines Vaters Gebein aufnahm, und das ich nun betreten sollte, als Richter über meine schlechten Diener, und als Beglücker meiner guten, das weiß ich wol und ich glaube, daß es von dem stummen, tiefinneren Gedichte Gold's nicht eben sehr sich unterschiede. Ueberhaupt hab' ich mit ihm viel Aehnlichkeit, und der auffallendste Unterschied zwischen uns besteht nur darin, daß er ein Schloß besitzt, und ich, — meine Luftschlösser abgerechnet, — keines. Gold würde also, wenn er mein Ich zum Organe gewählt hätte, begeistert ausgerufen haben:

„Willkommen Thal,
Wo ich den warmen Strahl
Der Lebenssonne sah zum ersten Mal!
Wo meine Brust
Der ersten Klag' und Lust,
Der ersten Lenz' und Herbste ward bewußt!

Entfremdet mir
Verrannst du, Thal, hinfür,
Und nur in Träumen kam ich noch zu dir.
Oft mir so nah!
Daß deine Grenz' ich sah,
Warst du für mich, den Schwärmer, doch nicht da!

Wer liebt und schwärmt,
Sich sehnet und sich härmt,
Der fühlt sich einzig durch die Lieb' erwärmt;
Ja sie verrinnt,
Was er gefühlt als Kind,
Was er erlebt, was er beginnt und sinnt!

Dort aber, Thal,
Dort glänzt ja traurig fahl
Auch meines Vaters einfach Trauermal!
Du deckst ihn zu,
Du wiegst in sanfter Ruh
Der Väter besten, — und mir lächelst du!

Mir lächelst du,
Auch mir versprichst du Ruh',
Doch Lebensruhe! D'rum rüstig zu!
Hinab zu dir;
Wie lockend winkst du mir,
Als sprächst du: „Komm' gar wonnig wohnt sich's hier!"

„Die laute Freud'
„Ist flüchtig; nur wo Leid
„Und Freud' sich paart, ist echte Freudigkeit!" —
Darum, o Thal,
Mit Wieg' und Trauermal,
Sei mir gegrüßt im gold'nen Morgenstrahl! —

Der erste Gang des jungen Barons, dessen ganze Seele von jener echten, wehmüthigen Freudigkeit erfüllt war, führte ihn über den Kirchhof, am Trauermale seines Vaters vorüber. Mit sanfter Rührung erfüllte ihn jetzt das Andenken an einen Mann, dessen Tod ihn vor acht Jahren aufs Krankenlager geworfen hatte. Damals verbot ihm der Arzt die Grabstätte seines Vaters zu besuchen, in der Folge suchte sein Oheim, der in die Art der Gutsverwaltung vielleicht nur zu gut eingeweiht war, jeden

Ausflug seines Mündels zu hintertreiben; endlich kam die Liebe, die ihm den Auhof, den frühern Aufenthalt seiner Luise, als die non plus ultra-Stelle aller seiner Wanderungen und Landfahrten bezeichnete. Zum ersten Male betrat er also nun wirklich den Boden, in dessen Gräsern vielleicht Atome seines Vaters säuselten. Sinnend betrachtete er lange das traurig fahle Metallkreuz, und maß seine Empfindungen an diesem untrüglichen Wärmemesser. Wer weiß, ob die heiße Zähre, die ihm in das Auge trat, nicht auch minder ein Kind des Schmerzes, als vielmehr jener Besorgniß war, welche uns so oft nach dem Uebertritt in die ernstere Lebenszeit erfaßt, nämlich der Besorgniß, daß unser Gefühl stumpf geworden. Aber diese Besorgniß ist ein Unrecht, welches sich das mißtrauische Herz selbst anthut; denn nicht im Rasen äußert sich der tiefe, innige Schmerz, sondern in der stillen, sinnenden Selbstbeschauung.

Der Klang der Orgel rief den Baron in die Kirche. Sie war mit festlich geschmücktem Landvolk angefüllt. Die mit Teppichen behängten Stühle zur Seite des Hochaltars verriethen ihre Bestimmung für das Verwaltungspersonale nebstbei dadurch, weil sie unbesetzt gelassen wurden, ohne daß ein massiver Pedell als Wächter daneben stand. Jetzt verkündete eine Intrade, zu welcher der Dorfhirt den Grundton schmetterte, die Ankunft der interimistischen Gutsbeherrscher. Aber auch heute sollte sich Gold's Traum, dessen Grundmotiv ihm wol schon klar geworden war, fortspinnen, und das Drama: Faust, von einem unbekannten Verfasser, im Leben vollendet werden. Durch die Thüre der Sacristei trat Amtmann Spitzbart. Schnorr von Karolsfeld hat den Mephistopheles nicht wahrer gemalt, als er sich hier in den Zügen des Gutverwalters abspiegelte. Jeder, der einen Begriff von dem hat, was man Mephistonatur zu nennen pflegt, würde beim Eintritte des Kanzleidespoten

Spitzbart eben so zurückgeprallt sein, als der Baron. Zur Seite des unheimlichen Niemandsfreundes schritt die beschriebene Helene, deren Aeußeres dem Bilde vollkommen entsprach, welches der gestrige Traum in Gold's Phantasie hervorgerufen hatte. Hintendrein ging bescheidenen, fast ängstlichen Schrittes, ein junger Mann, in welchem Gretchens Geliebter nicht zu verkennen war. Aber auch die wolbekannte Gestalt des Famulus Wagner, dessen fromme Gemüthlichkeit solch' einen schneidenden Contrast zu Faust's wolkenbestürmenden Prometheussinne bildet, war in dem stillen Amtschreiber sprechend conterfeit.

Während Gold in den Anblick der seltsamen Gestalten versunken stand und sich heimlich etwas darauf zu Gute that, durch das Schicksal zum Director dieses Personales erkoren zu sein, — schellte der Ministrant, und der Priester trat im Festornate zum Altar. Aber es war nicht mehr der weißlockige, würdige Greis, der das Weihwasser der Taufe über Gold ausgegossen; der ihm die ersten kindlichen Gefühle von Dank und Gottvertrauen in die Seele gepflanzt; der ihm noch beim Abschiede aus den Mauern des Schlosses Lehren und Segenswünsche in die Stadt mitgegeben hatte. Wahrscheinlich war die Einsegnung des verstorbenen Vaters auch jenes Priestergreises letztes Geschäft gewesen und er ruhte nun, abgewendet von der Kirche, der er seine treuen Dienste so lange zugewendet hatte.

Als sich nach dem Sanctus alle Kniee beugten, und der Ueberblick dadurch freier wurde, gewahrte der Baron auch die liebe Grete in einen leeren Beichtstuhl gedrängt. Auch der lange Johannes kniete hinter dem Taufsteine, ohne vor Aufmerksamkeit auf den Priester seine Mündel und den Baron zu bemerken.

Nach geendigtem Hochamte begab sich der Baron, der unter dem Gewühle des Landvolkes unbemerkt verschwand, zum

Amtschreiber, um ihn auszuforschen und wenn er ihn so redlich fände, als er es erwartete, zu seinem Vertrauten zu machen. Wagner bestand in der Prüfung, er hatte sich aus Dankbarkeit gegen den verstorbenen Herrn, von dem er als elternloser Knabe ins Haus genommen und in die Schule geschickt wurde, acht Jahre lang verstellt, dem unredlichen Amtmann scheinbaren Gehorsam geleistet und insgeheim alle Streiche und Kniffe desselben aufgezeichnet, um zu seiner Zeit dem Erben seines Wohlthäters giltige Behelfe in die Hände zu geben. Mit Abscheu ersah der Baron aus einem flüchtigen Blick in Spitzbart's Sündenregister, wie übel dieser eigenmächtige, gewinnsüchtige Betrüger, gestützt auf die ähnliche Virtuosität des Vormundes, dem Gold nun eben noch zur rechten Zeit entronnen war, auf dem schönen, einträglichen Gute gewirthschaftet hatte. Der junge Baron überhäufte den treuen, dankbaren Diener mit Lob und Dank, versprach ihm noch vor dem Abend Vergeltung, und bereitete dem Amtmanne und seiner würdigen Herzensdame eine wahrhaft tragi-komische Ueberraschung vor.

7.

„Helenchen, heut gilt's!“ kicherte Meister Spitzbart, indem er zu seiner Wirthschafterin in die Küche trat. — „Wir haben heute Mittags einen Gast, einen deliciösen Gast! Herab mit dem Braten vom Spieße, mit dem Törtchen zurück in die Speise, lege die Silberlöffel bei Seite, heute sollen die blechernen paradiren! Statt der lieblichen Porzellantellerchen thun es die alten, zerschnittenen und aufgestoßenen Zinnteller! der Gast, den wir haben, muß glauben, daß wir uns den Bissen vom Munde wegsparen, um für das liebe Freiherrlein recht viel zu erwirthschaften!“

„Ich verstehe", — fiel das kluge, wolbeleibte Helenchen ein, — „das Freiherrlein, das jetzt großjährig geworden ist, hat uns gewiß einen Spion herausgeschickt, um auszukundschaften, ob es räthlich wäre, das Gut selbst zu übernehmen. Nun, der gute Spion wird gut spioniren haben. Er soll sich nach Egypten, während der sieben magern Jahre versetzt wähnen! das verwöhnte Freiherrlein wird ob der gräulichen Schilderung schaudern, und wenn es gut geht, spielt dir der listige Herr Vormund, der übrigens auch noch zu überlisten wäre, das ganze Gut um einen spottgeringen Pachtschilling in die Hände!"

„Das hoff' ich auch, Helenchen, der Spion ist ein köstliches Kerlchen; er sieht fast aus, wie das junge Freiherrlein, als es vor acht Jahren bei unserer Beileidsvisite, die wir ihm machten, das Köpfchen aus den Polstern streckte und uns einen weinerlichen Dank zujammerte. Mit dummer Gutmüthigkeit fiel der Spion gleich mit der Thür ins Haus; fragte um die Erträgnisse, um die Lasten, um die Gehalte der Beamten, um ihre Gebahrung und um dies und jenes, um was die studirten Bauernjungen in den Ferien fragen, um ihren Eltern Respect einzuflößen. Der junge Baron dürfte, den Reden seines Vormundes nach, nicht lange ausbleiben!"

Solche Vorbereitungen wurden zum Empfange des Gastes getroffen und der Abbruch, welcher dadurch nothwendig wurde, in der Aussicht auf eine baldige, ununterbrochene Festzeit verschmerzt. Das Gespräch des würdigen Pärchens kam dann auf Tagesneuigkeiten, deren wichtigste die Zahl der zum heutigen Kirchweihfeste Zusammengeströmten war. Helenchen hatte das niedliche Gretchen gar wol bemerkt, und auch der lange Johannes hinter dem Taufsteine war ihr nicht entgangen und seine Anwesenheit fiel ihr in der That auf. Noch mehr aber beschäftigte sie der Wunsch zu erfahren, wer denn das verschleierte

Frauenzimmer im Oratorium gewesen sei, das an der Seite einer ältlichen, städtisch gekleideten Frau erschienen war und sich eben so geheimnißvoll wieder entfernt hatte. Da Meister Spitzbart trotz seiner Genauigkeit in Handhabung der Fremdenpolizei, keinen bessern Aufschluß wußte, so beschwichtigte er die Neugierde seiner Liebsten damit, daß er das verschleierte Wesen für ein vorüberreisendes Fräulein und die ältliche Frau für ihre Duenna ausgab. Helenchen schüttelte unbefriedigt den Kopf, wendete die Entlegenheit der Pfarrkirche von der Straße und hundert andere Dinge ein, — als die Magd in die Küche trat und meldete, daß der fremde Herr, der vorhin mit dem Amtmanne allein sprach, einen Brief geschickt habe mit der Bemerkung, er habe ihn eben durch einen Boten aus Wien erhalten und übersende ihn Herrn von Spitzbart, weil er glaube, der Inhalt würde ihn interessiren. Die Adresse war weggelöst. — „Vermuthlich", meinte Spitzbart, „um uns den Namen des klugen Spions nicht zu verrathen!" der Brief lautete, wie folgt:

„Lieber Freund!

„So geheim du es auch anstelltest, so hab' ich es doch erfahren, daß du mir nach meinem Erbgute vorangeeilt bist, um mir einen kleinen Empfang vorzubereiten. Mach' meinen Leuten keine Mühe; sie wäre umsonst, denn wahrscheinlich werd' ich, eh' sie sich's vermuthen, in ihrer Mitte stehen. Ehe der Kirchtag zu Ende geht, umarmt dich gewiß noch dein

Sonntags früh.

Anastasius Gold."

„Nachschrift.

„Grüße mir einstweilen den wackern Spitzbart und seine thätige Helene. Mein Vormund weiß viel von ihnen zu sagen,

den Amtschreiber hole mir indessen aus. So viel ich höre, ist er nicht an seinem Platze, ich werd' ihn heben müssen."

8.

Der Amtschreiber war von allem unterrichtet, nur noch von der Art seiner Belohnung nicht; denn Gretchen vermied aus Besorgniß, ihrem Rufe zu schaden, die Schwelle des Vielgeliebten. Aber auch mit ihr war Gold schon zusammengekommen und wiederholte ihr seine gestrigen Versprechungen. Mit dem langen Johannes fand sich der Baron auch zurecht. Die Tanzhütte auf der Wiese vor dem Dorfe war zum Schauplatze, und der Anfang der Kirchweihbelustigungen zur Entwicklung der Tragi-Komödie: Faust bestimmt, als dessen Verfasser mit Recht Lessing gelten konnte, was meinen Lesern bald eben so klar sein wird, als es ihnen vielleicht jetzt absurd vorkommt. Nur von einer Scene des Dramas wußte Gold selbst noch nichts, nämlich von dem überraschenden Erscheinen jenes verschleierten Fräuleins und der ältlichen, städtisch gekleideten Frau, welche durch den Wirth, in dessen ländlicher Wohnung sie abgestiegen waren, von Scene zu Scene Nachricht erhielten, bis das Auftreten an sie käme.

Das karge Mittagmahl, das dem vermeintlichen Spion zur Abschreckung dienen sollte, war genossen. Schon rief ein sogenannter „Vierfacher" *) das Landvolk zur Tanzhütte. Auch Spitzbart und Helene machten sich auf und baten den Spion, Theil zu nehmen, indem sie fortwährend bedauerten, dem

*) Ein Vierfacher, ein Walzer, wozu mit Händen und Füßen, also vierfach der Tact geschlagen wird.

Gutsherrn aus Mangel an allen Mitteln und Behelfen keinen bessern Empfang bereiten zu können, als die Festlichkeit des Tages selbst darböte. Der Zug ging auf die Wiese. Der Amtschreiber, Gretchen und der lange Johannes fanden sich ebenfalls ein und standen auf verschiedenen Punkten vertheilt. Die Landleute wichen ängstlich zurück als der gefürchtete Spitzbart den Tanzboden betrat.

Die Musik schwieg.

„Wollen wir mit dem Anfange des Fests nicht warten, bis der neue Gutsherr ankommt, mein Helenchen?"

„Ist nicht nöthig!" erwiderte Gold, indem er mit veränderter Miene mitten in den horchenden Kreis trat. — „Der neue Gutsherr ist eben angekommen!" „„Angekommen?"" stammelte Helenchen, und sah ihren Spitzbart mit eben so großen Augen an, als er — sie. Amtschreiber Wagner drängte sich mit wonnefunkelnden Augen zu seinem Gretchen, das hoffend und verwundernd, ihn um den Grund seiner Freude zu fragen schien. Der lange Johannes erheiterte sein Faustgesicht und trat, seines Grolles uneingedenk, zu den Liebenden. Das übrige Landvolk aber war so ganz Aug' und Ohr, daß niemand das verschleierte Fräulein bemerkte, welches mit seiner Begleiterin indeß herzugekommen war. „Ja, — der neue Gutsherr steht unter Euch", — fuhr Gold nach einer Pause fort, — „denn der neue Gutsherr bin ich selbst. Anastasius Gold, der leibliche Sohn des verstorbenen Besitzers dieser Herrschaft zog es vor, ohne Aufsehen in Eure Mitte zu treten, — und die Worte eines wolbekannten Briefchens ohne Verzug ins Werk zu setzen."

Der Eindruck, den diese Erklärung allerseits machte, hätte Stoff für ein Hogart'sches Gemälde liefern können.

„Wackerer Herr Spitzbart und Sie thätige Helene, lassen Sie sich nun von mir mündlich wiederholen, daß mein

Vormund viel von Ihnen zu sagen weiß. Er wird es aber nicht sagen wollen, weil er sonst leicht in dieselbe Gefahr kommen könnte, in der Sie jetzt schweben würden, wenn ich Ihnen nicht vielleicht aus unzeitiger Großmuth eine allgemeine Amnestie verbürgte. Sie werden keine Erträgnisse mehr verleugnen, keine Einkünfte mehr unterschlagen, keine arbeitsamen Landleute mehr drücken, keine Hasen mehr für Ihre Küche zurücklegen, keine braven Diener mehr entlassen!"

„„Herr Baron, das müssen Sie mir beweisen!"" stotterte Spitzbart und verzog sein Gesicht auf echt satanische Art. „Beweisen müssen Sie das!" kreischte Helenchen mit schnarrender Furienstimme.

„Wenn Ihr wollt, Schamlose!" rief Gold in der Hitze der ersten Aufwallung aus, — „wenn Sie wollen, wackerer Herr Spitzbart", — fuhr er dann gelassen fort, — „nun so kann es ja geschehen. Sie dürften sich in manchen Dingen verrechnet haben; ein Mann von Ihrer Thätigkeit irrt ja leicht; — aber einer Ihrer Herren Unterbeamten hat Ihnen den Dienst erwiesen, Sie genau zu controliren. Die Schrift befindet sich in meinen Händen. Wenn Sie Lust haben, so wollen wir seiner Zeit vor der Behörde diese Schrift Punkt für Punkt durchgehen, um ins Reine zu kommen. Indeß aber bitt' ich Sie, sich nicht zu incommodiren. Sie sind, wie ich aus sicherer Quelle weiß, nicht alle Tage so frugal als Sie es beim heutigen Mittagmahle zu sein vorgaben. Zu Hause wartet wol der Nachtisch auf Sie. Sie werden sich meinetwegen doch nichts abbrechen wollen?"

Spitzbart und Helene verstanden den Wink, und zogen sich mit schweigendem Grimme zurück, um sich unbemerkt zu verlieren. Zum Glück verstanden die Landleute nicht viel mehr von des Barons Reden, als daß er ihr neuer Gutsherr sei und daß es ihnen besser gehen solle; sonst dürften sie das lange schon

verwünschte Paar schwerlich so unbemerkt haben davonschleichen lassen. „Ihnen, lieber Wagner“, begann Gold von neuem, „ließ ich sagen, daß Sie nicht an Ihrem Platze seien und daß ich Sie heben müßte. Ich hebe Sie auch! Seien Sie mein Rathgeber in Wirthschaftssachen! Seht, liebe Kinder, diesem Biedermanne habt ihr künftighin mit gleicher Achtung als mir selbst zu begegnen! — Zum Beweise meines Dankes für Ihre Anhänglichkeit an meine Familie, schenk' ich Ihnen die Wiese, auf der wir stehen sammt dem daran stehenden Meierhofe. Aber als Haushälterin schlag' ich Ihnen Gretchen vor. Wollen Sie sie aber zum Weibe, so halt' ich die Hochzeit aus. Des Mädchens Vormund wird nichts einzuwenden haben, wenn ich ihm sage, daß er mein Leibjäger ist und bleibt. Zur Hochzeittafel seiner Mündel aber mag er, — trotz einem Wildschützen, zusammenschießen was er findet; zu diesem Zweck erlaub' ich's ihm!“

Allseitiger Dank strömte dem jungen Gutsherrn von allen Lippen und Augen entgegen, und ein „Lebehoch!“ scholl in den lärmenden Toast der Musikanten. „Und hast Du denn für mich gar kein Auge, Anastasius?“ rief das verschleierte Fräulein dem Baron zu, welcher gerührt sich durch die Menge drängen wollte.

„Seh' ich recht“, schrie er freudig auf, — „Du, meine Luise?“

„Sie ließ mir keine Ruhe“, fiel die ältliche Frau, Luisens Tante ein, — „bis ich ihr versprach, sie herauszubegleiten. Sie hatte, wie denn die Liebe alles auskundschaftet, auch von Ihrer Wanderung erfahren und unverzüglich den Entschluß gefaßt Sie zu überraschen.“

„Das hast Du auch, liebe Luise!“ — sprach Gold, sie feurig umarmend. — „Ach! wenn Du wüßtest, welche seltsamen Träume ich seit gestern gehabt, in welcher sonderbaren phantastischen

Verbindung ich Deine Züge bald allein, bald vermischt mit den Zügen des Mädchens erblickt habe, das ich eben zur glücklichen Braut machte, — Du würdest lächeln und staunen; aber nun hoff' ich, ist das seltsame Drama zu Ende. Nun lass' uns ganz der Wirklichkeit freuen. Du stehest auf meinem, das heißt, auf Deinem Boden, Luise! Lass' auch uns als Bräutigam und Braut das Kirchweihfest eröffnen! Spielt lustig auf, Musikanten! Tanzt Kinder! Ich will es im Kleinen dem Kaiser nachthun; er liebt fröhliche Unterthanen in zwanzig Reichen, — ich fröhliche Unterthanen auf meinem Erbgütchen!"

Bis an den späten Abend dauerte die ungezwungene Kirchweihlust. Dann ging es zurück in das Schloß, wo sich Gold das Abendmahl in jenem Zimmer herrichten ließ, wo er geboren und gewiegt wurde. In der heitersten Stimmung setzte sich Alles zu Tische.

Eben wollte Gold seiner Braut auf die Wand hinweisen, wo das Bild seines Urgroßvaters hing und sagen: „Sieh, Luise, unter diesem Bilde stand vor vierundzwanzig Jahren meine Wiege!" — als er wunderbar ergriffen zurückfuhr und starr auf die Wand hinsah. Wo nämlich die Wiege gestanden, da stand jetzt ein dick bestaubter Reisekoffer, um welchen sich rostige Eisenreife schlangen.

„Was ist Dir?" fragte Luise besorgt. „Nichts, nichts Kind!" — entgegnete Gold noch immer bewegt. — „Wem gehört aber der Koffer dort!"

„Da weiß ich Bescheid", — entgegnete Johannes, der eben als wiederangestellter Jäger einen Rehrücken zerlegte, — „ich fand ihn einmal, als ich da unten am Niederberge jagte. Ich schoß auf einen Hasen, fehlte ihn aber und sah, wie die Kugel von etwas Festem eine gute Strecke weit zurückprallte. Als ich hinging, fand ich halb in Moos versunken diesen Koffer. Am

Eisenreif ist noch die Kugelspur zu sehen! Weil ich nicht wußte, was darin sei, zeigt ich's der Herrschaft an. Da schleppte man denn das Zeug herauf!" — „Und was fand man darin?" fragte Gold hastig.

„Nichts, als altes Papier, wie ich hörte; aber wie natürlich, ganz vermorscht und unlesbar. Wahrscheinlich wurde der Koffer einmal einem Reisenden abgeschnitten, in den Wald geschleppt, dort bis auf das unnütze Papier ausgeleert und stehen gelassen, wo dann das Schloß wieder zurostete."

„Seltsam!" — begann Gold, — „wirklich seltsam und wenn ich Euch die Geschichte meines gestrigen Traumes und aller darauffolgenden Scenen erzähle, so werdet ihr selbst nicht leugnen können, daß es, wie Shakespeare sagt, Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, von denen sich unsere Philosophie — nichts träumen läßt!"

Alle waren begierig auf die Erzählung, deren Verlauf den Lesern schon bekannt ist, und wozu ihnen nur noch der Schlüssel fehlt, den ich ihnen mit denselben Worten geben will, mit denen Gold ihn seiner Tischgesellschaft gab: „Ich las, wie ich Euch erzählte", — das waren Gold's Worte — „während meines Mittagmahls in Purkersdorf in diesem Büchlein". (Er zog das Decemberheft von Dingler's polytechnischem Journale aus der Tasche.) — „Lies nun selbst, liebe Luise, die Stelle, welche Dir meine ganze, aus Traum und Wirklichkeit so wunderbar gemischte Tragi-Komödie vom Faust, von der Helene, von Gretchen, von Wagner und vom Mephistopheles einigermaßen erklären kann und urtheile dann, ob es mir zu verargen sei, wenn es mich seit gestern mehr als einmal bedünkte: es hätten Charaktere aus dem verloren gegangenen Werke eines unserer größten Schriftsteller mich umgaukelt, und in sichtbaren Gestalten geneckt!" — Luise las auf Seite 443,

die ihr Gold aufgeschlagen hatte: „In der Gegend von Purkersdorf bei Wien wurde Lessing's Koffer, in welchem sich sein Faust befand, abgeschnitten!"

Luise las die Stelle noch einmal, Gold erklärte dem schlichteren Theile der Gesellschaft, was es mit Dr. Faust und seiner Umgebung für ein Bewandtniß gehabt habe, und daß die Geschichte desselben in mehreren Theaterstücken, wie auch von einem gewissen Lessing geschildert worden sei, und alle sahen nun selbst mit fast ängstlichen Blicken, auf den dickbestaubten Koffer unter dem Ahnenbilde hin.

Wagner, Luise und der lange Johannes aber fühlten sich so wunderbar ergriffen, daß es ihnen eine Weile vorkam als wären ihre Namen nur eine Maske, die sie nach Beendigung der Komödie ablegen sollten. Es bedurfte einiger Toaste, um die heitere Stimmung wieder herzustellen.

Den Träumen der kommenden Nacht sahen jedoch alle mit einer Art von Beklemmung entgegen.

Der Vogel Curios.

Was ich auf den nachfolgenden Blättern erzählen werde, ist zwar Erlebtes, aber nicht von mir selbst; ein interessantes Bruchstück aus dem Leben eines meiner Freunde, eines wackern Officiers. Er erzählte es mir so lebhaft, so wahr und warm, daß ich kein anderes Verdienst ansprechen zu dürfen glaube, als das, einen treuen Dolmetsch seines Berichtes abzugeben, und ein Bruchstück aus seinem militärischen Leben, zu dessen schriftlicher Mittheilung er vielleicht nur zu bequem ist, mit seinen eigenen Worten ihm nachzuerzählen. Ich lasse ihn selbst sprechen und bin überzeugt, daß die Leser ihm eben so gespannt zuhören werden, als ich es gethan habe.

— — — Wir waren schon sechs Stunden lang marschirt, das Ziel unseres Weges, eine ansehnliche italienische Stadt, immer im Auge. Endlich stand das ersehnte Ziel vor uns. Der Major, welcher vor unserem Bataillon auf seinem Braun gemächlich einhertrabte, ließ Halt machen. Auf der großen Heide vor einer Osteria, welche rechts von der Straße lag, wurden die Gewehre in Pyramiden gestellt, die Mantelsäcke und Tornister aufgeschnürt und die Paradeuniformen und Gallamonturen herausgenommen. In weniger als einer Viertelstunde stand das ganze Bataillon wie ausgewechselt da und forderte durch seine

edle Haltung und sein geschmackvolles Aeußeres kühn sein Jahrhundert in die Schranken. Zum Glücke war die Osteria wol fournirt. Wer bei Gelde war, ließ es an Erfrischungen für sich und seine Kameraden nicht fehlen. Inzwischen ward wieder eingepackt und aufgeräumt und Vergatterung geschlagen; das herrlich adjustirte Musikcorps stellte sich an die Spitze des Bataillons und mit frohem Muthe und unternehmender Miene ging es der Stadt zu, in welcher man sich übrigens, da sie als ein Hauptherd aufrührerischer Bewegungen verrufen war, eben keine freundschaftliche Aufnahme versprach. Wir rückten gegen die ersten Häuser der Vorstadt an. Ein kriegerischer Marsch wurde von unseren vierzig Hautboisten mit gewohnter Energie und Präcision angestimmt, um der Menschenmasse, welche in der Ferne aufgestellt war, zu zeigen, daß wir uns vor ihr nicht fürchten, wenn sie auch feindselige Demonstrationen im Schilde führen sollte. Aber was wir oft anderwärts erfuhren, geschah auch hier. Statt eines lärmenden „a basso“ scholl uns, als wir anrückten, ein freudiges „bravi Tedeschi!“ entgegen; die ganze Menge machte Rechtsum und bildete unsere Avantgarde, und unter fraternisirendem Zurufe zogen wir in die Stadt ein, deren Hauptstraße, die wir passiren mußten, mit einem bunten Spaliere friedlicher Gaffender besetzt war. Unsere martialischen Gesichter thaten das ihrige bei Männern und Frauen; Erstere belobten so laut, daß wir es im Vorbeidefiliren deutlich vernehmen konnten, unser kriegerisches Ansehen, und Letztere wehten uns aus den bunt behängten Fenstern und von festlich geschmückten Balconen mit flatternden Tüchern und Schleifen einen unerwarteten Willkommsgruß entgegen.

Auf der „Piazza grande“ stellten wir uns auf. Es war Mittag. Ein tiefblauer Himmel hing über uns her und die Sonne blitzte, von blanken Bajonetten hundertfach zurückgestrahlt.

Jetzt wurde zum Gebete getrommelt; das Musikcorps fiel mit einer erhebenden Preghiera ein; die ganze Bevölkerung feierte den schönen Moment durch ehrerbietiges Schweigen mit. Hierauf wurde bei Fuß gemacht. Mit dienstfertigem Eifer näherte sich der Podestà sammt seinen Gehilfen unserem Major, um der Truppe ihre Quartiere anzuweisen. Die Stimmung schien allgemein die beste, und wir gingen sorglos auseinander.

Auch ich folgte einem kleinen, schwarzbärtigen, lebhaften Manne, welcher mich unter fortwährenden Bücklingen mit einem Strome echt italienischer Artigkeiten übergoß, deren Sinn darauf hinausging, daß er sich's zur größten Ehre anrechne, einen so braven Officier, als ich bin, beherbergen zu dürfen. An Gegencomplimenten nicht zurückbleibend, folgte ich ihm in seine Wohnung.

Ein palastähnliches Haus nahm uns auf. Mein Begleiter präsentirte sich mir an der Schwelle des Gebäudes, zu welcher eine schöne Marmortreppe empor leitete, als den Pächter desselben. Der Eigenthümer, ein Marchese aus altadeligem Geschlechte, war schon seit Jahren über dem Meere abwesend.

„Hier sind Sie zu Hause", begann er mit der seinem Lande und dem Idiome desselben eigenen Geläufigkeit, „die ganze Vorderseite des Hauses sammt allen Zimmern, Sälen, Cabineten, steht zu Ihrer Verfügung. Die Rückseite bewohne ich mit meinen Dienstleuten, seit ich Witwer bin, allein und unvergnüglich, weshalb es mich unendlich freuen würde, wenn Sie sich bisweilen auf die Rückseite verirren wollten. Wir haben hier die braven deutschen Officiere herzlich gern, auch meine Selige war eine große Verehrerin derselben und in diesem Hause ist der militärische Geist, so zu sagen, heimisch geworden."

Ich erwiderte sein Anerbieten und Zuvorkommen mit jener trockenen Gleichgiltigkeit, welche man auf einem sechsstündigen Marsche, während dessen man das unerreichbar scheinende Ziel unverrückt vor Augen hat, unwillkürlich annimmt und ließ mich in der Wohnung umherführen, um das freundlichste Zimmer für mich und das tauglichste für meinen Burschen zu wählen. Ein hoher Saal mit bunten Deckengemälden wurde mir als das schönste Gemach von meinem Hausherrn zugedacht, welcher mir es durch die Bemerkung, daß Grafen, Fürsten, Generale und Bischöfe schon darin ihr Absteigequartier genommen, am besten zu empfehlen wähnte. Ich war nie ein Freund großer Gemächer; deutsche Sitte hatte mich an die lieben, lauschigen Stübchen von Jugend an gewöhnt. Zudem sah ich durch die hohen Fenster dieses Prunksaales, wenn man ihn nach deutschem Maßstabe beurtheilt, ganz unverschämt mitten in das Herz eines gegenüberstehenden Hauses, was mir, aufrichtig gesagt, unlieb war, indem ich nicht belauschen, aber auch nicht belauscht sein will. Auch kam es mir vor, als ob, wegen der Wendung des Hauses, ein knapp anstoßendes Stübchen, wenn es ein solches gäbe, jenes lästigen Vis-à-vis entbehren und geradezu ins Freie hinaussehen müßte. Wirklich glaubte ich gegen jene Seite hin eine Tapetenthüre zu bemerken.

„Ist denn da nicht noch ein Stübchen?" fragte ich meinen Begleiter, dessen Antlitz eine seltsame Miene annahm, als ich nach dem kleinen Messingschieber an der Wand griff, um zu öffnen.

„O ja", erwiderte er, wie ausbeugend, „ein kleines, schmales Stübchen ohne Aussicht!"

„Desto besser, ich liebe kleine Stübchen; und wohin sieht das Fenster?"

„Ueber die Gärten weg auf den Kirchhof von Santa Croce."

„Ei, das ist ja gar romantisch! Wir wollen das Territorium uns näher besehen."

Ein freundliches Stübchen nahm mich auf, als ich die Wandthür öffnete, eben geräumig genug für die Bedürfnisse eines Kriegsmannes. Dem Fenster gegenüber war die Bettstelle, über welcher ein verdecktes Bild hing, das ich Anfangs nicht beachtete, weil ich darunter auch nichts anderes vermuthete, als eine jener in Italien so häufig vorkommenden, mit grellen Deckfarben gemalten Ansichten des Vesuv, des Aetna und anderer Naturwunder. Ein blaßgrünes Rebengeländer umrankte das Fenster, durch welches, vom glühenden Mittage dunstig beleuchtet, eine interessante Fernsicht, mit dem bezeichneten Kirchhof im Mittelgrunde, sich zeigte.

„Da bleibe ich!" rief ich meinem Hausherrn zu, welcher ein lächerliches Staunen affectirte.

„In diesem Zwinger", erwiderte er ungläubig, „wo Ihnen fünf fürstliche Gemächer zu Gebote stehen? Der Saal, durch den man hier eintritt . . . . . ?"

„Ist eben passend für meine Bedienung und bei Regenwetter sogar ein passender Exercierplatz für meine Compagnie."

„Aber — Sie wissen nicht — Herr Officier!"

„Was weiß ich nicht? — Ich weiß, daß es mir da gefällt und damit Punktum!"

„Aber — —"

„Kein aber! Ich bin zufrieden und Sie mögen Ihre Säle getrost an Generale und Bischöfe vermiethen! — Es poltern doch keine Gespenster in diesem Cabinete?"

„Das nicht, aber ich könnte Ihnen Dinge erzählen, die noch viel ärger sind. Und mit einem Worte, es thut mir leid um Sie, junger, braver Herr Officier!"

Das sprach er mit einer Miene, welche mich in Zweifel ließ, ob sie mehr Besorgniß oder Ironie spiegle.

Gleichsam um das Gespräch auf einen anderen Gegenstand zu lenken, wendete ich mich gegen das Bild über der Bettstelle und fragte, ehe ich es noch ansah, was es vorstelle.

„Ach, San Benedetto!“ rief er aus, mich zurückziehend, „sehen Sie nicht hin, — es ist der Vogel Curios!“

Mit großen Augen sah ich den erblassenden Cicerone an, dessen „Vogel Curios“ mir um so lächerlicher vorkam, als ich keinen Begriff damit zu verbinden wußte.

Mich seinem zurückhaltenden Arme entwindend, trat ich zur Bettstelle, über welcher das Bild hing, während mein Hausherr mit dem Schrei: „Er hat ihn schon!“ sich das Gesicht verhüllte.

Ich war überrascht. Ein alter Goldrahmen, dessen dünne Metalldecke ihren Glanz verloren hatte und aussah, als ob sie mit Blutflecken besprengt wäre, umschloß das seltsamste Bild, das ich mein ganzes Leben hindurch gesehen. Allgemein bekannt sind die Höllenfratzen und Hexenscenen eines Breughel. Dieses Gemälde überbot sie insgesammt an Caprice der Erfindung und Bizarrerie der Zusammenstellung. Das ganze etwa zwei Schuh hoch und achtzehn Zoll breit, stellte seinen Umrissen nach, den fabelhaften Vogel Greif vor, mit ausgebreiteten Flügeln, krampfhaft gekrümmten Krallen und aufgesperrtem Schnabel. Aber jedes einzelne Glied war ein Conglomerat der abscheulichsten Gestalten. Zusammengeballtes Gewürme, traubenförmig aneinander gekrallte Teufelsfratzen, Klumpen halb vermoderter Leichen, Kränze aus Todtenschädeln, kurz, was das Auge Ekelhaftes, Abschreckendes, Empörendes und Unaussprechliches kennt, war mit satanischem Geschicke zu einem baroken Ganzen hier vereint und unter so wunderbare Beleuchtung gebracht, daß jeder Standpunkt,

welchen man annahm, einen gleichen Eindruck bewirkte. Zudem gestalteten sich die Züge des wunderbar componirten Gesichtes der Fratze zu einer so widrigen Menschenlarve, daß man verleitet war zu glauben, das Ganze sei die beißendste Satyre, die ein Menschenfeind auf die Außenseite seines eigenen Geschlechtes machen konnte.

Anfangs mit Ekel, dann mit steigendem Interesse, hing ich an dem sonderbaren Bilde.

„Ist Ihnen das Stück nicht feil?" fragte ich meinen Hausherrn, der mich schweigend beobachtete.

„Feil?" antwortete er, indem er es versuchte, mich zurück zu ziehen, „ach, wollte Gott! ich dürfte es veräußern; aber ein eigener, klar ausgesprochener Punkt in meinem Pachtcontracte verpflichtet mich, das Teufelswerk zu behalten! — Darum noch einmal, quartieren Sie sich irgend wo anders ein, liebenswürdiger Herr Officier! In diesem Zimmer ist es nun und nimmermehr geheuer! Ich könnte Ihnen Geschichten erzählen, Geschichten . . !"

„Nun, diese auf ein andermal!" erwiderte ich, der Reden und Tollheiten des ängstlichen Warners überdrüssig. „Für jetzt haben Sie die Güte, wenn es Sie im Uebrigen nicht belästigt, dieses Cabinet mir und den Vorsaal meinem Diener einzuräumen!"

Damit war es, trotz aller weitern Einsprüche, abgethan, wiewol ich nicht leugnen kann, daß der Eindruck, den der Vogel Curios auf mich machte, mich ernstlich beschäftigte.

Die Geschichten, welche mir mein Hausherr versprochen hatte, blieben mir nicht geschenkt und ich bin ihm dafür jetzt recht

dankbar. Er gab sie mir durch einige Zeit, wo ich sein Gast sein mußte, als Nachtisch zum Besten und sie waren mir in der That die einzige Würze eines Mahles, welches, nach italienischen Begriffen von Feinschmeckerei, recht lecker und gaumenreizend sein mochte, dem Deutschen aber in seiner fetten Polenta, seinen wolldurchölten Artischoken und seinem Confecte von Wassermelonenkernen wenig Ueppiges darbot.

Die Genealogie des Vogels „Curios", so weit selbe zu verfolgen war, wurde mir gleich das erste Mal ausführlich mitgetheilt.

Zu dem Eigenthümer des Hauses, dem Marchese C**, einem wunderlichen, nicht sehr menschenfreundlichen und den braven Deutschen am allerwenigsten gewogenem Manne, wie ihn Sior Moscito, mein Hausherr nannte, kam eines Morgens ein Weib mit fliegenden Haaren. Sior Moscito, damals Haushofmeister, war eben im Zimmer, als die Unglückliche, etwas Verhülltes unter dem Arme tragend, sich dem Marchese zu Füßen warf. Dieser, befremdet, fragte sie, was sie wolle, — und ohne sich zu erheben, rief sie: „Hört Ihr?"

Tiefe Pause.

Die Armensünderglocke scholl durchs offene Fenster.

„Hört Ihr?" fuhr das Weib schluchzend fort, „das gilt meinem Gatten."

Der Marchese versprach ihr Beistand. Sie erzählte unter Wehklagen, daß ihr Mann Maler sei, daß er für einen Deutschen ein weibliches Porträt zu malen hatte, was ihm trefflich gelungen war; dieser damit unzufrieden, ihn einen elenden Stümper gescholten, und er, vom Künstlerstolz entflammt, dem fremden Tadler das Bild sammt Rahmen so gewaltig vor die Stirne geschlagen habe, daß dieser todt zu Boden sank. Nun werde er zum Tode geführt. Verlassen, verspottet, verhöhnt, habe sie nichts

um ihr Leben zu fristen, ja nicht einmal so viel, um auf die nächste Insel überzusetzen, wo ihre Eltern leben. Das Bild, welches sie unter dem Arme trage, sei das einzige Erbe, das ihr unglücklicher Gatte ihr hinterlassen, und das sei ein Höllenstück, im Kerker gemalt, mit Herzblut und Todesschweiß.

Das Höllenstück war der Vogel „Curios", vielleicht eine Allegorisirung der Schreckensbilder, welche sich dem unglücklichen Gefangenen in einsamen Mitternächten auf die moderige Wand seines Kerkers malten.

Der Marchese zahlte der Gattin des Delinquenten für das Gemälde eine anständige Summe aus, welche mehr als hinreichend war, um ihr, nach Bestreitung der Ueberfahrt zu ihren Eltern, noch einen kleinen Vorschuß für die nächste Zukunft zu bieten.

Vielleicht trug der Gedanke, daß ein Fremder des Malers Opfer ward, zur Steigerung seiner Großmuth das Seinige bei.

Seit jener Zeit nun hing das Gemälde in dem kleinen Cabinete und der Marchese setzte ein eigenes Vergnügen darein, wenn er einen Deutschen beherbergen mußte, ihn in jenes Stübchen einzuquartieren.

Aber mit dieser grauenhaften Entstehungsgeschichte des Bildes, die allein hingereicht hätte, mich aus meinem abgelegenen Cabinete, zu verbannen, war es noch nicht abgethan. Mein Hausherr wußte durch geheimnißvolle Mienen, mitleidiges Achselzucken, hingeworfene Fragen und abgebrochene Zwischenreden meine Neugier in Betreff des verhängnißvollen Bildes so mächtig zu wecken und allmälig zu einem solchen Heißhunger zu steigern, daß wirklich nur seine Unerschöpflichkeit dazu gehörte, um ihn zu

ersättigen. Er benützte zu dieser planmäßigen Bestürmung meiner wol verbollwerkten Phantasie vornehmlich die Sonntage, an welchen mich seine Gastfreundschaft nie vom Hause wegließ.

Ich mußte fast über ihn lachen, als er mich mit besorgter Aengstlichkeit befragte, ob es mir noch in seinem Hause gefalle, wie ich mit dem Vogel „Curios" zurecht käme, und ob mir noch nichts Böses geträumt habe, und auf die Aeußerung meiner vollkommensten Zufriedenheit, ganz ungläubig den Kopf schüttelte.

„Möge der Himmel Sie gnädigst in seinen Schutz nehmen", sprach er, „und Sie vor dem Vogel „Curios" behüten und bewahren, der Keinem hold ist, auf den er herabsieht. Es ist nicht Aberglaube; — ich habe Beweise dafür."

Auf meine Versicherung, daß ich in dieser Beziehung ziemlich indifferent sei, erzählte er mir folgende Geschichte:

„Ich war das erste Jahr Pächter dieses Hauses und hatte fast alle Gemächer desselben, bis auf das bewußte Cabinet sammt dem großen Vorsaale, schon an Mann gebracht und zu guten Preisen vermiethet; da kam eines Tages ein junger blasser Mann, mit langen blonden Locken zu mir und fragte mich, ob er im Hause hier nicht ein unbelauschtes, abgelegenes Stübchen haben könne. Seine Beschäftigung sei mehr von der Art, daß er andere damit stören, als daß er selbst gestört werden könnte; er sei nämlich Musikus und wolle nichts weiter, als ein Obdach, wo er sich seiner Kunst widmen könne, ohne irgend jemand zu behelligen.

Ich führte den seltsamen Gast in das Cabinet, ohne ihn auf den Vogel „Curios" aufmerksam zu machen, welcher bis dahin sich diesen Namen noch nicht verdient hatte. Er fuhr, als er das Bild sah, entsetzt zusammen und versicherte mich, in dem Bilde liege Porträtähnlichkeit und es dünke ihn ein Wink des Schicksals, diesen Zügen hier begegnet zu sein. Wie das alles

zusammenhing, erfuhr ich erst in der Folge genauer. Umso unerklärlicher mußte mir daher das Benehmen meines Zinsmannes erscheinen, da ich anfangs keine Ahnung von dem Leiden hatte, das seine Seele mit ganzer Macht beherrschte.

In unserer Stadt lebte damals ein Maestro, weit berühmt durch seine Opern und seine Sonderlingslaunen. Der kleine, leidenschaftliche Mann mit dem mächtigen Backenbarte und den dicken Brauen, hatte eine Tochter, von welcher die Welt behauptete, daß sie schöner und anmuthiger sei, als alle Andantinos und Larghettos, welche ihr Vater sein ganzes Leben hindurch zu Tage gefördert.

Das Mädchen stand eben in vollster Blüte, als der junge blonde Mann, der nachher bei mir einzog, in unsere Stadt kam. Was er für ein Amt bekleidete, weiß ich nicht. Er schien mir einer jener deutschen Lustreisenden, welche in unserem Lande schon oft etwas anderes fanden, als was sie suchten. So wollte auch er in unserem milderen Klima wahrscheinlich die Genesung finden und ward bei uns erst recht bedenklich krank, insofern Herzenskrankheiten die unheilbarsten sind. Er ward verliebt in des Kapellmeisters Tochter, sterblich verliebt und suchte alle erdenkliche Mittel hervor, um sich bei dem Vater bekannt und beliebt zu machen. Aber der alte Maestro, ein Erzpedant, kannte nichts als Musik oder that vielleicht, als ob er nichts anderes kennte, um für einen Erzmusikus zu gelten. Kurz, er erklärte dem armen deutschen Blondkopfe rundweg, daß er seine Tochter nur einem Virtuosen zum Weibe geben wolle und daß ihm der Böse eher über all' seine Partituren fahren solle, als er seinen Schwur bräche.

Der arme Deutsche wußte nun nicht, wo aus wo ein. — Statt sich über den Verlust eines Mädchens zu trösten, dessen Besitz an eine für ihn fast unerfüllbare Bedingung geknüpft war,

gerieth er auf den unglückseligsten Einfall von der Welt: er faßte nämlich Knall und Fall den festen Entschluß, ein Virtuose zu werden, kaufte sich um eine bedeutende Summe eine alte Violine, suchte sich ein abgelegenes Quartier und nahm sich vor, in Jahresfrist die Stadt von seiner Virtuosität sprechen zu machen.

In diese Zeit fiel sein Erscheinen in meinem Hause und seine Uebersiedlung in diese Stube. Anfänglich hielt ich den blassen Blondkopf für verrückt. Stundenlang stand er vor dem seltsamen Bilde und spielte ihm einen und denselben Lauf mit widerspenstigen, ungelenken Fingern wol hundert Mal vor und starrte dann regungslos auf die Teufelsfratze an der Wand, als ob er ihr ein beifälliges Lächeln abzwingen wollte. Aber die Fratze blieb unbeweglich und grinste ganz unheimlich auf den ächzenden und schweißtriefenden Fiedler herab. Oft guckte ich verstohlen durch den Spalt der Thüre, denn mir bangte für seinen Verstand, wenn er so die Pausen während seiner Studien mit halblauten Monologen ausfüllte. Ich belauschte ihn mehr aus Sorgfalt als aus Neugier. Halbe Nächte saß er im Kamin, wohin er sich verschloß, um die Umgebung weniger zu stören und quälte sich mit einer Passage so unermüdlich ab, daß die Eulen im Schornstein des widerlich eintönigen Saitengeschnarres überdrüssig, mit schwirrendem Gekreische aufflatterten und andere Wohnstätten suchten. Es war jammervoll zu hören, wie der gute Mann sich abmühte ohne Frucht und Erfolg. Für jedes gesunde Ohr war, was und wie er spielte, gräßlicher Mißton; das seinige hingegen, für die Accorde der himmlischen Musik taub und unempfänglich, fand Wohlklänge und Trostmelodien darin, und freudiger von Tag zu Tag lebte er in unbegreiflicher Selbsttäuschung der süßen Hoffnung entgegen, recht bald den Moment herbeizuführen, wo er vor den strengen Vater seiner Angebeteten hintreten könnte.

Mit ungläubigem Hohnlächeln empfing der stolze Maestro den armen Geiger, welcher sich ihm nach Jahresfrist wieder vorstellte, um seine Talentprobe zu bestehen und als Preis des Sieges die Hand seiner Geliebten davonzutragen. Ein Kreis enthusiastischer Verehrer des Maestro war versammelt, um über die Ebenbürtigkeit des neuen Virtuosen zu entscheiden, welcher schon seiner ausheimischen Abkunft wegen mitleidiges Achselzucken erregte. Ueberhaupt schien das ganze nur lediglich auf einen Schwank berechnet, welchen der Capellmeister seinen Freunden auf Kosten des armen Deutschen zum Besten geben wollte. Das Mädchen selbst hielt sich dabei ziemlich indifferent, indem es in den Bewerbungen zehn anderer leidenschaftlicher Liebhaber einen baldigen reichlichen Ersatz für den möglichen Verlust ihres blöden, blonden Schäfers sah.

Der arme Virtuose ohne Beruf machte total Fiasco. Ein allgemeines Verdammungsurtheil war die Folge seiner übermenschlichen Anstrengung, welches ihm noch dazu auf die wehthuendste Weise, nämlich im Tone der beißendsten Ironie, mitgetheilt wurde. — „Braviſſimo", sagte der Maestro mit satanischem Lächeln zu dem halbohnmächtigen Concertisten, „Ihr habt für einen Nordländer erstaunliche Anlagen. Ich kenne einen alten Schulmeister im nächsten Dorfe, einen tüchtigen Geiger; — wenn Ihr's zufrieden seid, will ich zur Ausbildung ihm Euch anempfehlen. Wenn Ihr in Eurem Eifer fortfahret, möget Ihr's wol in einigen Jahren dahin bringen, daß ich Euch zum Secund in einem Orchester anstellen kann. Uebrigens müßt ihr die verliebten Grillen aufgeben; sie zerstreuen nur und Ihr braucht Euren ganzen Kopf, wenn Ihr Eurer Violine Ehre machen wollt. Eine Braut, wie mein Mädchen, würde Euch der Kunst nur entfremden; Eure Braut sei — Eure Violine!"

Vom Spotte bis ins Innerſte verwundet, mit der vollſten Ueberzeugung von gänzlicher Hoffnungsloſigkeit, ſtürzte der Unglücksvirtuoſe nach Hauſe und warf ſeine Violine ungeſtüm auf ſein Bett hin, über welchem noch jetzt der Vogel „Curios“ hängt.

Der arme Mann war aus dem Geleiſe gerathen. Hätte irgend ein Vater zu ihm geſagt: „Mein Eidam muß Arzt ſein oder Soldat oder Kaufmann!“ der innig Liebende würde gewiß bei ſeinem Eifer es dahin gebracht haben, nach Jahresfriſt ſagen zu können: „Seht, noch bin ich zwar nicht ganz, was Ihr von mir fordert, aber hier ſind die Beweiſe, daß ich den Fond in mir habe, es zu werden!“ Und er wäre es auch geworden, denn er war ein verſtändiger, thätiger, ausdauernder Kopf. Allein ſo ließ ihn das Schickſal auf einen Tollkopf ſtoßen, der etwas von ihm verlangte, was ſich nicht erzwingen läßt, wozu auch nicht ein Keim in ihm lag, und das vergiftete ſein Leben. Weil er ſich verſtändig genug fühlte, um alles zu erlernen, was die Wiſſenſchaft zur Löſung vorlegt, glaubte er ſich auch fähig, etwas zu lernen, was die Kunſt als Aufgabe ſtellt. In dieſem Wahne verlor er den Maßſtab für ſeine Beſtrebungen und deren Erfolge ſo ganz und gar, daß er die Wirkung nach der Mühe beurtheilte und des Elementes mit welchem er rang, unkundig, wie kaum ein Zweiter, weit vorgeſchritten zu ſein vermeinte, weil er im Schweiße ſeines Angeſichtes ſich anſtrengte. Selbſt das traurige Reſultat ſeiner Talentproben, ſo klar es ihn über des Maeſtro Willensmeinung enttäuſchte, ſo wenig überzeugte es ihn von der Fruchtloſigkeit ſeiner Studien. Er hielt es nicht für ein unmittelbares Ergebniß ſeiner eigenen Untüchtigkeit, ſondern für Verkennung, unverdiente Zurückſetzung, böswillige Verkleinerung. Zu dem ſchmerzlichen Gefühle mißglückter Bewerbung um die Hand eines Mädchens, das ſeiner unwerth war, geſellte ſich gekränkter Künſtlerſtolz, Ingrimm über erlittene Ungerechtigkeit.

Er war bis ins Innerste vernichtet, jeder Zoll seiner Seele — Wuth und Gram. Erfaßt von dieser lebenzerstörenden Stimmung ergriff er nochmal die weggeschleuderte Violine und entlockte ihr, mit krampfhaft zitternder Hand, die gräßlichsten Mißtöne, welche vielleicht je die Wände eines italienischen Hauses durchdröhnten.

Mit starren Augen blickte er, wie gewöhnlich, wieder auf das Höllenbild oberhalb seines Bettes; der helle Mondschein fiel darauf und beleuchtete seine Umrisse mit blassem Schimmer. Es war, als ob der Vogel „Curios" mit den Flügeln zusammenschlüge und sein Antlitz, dessen Züge, wie der arme Fiedler sich einbildete, denen des Maestro glichen, zu höhnischem Grinsen verzerrte.

„Lachst du, Unhold?" schrie er wüthend auf, „warte, ich will einen Schirm vor dich hinhängen, damit deine Satanslarve keinen armen Fremdling mehr um sein Lebensglück bringe!"

Und im wilden Ungestüme riß er die Saiten von der Geige, die er mächtig an die Wand schleuderte, daß sie dumpf nachtönend in tausend Splitter sprang, und flocht eine Schlinge aus den Därmen, an welcher am andern Morgen sein Leichnam als gräßlicher Schirm vor dem Bilde hing, das seine Sinne so arg zerrüttet hatte.

Die Geschichte machte, wie natürlich, gewaltiges Aufsehen in der Stadt. Mit Entsetzen schrieb ich meinem Pachtgeber, was sich zugetragen und bat ihn, um meine Wohnungen wieder in Kredit zu bringen, über das verhängnißvolle Bild anderwärts verfügen zu wollen; er erklärte aber ganz trocken, „daß es an seiner Stelle, laut contractmäßiger Bedingung, zu verbleiben habe".

Diese Historie war das Konfect, mit welchem Sior am ersten Sonntage die Tafel beschloß. Sie war mir zu grell, um mich ernstlich zu ergreifen. Ich machte mir zwar meine Gedanken darüber, schlief aber dessen ungeachtet ganz ruhig ein und besorgte von dem Vogel „Curios" kein Unheil.

Am nächsten Sonntage bekam ich eine zweite Geschichte von dem Vogel „Curios“ zu hören.

„Lange blieb mir“, begann Sior Moscito, „die Stube leer stehen, ja selbst meine übrigen Zimmer und Säle, so schön und billig sie waren, fanden nur geringen Anwerth.

Endlich erschien ein ältlicher Mann mit vernachlässigtem, Aeußeren. Seine Kleider waren dürftig, seine Haltung gebückt, sein Blick unstät. Er suchte ebenfalls bei mir eine ruhige Stube, wo er, wie er sich ausdrückte, seine Studien ungestört fortsetzen könnte. Er sprach mich deutsch an und als ich ihm italienisch antwortete, daß ich nur meiner Muttersprache und des Französischen mächtig sei, führte er das Gespräch abwechselnd in beiden mit solcher Fertigkeit, daß ich jene, in der er eben sich ausdrückte, für seine Muttersprache gehalten haben würde.

Ich wies ihm das bewußte Zimmerchen an, mit welchem er vollkommen zufrieden schien. Alles sagte ihm zu, und als ich ihn auf das Bild aufmerksam machte und ihm bemerkte, daß ich mich verpflichtet fühle, des Vorgefallenen zu erwähnen, lächelte er mit zugedrückten Augen leise in sich hinein und sprach: „Das wird mich nicht anfechten! Ich habe meine Liebe einer Braut zugewendet, deren Vater keinen Eidam verschmäht, welcher sich ernstlich bewirbt. Ich bewerbe mich, Gott sei Dank! schon seit dreißig Jahren um ihre Gunst; ich weiß ihr in sieben Zungen zu huldigen und hoffe es bald in mehreren zu können. Ich habe diesfalls, denke ich, nichts zu befürchten.“

Nachdem er das Bild lange mit steigendem Interesse betrachtet hatte, versicherte er mich, daß es ihm ausnehmend gefalle. Es komme ihm wie eine sinnige Allegorie des Sprachthums vor. Mir war zwar, was er sagte, fast unverständlich; dessen ungeachtet behielt ich es ganz genau im Gedächtnisse, weil er sich oft bemühte es mir begreiflich zu machen. „Da im Bilde“, sprach

er, „verschlingen sich hundert und abermal hundert wunderliche Züge und Schnörkel abenteuerlich durcheinander und dennoch bilden sie ein Ganzes, das, wiewol auf den ersten Anblick einem fabelhaften Vogel ähnlich, doch näher betrachtet, fast menschlichen Charakter annimmt. Gerade so ist es mit den Runen und Hieroglyphen, deren sich der Mensch bedient, um seine Gedanken in Laute, seine Laute in Schriftzüge umzusetzen. Sie bilden ein wunderbares Gewürme von unerklärbaren Formen und Typen. Und dennoch verschlingt sich dieses räthselhafte, polypenähnliche Letterngewürme vor dem Blicke des Geweihten zur Riesengestalt jenes Sprachen-Mammuths, dessen Glieder als Ueberbleibsel einer verschleierten Urwelt durch die Länder der Erde hin verstreut sind. Sieben Knochen dieses Ungeheuers habe ich erst betrachtet und durchprüft, und neunhundert wenigstens bilden seinen Körper. Jeder Blick auf dieses Bild, die erhabenste Allegorie dieser Art, die ich noch sah, wird mich lebhaft an das mahnen, was mir noch zu leisten übrig blieb!"

Aus allen diesen phantastischen Aeußerungen entnahm ich, daß mein Zimmerherr ein Sprachforscher sei.

Am frühesten Morgen lehnte er schon im Fenster und blätterte in seinen Quartanten. Den Vormittag brachte er in unseren Buchdruckereien zu, deren eine an zwanzig Alphabete lebender und todter Sprachen zählte; dann vergrub er sich in die Bibliotheken der Stadt mit solchem Eifer, daß ihn gewöhnlich die ungestüme Mahnung des Bibliothekars erst aus seiner Versunkenheit zu wecken im Stande war.

Ungelegenheit machte mir mein stiller, zurückgezogener Sprachforscher durchaus nicht. Im Umgange war er freundlich, ja sogar nicht einsilbig, was bei Leuten seiner Art selten der Fall ist. Eine unersättliche Wißbegierde nach allem, was Ausdruck und Sprache betrifft, war ein Hauptzug seines Charakters

und wiewol in gewisser Beziehung höchst löblich, doch vielleicht im Umgange mit ihm gerade der abstoßendste. Man mußte jedes Wort, das der Volkssprache angehörte oder das in der Conversation seltener vorkömmt, sorgfältig meiden, denn er fing jedes ähnliche mit Hast auf, wiederholte es, fragte nach dessen Ursprung, drehte es wol zehnmal im Munde herum, bis er einen Haltpunkt für dessen Ableitung fand und endete das gelehrte Spiel gewöhnlich mit einer lauten, für einen Alltagsmenschen wie ich, wenig interessanten Recapitulation der Ausdrücke, womit derselbe Begriff in den sieben ihm bekannten Sprachen bezeichnet wird.

„Sie studiren zu viel", sagte ich ihm oft warnend; aber er sprach dann immer lächelnd: „Der Vogel über meinem Bette hat noch viele Federn, die ich nicht kenne. Studium ist Leben und Leben ist Studium!" — Und so saß er denn halbe Nächte beim matten Scheine der Ampel in seinen Büchern wühlend oder schritt, Wörter und Redensarten aus den verschiedenen Sprachen wiederkäuend im Zimmer auf und nieder, wobei er gewöhnlich, um seine Gedanken zu fixiren, sein Auge von dem Vogel „Curios" nicht abwendete. Mir bangte in der That um ihn. Oft schlich ich vor dem Schlafengehen, aus purer Besorgniß, noch an seine Thüre und legte das Ohr an die Schwelle oder das Auge ans Schlüsselloch, um zu sehen wie es ihm gehe. Während ich Oper und Ballet verdaut und im Café noch eine gute Weile Eis genommen und gekannegießert hatte, saß er schon in seine Grammatiken und Lexika vertieft und blieb noch sitzen, wenn ich lange schon im Bette lag.

Nach Verlauf von drei Jahrvierteln erkrankte er, wie ich es vorausgeahnt hatte, in Folge seiner übermäßigen Anstrengungen. Ein heftiges Kopffieber warf ihn auf das Lager. Der Arzt, den ich wider seinen Willen rufen ließ, besorgte eine Zerrüttung des Geistes. Er lag in beständiger Aufregung der

Nerven bei völliger Abspannung der übrigen Kräfte dahin, den Blick starr auf das Bild über seinem Bette gerichtet, das er durchaus nicht wegnehmen ließ, indem er behauptete, daß es ihm große Erleichterung gewähre und sprach in einem Gemisch aus allen Sprachen, deren er kundig war, das wunderlichste Zeug durcheinander, so daß der Arzt, der nichts als Italienisch und Latein genau verstand, aus seinen Mittheilungen nicht klug werden konnte.

Ich erinnere mich recht wol, was er mir entgegenrief, als ich am fünfzehnten Morgen seiner Krankheit zu ihm ins Zimmer trat. Der Arzt hatte diesen Tag als den Moment der Krisis bezeichnet. Der Patient richtete sich krampfhaft von seinem Lager auf, sah mich starr an, streckte mir die abgemagerte Hand feierlich entgegen und sprach ernst und abgemessen, mit so deutlichem Ausdrucke, daß ich mir die einzelnen Worte genau merken konnte: „Ich have honorem, euchesthai á vestra usted un dobro giorno!“ was, wie mir der Arzt verdolmetschte, in einem aus Deutschem, Englischem, Lateinischem, Griechischem, Spanischem, Französischem, Slavischem und Italienischem zusammengewürfelten Satze, so viel heißt, als: „Ich habe die Ehre, Euch einen guten Tag zu wünschen!“ — Mit Schaudern erkannte ich seinen Zustand und willigte, der Nothwendigkeit nachgebend, darein, daß der Arme in das Lazareth gebracht wurde, wo er im Zustande des ausgebildeten Wahnsinnes starb.

Er war das zweite Opfer, das der Vogel „Curios“ zur Ruhe gesungen.

Mein Pachtgeber, dem ich den Vorfall mit der wiederholten Bitte, das verhängnißvolle Bild wegnehmen zu dürfen, meldete, erwiderte abermal: „Das Bild bleibe laut Contract hangen, indem es nur einem Fremden gegolten“.

Diese Historie war das Confect am zweiten Sonntage. Ich hörte sie mit großer Ruhe hinsichtlich meiner an, wiewol mich das Schicksal des armen Gelehrten tief ergriff.

Der dritte Sonntag brachte mir, was ich erwartet hatte, nämlich eine dritte Geschichte. Nicht ohne Lächeln bemerkte ich, welche weise Steigerung mein Erzähler beobachtete, um meine Phantasie zu bestechen. Die erste Geschichte, die er mir erzählt hatte, betraf einen Phantasten, mit dem ich wol nichts Aehnliches aufzuweisen hatte, als daß er ein Deutscher war. Die zweite zeigte mir einen Menschen, an welchem nichts Ungewöhnliches war, als sein übertriebener Eifer. Was aber einem gebildeten, verständigen Menschen begegnet, hält man für weit natürlicher und daher auch für gefährlicher. Dieser zweite Unglückliche war ein vernünftiger Deutscher; ich hatte also schon zwei Berührungspunkte mit ihm gemein. Noch näher betraf mich die dritte Geschichte, die mich in der That unangenehmer berührte, als ich erwartet hatte. Es war folgende:

„Als vor einem Jahre", begann Sior Moscito, „die Truppen Ihres Monarchen zum ersten Male in unsere Stadt einrückten, um die Ruhestörer, die uns von allen Seiten bedrohten, zurecht zu weisen, erhielt auch unser Haus Einquartierung."

„Mann! Der ist für einen Menschenfresser zu schön", sagte meine Selige, als sie den schmucken Adjutanten unter dem Fenster vom Pferde steigen sah. — Sie müssen nämlich wissen, Herr Officier, daß man, ohne Ihnen damit zu nahe treten zu wollen, die Deutschen ehe man sie kannte bei uns allgemein für Menschenfresser hielt, gegen welche nicht aufzukommen wäre, weil

sie fest zusammenhalten und Einer will, was Alle wollen, und Alle was Einer will. Allein die Erfahrung brachte uns bald auf eine günstigere Meinung von den fremden Truppen. Das musterhafte Benehmen der Mannschaft, eine unmittelbare Wirkung des humanen Betragens der Commandanten, die strenge Mannszucht, die Friedlichkeit nach außen und die brüderliche Eintracht unter einander, ließen bald alle Gutgesinnten in Segenswünsche für das Wol derselben ausbrechen."

Ich dankte meinem Hausherrn flüchtig für ein Compliment, das vielleicht wahrer ausfiel, als er es selbst gemeint haben mochte.

„Der besagte Adjutant", fuhr Moscito fort, „wählte sich ebenfalls das Cabinet, welches Sie bewohnen. Als ich ihn auf das Bild aufmerksam machte und ihm die bedauernswerthen Ereignisse meldete, welche sich daran knüpften, würdigte er beides kaum einer flüchtigen Aufmerksamkeit. Er schien nur in den Beschäftigungen seines Standes zu leben, brachte den Vormittag außer dem Hause, in der Kaserne oder auf dem Exercierplatze, den Nachmittag am Schreibtische mit seinen Rechnungen und Ausweisen zu, dagegen war er aber auch außer Dienste ganz — Soldat, d. h. feiner Lebemann, liebenswürdiger Gesellschafter, galanter Ritter. Ich hatte es bald weg, daß er meiner Seligen den Hof machte oder vielmehr sie ihm. Doch kam mir die ganze Geschichte nicht gefährlich vor; trotz aller Galanterie gegen sie, schien mein Gast nicht im Geringsten gesonnen, ein förmliches Cicisbeat übernehmen zu wollen.

Meine Frau war aber damit nicht sehr zufrieden, wiewol sie ihm durchaus nicht zürnen konnte. Allein etwas Anderes nahm sie ihm bald höchst krumm. Wie denn die Weiber alles erfahren, was sie nichts angeht, so kam auch sie dahinter, daß der Adjutant vielleicht nur darum gegen sie so spröde sei, weil er zwei Miglien außer der Stadt ein Mädchen fand, gegen welches

er minder spröde thue. Sie wußte mir sogar zu sagen, daß der Adjutant ernstliche Absichten habe und nur abwarten wolle, bis die Ruhe im Lande hergestellt und eine gegründete Aussicht auf geordnetere Verhältnisse wäre. Sie kleidete zwar ihre Bemerkungen in den Ton ängstlicher Bedenklichkeiten; allein ich erkannte gar wol, was eigentlich dahinter stecke und konnte meine heimliche, boshafte Freude kaum verbergen.

Fast alle Tage ritt der Officier hinaus zu seiner lieben Natalie, denn selbst den Namen wußte mir meine Frau zu sagen, und die Zerstreuung der Ruhestörer in die nahen Gebirge war seinen Liebesabenteuern lange Zeit hindurch günstig.

Plötzlich hieß es aber, daß die Ruhestörer sich zusammengerottet hätten und in Masse einen Angriff auf die Besatzung unserer Stadt beabsichtigten. So wenig man auch diesem Gerüchte Glauben beimaß, so glaubte der Commandant unserer Truppen dennoch die strengsten Maßregeln handhaben zu müssen. Schon seit dem Einrücken der fremden Macht war es den deutschen Officieren untersagt, öffentlich in Civilkleidern zu erscheinen. Dieser Befehl wurde diesmal in so weit verschärft, daß auf die Uebertretung desselben Cassation stand. Um die Stadt aber war ein strenger Cordon gezogen, den bei Strafe des Niederschießens Niemand von auswärts überschreiten durfte, welcher sich über sein Vorhaben nicht bündig auszuweisen im Stande war.

Es war an einem Sonntage. Mein Gast, meine Selige und ich saßen guter Dinge beisammen. Ich wollte über die neue Maßregel sprechen, aber der Herr Adjutant hielt mir nicht Stich. Etwa um die fünfzehnte Stunde des Tages entfernte er sich, begab sich auf sein Zimmer und huschte bald darauf in Civilkleidern aus dem Hause hinaus. Ich hatte nichts bemerkt, aber meine Selige, der nichts entging, theilte es mir mit einem Gemische von Mitleid und Schadenfreude mit. „Gewiß“, fügte sie

hinzu, „zog es ihn wieder zu seiner Natalie; dies kann ihm theuer zu stehen kommen!“

Ich achtete ihrer Rede eben nicht sehr; denn sie pflegte viel umsonst zu sprechen und ging gemächlich ins Kaffeehaus, wo viel politisirt und debattirt wurde. Etwa durch zwei Stündchen war ich dort mit einer interessanten Dominopartie beschäftigt, als ein ungewöhnlicher Auflauf auf der Straße alle Gäste vor die Thüre des zahlreich besetzten Saales zog.

Soldaten des deutschen Regiments trugen auf einer, aus Baumästen und Laubwerk zusammengefügten Tragbahre einen Mann daher, in welchem ich auf den ersten Blick meinen Gast, den Adjutanten erkannte. Sein Gesicht hatte die Farbe der Wand, seine Augen waren geschlossen, seine Hand krampfhaft auf die Brust gepreßt und durch das Laub rieselte Blut und zog eine kennbare Spur die ganze Straße entlang. Entsetzt eilte ich nach bis zu meinem Hause, an dessen Treppe meine Frau mit lautem Weinen dem Zug entgegeneilte.

Die Soldaten trugen ihn hinauf, meine Frau folgte, und ich, ohne eigentlich noch zu wissen was vorgefallen war, hatte Mühe, die neugierige, ungestüme Menschenmasse zurück zu drängen, unter welcher sich die verschiedenartigsten Aeußerungen kund gaben.

Sie hatte sich noch kaum verlaufen, als bereits der Regimentsarzt kam und zu dem Verwundeten hinauf eilte. Endlich ward Ruhe vor dem Hause und in der bänglichsten Erwartung, begab ich mich in das Zimmer des Verwundeten. Er war bei vollkommenem Bewußtsein; der Arzt war unablässig damit beschäftigt, Eisumschläge auf seine Brust zu machen, welche von einer Flintenkugel durchbohrt war. Nur wenige Stunden wurden ihm noch Frist gegeben. Er benützte sie dazu, um seine Familiensachen in Ordnung zu bringen, von seinen Kameraden Abschied

zu nehmen und uns ein Detail des unglücklichen Vorfalls mitzutheilen, welcher ihm so früh das Leben kostete.

Sein männliches Ehrenwort war die Ursache seines Unglückes. Er hatte nämlich in der Voraussetzung, daß die politischen und militärischen Verhältnisse sich so bald nicht ändern dürften, seiner Natalie das Wort gegeben, am nächsten Freitage förmlich um sie werben und die diesfälligen Bedingungen in Ordnung zu bringen. In der Zwischenzeit ward jener strenge Tagesbefehl gegeben, welcher Keinem, wer es auch immer wäre, gestattete, unter irgend einem Vorwande, den gegen die Umgebung der Stadt gezogenen Cordon von außen her zu überschreiten.

Mein Gast wußte wol, welcher Gefahr er sich aussetzte; aber sein gegebenes Ehrenwort erlaubte es ihm nicht, hinter seinem feierlichen Versprechen zurück zu bleiben. Im Kleide seines Standes durfte er über die bestimmte Abgrenzungslinie nicht hinausschreiten. Er wählte daher das einzig mögliche aber gefährlichste Mittel, sein gegebenes Wort einzulösen und nahm Civilkleider.

Beim Ueberschreiten des Cordons auf dem Hinwege hielt ihn, wie natürlich, niemand an. Glücklich gelangte er zu seiner Geliebten, welche von der Größe der Gefahr, der sich ihr Bräutigam unterzog, nichts ahnte, und brachte bei ihrer Familie alles in Richtigkeit. Fest vertrauend auf seinen Glücksstern und den Schutzgeist der Liebe, begab sich der junge Bräutigam auf den Rückweg und erreichte ohne Anstand den Cordon. Er hatte sich zum Uebergange einen Punkt ausgewählt, welcher durch kleine Baumgruppen verstellt war, hinter denen er ungestört durchzuschlüpfen hoffte. Auch wollte er absichtlich nicht auf den Anbruch der Dämmerung warten, indem, wie er wol wußte, die Vorposten es bei Tage sich bequem machten, um Abends, wo die

Dunkelheit mehr befürchten ließ, ihre Wachsamkeit zu verdoppeln. Unbemerkt war er bereits hinter die Walllinie gelangt und schickte sich eben an seinen Fuß wieder vorwärts zu wenden, um die Posten glauben zu machen, er sei von der Stadt aus gekommen, als ihn ein Soldat von weitem anschrie und still zu stehen befahl.

Erst in diesem entscheidenden Augenblicke erkannte er die ganze Tollkühnheit seines Wagstückes, und sah zugleich ein, daß er verloren sei. Entdecken durfte er sich nicht, denn schon auf seine Verkleidung stand Cassation. Ohne Angabe seines Charakters aber würde er als ein verdächtiges Individuum ergriffen, vor ein strenges Gericht gestellt, und zuletzt doch erkannt worden sein. Er griff daher zu dem letzten, verzweifelten Mittel, zur Flucht; bog im Fluge durch die Bäume, und wollte eben einen Sprung in den Graben zur Seite der Straße hinabthun, als ihm eine Kugel nachpfiff und eben in dem Augenblicke, als er sich nach seinem Verfolger nochmals umsah, ihm die Brust durchbohrte.

Nun hatte er sein Vergehen streng genug gebüßt; er fühlte, daß er sterben müsse, und nahm also weiter keinen Anstand, sich dem herbeieilenden Kriegsgefährten, welcher diese Cordonlinie commandirte, ohne Rückhalt zu entdecken. Mit innigem Bedauern ließ ihn dieser auf einer Tragbahre schnell in die Stadt zurücktragen, weil der Verwundete die kurze Frist, die ihm der herbeigeeilte Feldarzt noch anberaumte, zur Ordnung seiner Angelegenheiten zu benützen wünschte.

Dem Officiere, der ihn fortbringen ließ, vermachte er seinen Degen, dem Soldaten, dessen Blei ihn tödtlich getroffen, seine volle Börse, seiner Braut sein wol getroffenes Porträt, mir schenkte er seinen goldenen Siegelring und meiner Frau — seine Kaffeemaschine. Was sonst noch vorfindig war, sollte verkauft, und der Ertrag unter die Mannschaft seiner Compagnie vertheilt werden.

Seine Kameraden übernahmen es, seine Familie von dem traurigen Ereignisse zu benachrichtigen.

Vier Stunden lebte der arme Mann noch ohne, trotz der unsäglichsten Schmerzen, Besinnung und Ruhe zu verlieren.

Nie werde ich des schauerlichen Eindrucks vergessen, den es auf mich machte, als er die halbverschlossenen Augen noch einmal krampfhaft aufriß, zu dem Vogel „Curios" mit schmerzverzehrter Miene lang emporstarrte, unter tiefem Stöhnen zurücksank und verschied.

Auf Fürbitte der Kameraden des Verblichenen und in Anbetracht der bisher immer tadellosen Aufführung und eifrigen Verwendung desselben, ertheilte der General die Erlaubniß, ihn bei Nacht unter militärischer Bedeckung begraben zu dürfen.

Es war eben eine rabenschwarze, stürmische Nacht. Ein schwüler Sirocco jagte die Wolken am Himmel wild durcheinander. Nur manchmal blickte der Mond durch zerreißendes Gewölke, um eben so schnell wieder zu verschwinden. Im Süden stieg ein Gewitter auf, und kündigte durch einzelne grelle Blitze und wachsendes Rollen sein Näherrücken an. Es mochte schon auf Mitternacht zugehen, als in aller Stille ein Detachement deutscher Soldaten vor meinem Hause aufzog. Das ganze Officierscorps des Bataillons, welchem mein Gast angehörte, folgte demselben. Die Officiere seiner Compagnie stiegen die Treppe empor und begaben sich mit zwölf Mann, welche zu Leichenträgern bestimmt waren, in das Zimmer, wo der Todte, bewacht von einer Ordonnanz und zwei Gemeinen, beim flackernden Scheine der Trauerkerzen aufgebahrt war. Sie hoben den Sarg herab, nagelten ihn zu und trugen ihn über den langen Vorsaal, durch welchen ihr Fußtritt schauerlich hallte, auf die Straße. Zwölf andere Soldaten, welche rothstrahlende Fackeln in den Händen hatten, umgaben den Sarg, welchem eine halbe Compagnie ohne Trommel-

schlag und Trauermusik, nur von einem Manne mit dem Todtenkreuze angeführt, voranschritt. Hinter ihnen ging der Feldcaplan. Dem Sarge folgte das Officierscorps in Mäntel gehüllt, die dem immer heftigeren Winde, welcher auch bald einzelne Fackeln ausblies, zum willkommenen Spiele dienten. Die andere halbe Compagnie beschloß den Zug. Nur wenige Menschen begegneten uns, denn auch ich folgte dem Verblichenen zur letzten Ruhestätte.

Tiefes Schweigen herrschte auf dem Kirchhofe von Santa Croce, welchen wir etwa in einer halben Stunde, langsam und feierlich einherschreitend, erreichten. Der Wind hielt plötzlich inne, die Soldaten zündeten ihre Fackeln wieder an, der Priester trat in den Kreis und sprach sein Gebet, dumpf rollte der Sarg in das Grab, und mit unheimlichem Gepolter kollerten die ersten Schollen darauf. Statt der üblichen Salven, welche das strenge Gesetz dem Geschiedenen verweigern mußte, feuerte ihm der Himmel einige Blitze mit dumpfen Donnerschlägen nach, in welchen sich das ferne Gewitter erschöpft zu haben schien, denn kaum war das Grab zugeworfen, als der Mond aus den Wolken hervortrat, und es mit seinen Strahlen beleuchtete. Wir kehrten bei freundlichem Mondlichte zurück.

Als ich wieder in das Stübchen trat, in welchem der wackere junge Mann gestorben, konnte ich den Vogel „Curios“ nicht ohne Grauen betrachten und dennoch ließ es mein Pachtgeber auf meine abermalige Anfrage beim Alten.“

Mit dieser dritten Geschichte, welche — ich kann's nicht läugnen — meinen Kopf mit sonderbaren Bildern erfüllte, glaubte ich den Novellenvorrath meines Wirthes erschöpft, allein er hatte mir auch für den vierten Sonntag noch eine Gabe aufgespart,

welche, meines Erachtens, besser zur Einleitung als zum Schlusse getaugt hätte.

„Denken Sie sich", sprach er, „wie die undankbare Bestie, die ich so lange an der Wand meines Zimmers hangen ließ, auch mir selbst mitgespielt hat. Als im vergangenen Herbst auf der Ebene vor unserer Stadt die große Truppencontraction statt fand, zu welcher einige tausend Mann hermarschirten, waren unsere Häuser fast zu eng, um die Masse von Generalen, Stabsofficieren und aller Art Fremden und Einheimischen zu beherbergen. Mein Haus fand, seines schönen Aeußeren und seiner bequemen Lage wegen, vorzüglichen Anwerth und ich wollte die Gelegenheit zu so schönem Gewinn nicht unbenützt lassen.

So gut es in der Eile ging, ließ ich alle Zimmer und Säle des Hauses für Gäste herrichten und beschränkte mich mit den Meinigen auf die bewußte Stube und den daran stoßenden Vorsaal. Von letzterem nahm ich Besitz mit unserer Dienerschaft, ersteres räumte ich meiner Seligen ein. Vor ihr, dachte ich, würde selbst der Vogel „Curios" gehörigen Respect haben. Aber zu meinem nicht geringen Erstaunen unterlag sogar meine sonst so feste Frau dem verderblichen Zauber dieser Höllenfratze. Wie angeflogen kam ein bösartiges Fieber über sie, welches schon am zweiten Tage einen gefährlichen Charakter annahm. Ehe ich noch Anstalten machen konnte, sie aus dem Bereiche des unheilvollen Wunderthieres wegzubringen, war sie schon intransportabel geworden, und hatte bereits alle Kraft ihres krankhaft entzündeten Gehirns auf das leidige Satansbild concentrirt, welches in ihren Fieberträumen und Krisen eine stereotype Rolle spielte. Manchmal that sie mir sogar das Unrecht an, meine Züge mit denen des abscheulichen Todtenvogels zu verwechseln, bis wieder eine Erinnerung an ihren Vorgänger auf dieser Leidensstelle diese fixe Idee in den Hintergrund drängte und ein sanftes Lächeln über

ihr verändertes Antlitz hauchte. Eben diese gänzliche Umstimmung ihres Wesens überzeugte mich von der Bedenklichkeit ihres Zustandes und als sie mich eines Tages mit sanfter, fast rührender Stimme zum Bette rief und mir zärtlich die Hand drückte, da wußte ich, daß es um sie geschehen sei, indem sie das seit unserm Hochzeitstage nicht gethan hatte.

Am zehnten Tage sah der Vogel „Curios" auf ihr Leichenbett herab."

„Und Sie warfen das Teufelsbild noch nicht zum Fenster hinaus?" unterbrach ich ihn, fast unwillig über die Narrheit, sich von einem dummen Gemälde, wenn auch nur in der Phantasie, so lange necken zu lassen.

„Ach, Sie wissen ja, der Marchese", fuhr er fort, — „und jetzt knüpft sich ja für mich selbst ein interessantes, wenn auch trauriges Andenken an dieses Bild."

„Nun so will ich denn", versetzte ich, „jedes üble Anzeichen dieses Bildes in Zukunft zu Schanden machen, und für dieses Stübchen eine neue Aera herbeiführen."

„Ach, nur nicht gefrevelt, Herr Officier!" bat der fatale Warner mit zweideutiger Besorgniß. Ich bemerkte ihm jedoch ganz kurz, daß ich weniger zu fürchten hätte, als irgend Jemand, indem ich weder ein Phantast, noch ein Gelehrter, noch überhaupt ein Verliebter, am allerwenigsten aber ein Weib wäre, und die feste Ueberzeugung hegte, daß sein Vogel „Curios" über Jeden vielleicht mehr vermöge, als über einen lustigen Vogel!

Mein Hausherr würde die Geschichte von dem Vogel „Curios" noch um einge Capitel verlängert, und mir das Messer noch drohender an die Kehle gesetzt haben, wenn nicht

plötzlich ein Tagsbefehl eine Aenderung in allen Verhältnissen hervorgebracht hätte.

Wir mußten nämlich mit einem Male aufbrechen und eine förmliche Campagne gegen die Ruhestörer eröffnen, welche unter Anführung eines Ueberläufers die Offensive ergriffen. Mit Vorbehalt unserer bisherigen Standquartiere rückten wir aus, und hatten in der That leichte Arbeit. Die Rebellen, welche uns als wahre Poltrons mit den drohendsten Demonstrationen entgegenrannten, kehrten uns überall, wo wir ernstlich auftraten, den Rücken, und warfen sich von Stadt zu Stadt, von Flecken zu Flecken. Gewöhnlich brauchte es nicht mehr als das Auffahren einer Feldbatterie, um uns alle Thore zu öffnen, und selbst da, wo man sich stellen zu wollen schien, genügte ein drohendes Manöver um uns freien Weg zu bahnen. Wir hatten nicht ein einziges Mal einen namhaften Verlust und in wenigen Wochen war die ganze Gegend gereinigt. Was Zeit zur Flucht gewann, floh in Masse aufs Meer, wo es bald von uns eingeholt und zu Gefangenen gemacht wurde, und was die Gelegenheit dazu versäumte, ergab sich ohne Widerstand. In einem Monate war an keinen Feind mehr zu denken. Mit leicht errungenen Lorbeeren geschmückt, den Ruf der Unwiderstehbarkeit zu unserm Vorläufer, zogen wir zurück und rückten unter den freudigsten Acclamationen der Bevölkerung wieder in unsere alten Stationen wolbehalten ein.

Mein Wirth empfing mich mit Freuden. Er war von seiner fixen Idee noch nicht geheilt, und begrüßte mich mit dem Zurufe: „Seien Sie mir willkommen! Nun, der Vogel „Curios“ hat Ihnen doch nichts angehabt“.

Am ersten Sonntage nach unserer Rückkunft gab unser Brigadier ein glänzendes Mittagmahl, zu welchem das ganze Officierscorps nebst den Autoritäten der Stadt beigezogen wurden. Die anfängliche Steifheit wurde bald von deutscher Herzlichkeit verdrängt und schon gegen die Mitte der Tafel, als kaum der Champagner das zweite Mal gekreist hatte, fraternisirte fast Alles. Den Schluß der Tafel machte ein allgemeiner Jubelchor auf das Wohl unseres Monarchen, den keine Kehle mitzusingen vergaß. Fröhlichen Muthes schritten wir auseinander und ich freute mich herzlich, den schönen Tag mit einer sanften, ruhigen Nacht gemächlich und gemüthlich beschließen zu können. Mit etwas duseligem Kopfe, in welchem das deutsche Lied mit wälschem Geplauder und französischem Weine sich ins Gleichgewicht zu setzen suchte, kam ich nach Hause, warf mich, vom Schlaf übermannt, angekleidet aufs Bett, und sank, meinem garstigen Wächter muthwillig eine gute Nacht zunickend, in süßen Schlummer.

Ich weiß nicht, wie lange ich etwa geschlafen haben mochte, als mich ein heftiges Unwohlsein weckte. Mir war zu Muthe, als ob mich der Schlag rühren sollte: kalter Schauer rieselte mir den Rücken hinab; das Blut stieg mir gegen den Kopf und preßte mir Schweißtropfen auf die Stirne und der tiefe Schlaf, welcher mich anfangs mit unwiderstehlicher Macht gefaßt hatte, war einer höchst beängstigenden Unvermögenheit wieder einzuschlafen gewichen. Ich schrieb mein Mißbehagen dem Umstande zu, daß ich mich unmittelbar nach einer so schwelgerischen Tafel, ohne mich auszukleiden, hingeworfen hatte und wollte eben aufspringen, um es zu thun, als es mich, wie ein gewaltiger Schwindel übermannte. Der Mond schien hell durchs Fenster und beleuchtete den abscheulichen Todtenvogel über meinem Bette so grell und überschwenglich, daß er mir zum ersten Male widerlich auffiel. Den Blick auf ihn geheftet, hielt ich mich halb aufrecht; da war

mir's als ob er sich leise bewege, und zugleich ertönte ein dumpfes Brausen unter mir, ein hagelartiges Rieseln an den Wänden, als ob etwas aus seinen Fugen gehen wollte. Ich sprang auf, um meinen Diener zu wecken, aber der Ruf erstarb mir im Munde; drei plötzliche Risse, deren erschütterndes Gepolter dem Rasseln eines, über das Straßenpflaster schwer hinrollenden Wagens glich, warfen mich fast auf das Lager zurück. Zu gleicher Zeit schienen sich die Wände zu biegen und zu winden, als ob sie durch Streckwalzen gezogen würden; der Vogel „Curios" hüpfte an der Wand schauderhaft spaßig hin und wider; die Fensterscheiben klirrten, als ob ein mächtiger Südhauch sie eindrücken wollte, mein Bett schwankte wie eine Wiege, und das ganze schreckliche Treiben währte so lange, daß ich die vollkommenste, klarste Ueberzeugung gewann: es sei ein gewaltiges Erdbeben. Das Treiben auf der Gasse bestätigte mich darin. Während ich mich unter die Thürschwelle flüchtete, wo ich für den ersten Anfall noch am gesichertsten zu sein hoffte, ertönte von der Straße herauf Geheul und Gebet, durchdröhnt von den dumpfem, fernem Kanonendonner ähnlichen Schlägen einstürzender Bauten, durchsaust von unterirdischem Brausen und Murren, durchwimmert von dem Sturmgeläute anschlagender Glocken und berstender Glasfenster.

Ich erinnere mich aus meinem ganzen Leben keiner schauerlicheren Scene, wo ich so bis ins innerste Mark erschüttert gewesen wäre als damals. Ich stand in die Höhlung der Thüre, die in den Vorsaal führte, regungslos gepreßt, unvermögend nur ein Glied zu bewegen, fast erdrückt von bangem Herzklopfen, das Auge unwillkürlich auf das garstige Gemälde geheftet, welches in diesem Augenblicke meine sonst ziemlich zahme Phantasie so mächtig aufregte, daß ich nichts anderes erwartete, als der Vogel „Curios" würde sich beim nächsten Stoße aus seinem Rahmen losreißen und wie ein Aasgeier auf mein klopfendes Herz

herstoßen. Die ganze Natur schien in Aufruhr, nur der Mond beleuchtete mit großer Ruhe und Klarheit diesen Kampf seiner wankenden Planetenschwester.

Uebrigens gewöhnt sich der Mensch an Alles, und so hatte ich mich denn auch in wenigen Minuten an das Entsetzliche meiner Lage gewöhnt, blickte hinter mich, und sah, zu meinem nicht geringen Erstaunen, meinen Burschen, den ich im tiefen Schlafe wähnte, dicht hinter mir, in die andere Ecke der Thürschwelle gedrängt, wo er, mit der Blendlaterne, die er in der Eile angezündet, blaß und zitternd, Posto gefaßt hatte. Ich mußte trotz meiner eigenen Gefahr über ihn lächeln, und hatte damit dem Schrecken das Recht abgetrotzt. Es ist in der That wunderbar, wie der Mensch plötzlich an Kraft gewinnt, wenn er nur einen zweiten Menschen, und wär's auch der unbehilflichste, sich zur Seite weiß. Trotz der fortdauernden Schwankungen des Bodens machte ich mich mit meinem Diener in vollster Hast über die Treppe hinab und fand vor dem Hause mitten in der Straße, umgeben von einer Schaar heulender Männer und Weiber, meinen Hausherrn, welcher im weißen Nachthemde, von gleich costümirten Nachbarn umringt, einem wahrhaft lächerlichen Gespenste glich. Nun war's gewonnen: der Anblick so vieler Entgeisterter rief all' meinen Muth zurück, und ich, der ich vor kurzem, ich kann es nicht läugnen, selbst zitterte wie Espenlaub, hatte nun auf einmal alle Fassung gefunden, und stand als tröstender Halbgott unter den Verzweifelnden.

Die Erdstöße wiederholten sich bis zum Grauen des Tages noch einige Male, ohne jedoch bedeutenden Schaden anzurichten. Wie ein Retter in der dringendsten Noth erglänzte im Osten der erste morgenröthliche Streif des anbrechenden Tages und brachte, von mir mit freudiger Stimme begrüßt, eine energische Wirkung auf die ganze Umgebung hervor. Indessen durchzogen bereits

Processionen die Stadt in allen Richtungen, die Heiligthümer aller Kirchen wurden in feierlichen Aufzügen umhergetragen. Die Allarm-Trommel ertönte und die ganze Besatzung trat unter Waffen. Da ich seit dem Vortage meine Uniform nicht abgelegt, war ich einer der ersten am Platze und das Zusammentreffen mit allen meinen Kameraden, von denen auch nicht einer Schaden genommen, entfernte die letzte Besorgniß aus meiner Brust. Die allgemeine Furcht ging nun schon in allgemeine wechselseitige Mittheilung des Erlebten über und unter Gespräch und Erzählung brach der Tag an.

Die Natur schien endlich wieder ihre Ruhe gewonnen zu haben und Alles dankte dafür mit inniger Freude, wenn auch noch nicht mit ganz festem Vertrauen. Erst gegen Mittag, als die Erdstöße gänzlich aufgehört hatten und die Sonne hell und friedlich wie immer, vom klaren, wolkenlosen Himmel herablächelte, glaubte man sich vollkommen geborgen und schritt wieder an das gewöhnliche Tagwerk.

Mein Hausherr war entzückt durch mein Anerbieten, Mittags sein Gast zu sein, welches ich ihm blos zu seiner eigenen Beruhigung machte.

„Sehen Sie", sprach er zu mir, „daß meine Landsleute doch noch etwas verstehen!" Mit diesen Worten zog er ein kleines, schlecht gedrucktes Büchlein hervor und reichte es mir zur Einsicht. — „Leider sind wir aber noch nicht außer aller Gefahr! Lesen Sie da, was uns in acht Tagen bevorsteht."

Ich nahm das Büchlein, und besah es mit lebhafter Neugierde. Es war ein sogenannter „Casamia". — Unter dieser Firma erscheint nämlich in der Stadt Faenza jährlich ein Volkskalender, betitelt: „Il giro astronomico e pronostico" oder: „Tesoro nascosto", welcher gemeinhin nur mit dem obigen Namen des Verfassers bezeichnet wird. Er gibt die Erklärung

der venti quattro segni dell' anno; zu dem ist jedem Monatstage eine Anmerkung beigefügt, welche entweder eine Witterungsregel, oder eine ökonomische Andeutung oder die Ankündigung einer merkwürdigen Naturerscheinung enthält. So stand denn bei dem Tage, welcher uns ein solches Entsetzen einjagte, die Bemerkung: „un gran miracolo!“ Das große Wunder war denn wirklich eingetroffen, und noch verspürten wir am Zittern unserer Glieder seine überzeugende Nachwirkung. Damit war es aber noch nicht abgethan. Mit dem Ausdrucke der entsetzlichsten Gewißheit wies mir mein Hausherr auf das Datum desselben Wochentages in der nächstfolgenden Settimana und zeigte mir mit zitterndem Finger auf die beigefügte Bemerkung: „ancor un gran miracolo!“ — „Wir wissen nun“, begann er, „worin das angekündete Wunder bestehe, wir wissen, was wir in acht Tagen wieder zu erwarten haben. Uns steht das Aergste bevor! Unser Casamia ist ein Mann, auf welchen man bauen kann!“

So neu und lebhaft auch noch der Eindruck des Wunders war, das der gute Casamia auf den kaum überstandenen Tag angekündigt hatte, so konnte ich mich von seiner Sehergabe doch nicht überreden, sondern machte meinem Hausherrn, der fest darauf zu glauben schien, die unbegründetsten Einwürfe. Allein er blieb taub gegen alle, und beharrte darauf, daß man von der nächsten Woche ein Gleiches zu fürchten habe.

Wie er waren Tausende in der Stadt gestimmt; denn Casamia's Kalender ist allgemein verbreitet, und in manchem Hause das einzige Buch, welches mit Aufmerksamkeit gelesen wird. Allgemein war daher auch die Aufregung, welche jenes traurige Prognostikon in den Gemüthern der leicht entzündbaren Italiener verbreitete. Die anberaumte Frist war zu kurz, um den Eindruck durch Besonnenheit oder Leichtsinn zu verwischen, welchen das Eintreffen der ersten Prophezeihung des populären Astronomen

und Physikers gemacht hatte. Man betrachtete sich fast als völlig exponirt und versetzte sich, durch wechselseitiges Hineinreden in die Gefahr, in einen provisorischen Zustand, welcher mit jedem Tage peinlicher zu werden begann. Eine düstere Stimmung, gegen welche sich nichts thun ließ, bemächtigte sich aller Gemüther. Entmuthigende Vorkehrungen wurden getroffen: Leute, die nie auf etwas Ernsteres dachten, schlossen ihre zeitliche Rechnung ab; Testamente wurden gemacht, Zwiste ausgeglichen, Sicherheitsmaßregeln getroffen, Schutzmittel in Vorschlag gebracht und mit fanatischem Eifer Alle verfolgt und angefeindet, welche etwas dagegen einwenden wollten.

So durfte ich denn auch meinem Hausherrn nicht widersprechen, so sehr ich auch bei wiedergewonnener Fassung dazu geneigt war. Selbst der Umstand, daß der Vogel „Curios" bei dem letzten Erdstoß von der Wand gefallen war und sein scheußliches Antlitz an der Ecke meines Bettes bedeutenden Schaden genommen hatte, machte keinen Eindruck auf ihn.

Der verhängnißvolle Tag, welcher das fürchterliche Wunder wiederholen sollte, rückte immer näher. Die Vorbereitungen in der Stadt grenzten fast ans Unaussprechliche und trotz dem, daß ich selbst an die mögliche Erfüllung des gestellten Prognostikons glaubte, konnte ich nicht umhin, über die Tollheit zu lachen, durch welche man sich so eigentlich in die Furcht hinein zu versetzen bemüht war. Da man in jedem Falle Unordnungen besorgte, indem kein Ereigniß zu schauerlich ist, um Gauner, Beutelschneider und böswillige Unruhestifter von ihren Versuchen abzuhalten, so erachtete es auch unser Commandant für nöthig, die deutschen Truppen an dem bestimmten Tage für mögliche Fälle bereit zu halten. Der Tagsbefehl lautete folgendermaßen: „In der Nacht von morgen auf übermorgen haben sämmtliche Truppen im Hofe ihrer Kasernen, wie zum Ausmarsche gerüstet,

aufgestellt zu sein. An jeder Straßenecke stehen zwei Cavallerieposten aufgestellt, um nöthigen Falls die Truppen in möglichster Eile dahin zu beordern, wo man ihrer bedürfen sollte. Ein Officier von jeder Truppenabtheilung hat sich, um den Schein jeder Besorgniß unsererseits zu verscheuchen, unter das Publicum zu mischen, während die übrigen bei ihrer Truppe bleiben. Ueber alle diese Maßregeln soll das tiefste Schweigen beobachtet werden".

Endlich war die Schreckensnacht angebrochen, von deren Ende man den Beginn der entsetzlichen Erscheinung erwartete. Die Straßen waren von Fackeln erhellt; in den Häusern selbst ging Niemand zu Bette; Alles stand gerüstet, um bei der ersten Anmeldung ins Freie zu fliehen. Wer Gelegenheit dazu hatte, war schon früher aufs Land geeilt, wo derlei Ereignisse wegen Isolirung der Gebäude weniger Gefahr drohen. Aengstliche Fragen, scheue Blicke, blasse Gesichter, stummes bei dem sprachlustigen Italiener um so auffallenderes Umherrennen, lautes Gebet auf öffentlichen Plätzen sah und hörte man auf allen Ecken und die bekanntesten Züge waren so seltsam entstellt, daß man sich in eine Carnevalsnacht versetzt wähnte, wo Alles maskirt in planloser Geschäftigkeit durcheinander läuft.

Der ungestüm erwartete Tag brach an und mit ihm kehrte einiges Vertrauen in die Herzen der Geängstigten zurück. Ein wolkenloser, blauer Himmel, von der freundlichsten Sonne bestrahlt, spannte sich über die Stadt aus; sanfte Morgenlüftchen fächelten, alle Barometer, welche man zu Rathe zog, sprachen uns Trost ein; aber Casamia prophezeihte ein gran miracolo und Casamia hatte vor acht Tagen Recht gehabt. Man unterstand sich daher ja nicht an seiner Unfehlbarkeit zu zweifeln. Daß

übrigens die Straßen ein anderes Gesicht gewannen, als sie bei Nacht hatten, ist leicht erklärbar. Aus dem qualvollen unsinnigen Hin- und Widerrennen wurde ein förmlicher Corso, eine ununterbrochene Promenade und Spazierfahrt, welche sich vom Teatro nuovo durch die ganze Stadt bis hinaus auf den Prato dei fiori ausdehnte, welcher mit seiner schönen Ebene den Vereinigungspunkt der Massen bildete. Mit dem reifenden Tage reifte das Vertrauen; die Blicke erheiterten sich; die Lippen fanden die Sprache wieder; man wagte bereits zu hoffen, und Gründe gegen seine Furcht aufzubringen.

Als einer jener Officiere, welche beordert waren, sich unter das Publikum zu mischen, hatte ich eben auf dem genannten Prato Posto gefaßt und lehnte, an das angesagte miracolo kaum mehr denkend, ruhig an einem Baum, als mich ein gewaltiger Lärm aus meinen Betrachtungen weckte. Die Leute stoben wie Spreu auseinander und ein dumpfes Gepolter quer über das Steinpflaster, welches den Prato im Kreuze durchschnitt, machte mich im ersten Augenblicke fast glauben, das verkündete Erdbeben sei wirklich im Anzuge. Rasch umgewendet, überzeugte ich mich zu meinem Schrecken von der Ursache der plötzlichen Bewegung. Eine Equipage wurde von vier scheuen Rossen in Sturmeseile fortgerissen, der Kutscher taumelte eben, als ich hinblickte, von seinem Sitze und wand sich schreiend zwischen den Rädern, die neben ihm weggingen, ohne ihn, wie es schien, berührt zu haben. Ein weibliches Wesen rang unter durchdringendem Hilfgeschrei im Wagen die Hände; während ein staubbedeckter Mann mit blutigem Gesichte hinten nachrannte. Mein Entschluß war schnell gefaßt; ich riß den Degen aus der Scheide, stellte mich zum Entsetzen der Umgebung dem herantobenden Viergespann in den Weg, und führte auf die Köpfe der vordersten Pferde, welche mich fast schon mit ihren schnaubenden Nüstern berührten, einen

so gewaltigen Querhieb, daß meine Klinge in Splitter sprang. Die schwer getroffenen Rosse fuhren wild aufwiehernd zurück, und stießen so kräftig an die nachfolgenden, daß diese auf die Hinterbeine zusammenknickten und alle vier plötzlich in einem verworrenen Knäuel durcheinander stürzten. Ein paar nahe befindliche Cavalleristen sprengten im Fluge herzu und hieben, ehe die betäubten Thiere sich aufrichten konnten, die Stränge entzwei. Die Rettung war wie durch ein Wunder gelungen, und unter dem allgemeinen Rufe: „Bravi Tedeschi!“ hob ich die ohnmächtig gewordene Dame aus dem Wagen.

Sie war blaß wie der Tod, aber schön wie ein Engel. Jetzt kam der Mann herbei, welcher dem Wagen nachgerannt war. Er war beim ersten Stoße aus dem Wagen geschleudert worden und hatte sich im Sturze leicht verletzt. Auch der Kutscher fand sich ohne bedeutende Verletzungen wieder ein.

Tief in die Seele drang mir der herzliche Dank der Wiedererwachten. Mit Freudenthränen fiel sie dem jungen Mann, welcher sie Schwester nannte, um den Hals und pries mich ihm als ihren Retter. Er drückte mir innig gerührt die Hand und bat mich um meinen Namen. Ich bedeutete ihm, mein Name sei „Officier der deutschen Truppen, und es gereiche mir zur Freude, ihnen gedient zu haben,“ und verlor mich unter der Masse der Neugierigen, welche sich, auf Casamia und Erdbeben vergessend, zu den Geretteten hinzudrängte.

Der Eindruck, den die Dame auf mich gemacht hatte, war zu groß, als daß ich mich hätte seiner entschlagen können. Ich wendete mich daher nach einer Weile, während welcher die Menge sich verlaufen, an einen jener dienstfertigen Menschen, deren Italien so viele zählt, welche einem Fremden sogleich die ganze Biographie eines bezeichneten Individuums mitzutheilen wissen. Das Mädchen war, wie ich hörte, die Tochter eines angesehenen Bankiers,

welche mit ihrem Bruder, dem Chef des Hauses, ebenfalls den Corso mitmachte, um, im Falle eines ungewöhnlichen Ereignisses, im Freien zu sein. Statt des im Casamia angedrohten Wunders, begab sich aber mit ihr ein anderes, — das Wunder ihrer Rettung durch mich.

Nach wenigen Tagen, während welchen in die Stadt Ruhe zurückgekehrt, und in allen Herzen die Besorgniß vor dem gefürchteten Ereignisse vollkommen verschwunden war, erhielt ich einen prächtigen Degen nebst einem Billete, in welchem mir der Bruder der Geretteten zuschrieb, daß es ihm gelungen sei, meinen Namen zu erfahren, und daß er mich bitte, für den Verlust meiner Klinge diesen kleinen Ersatz hinnehmen, und die Einladung in sein Haus nicht verschmähen zu wollen.

Ich konnte nun wol, ohne unhöflich zu sein, dem artigen Antrage nicht widerstehen, und machte am andern Tage im vollsten Staate meine Aufwartung. Man kam mir mit einer Herzlichkeit entgegen, die ich in dieser Stadt noch nicht gefunden, die mich aber weniger Wunder nahm, als ich erfuhr, daß ich es mit Deutschen zu thun habe, welche hier ein glänzendes Geschäft begründet, und ihren Namen, um ihn den Italienern mundgerecht zu machen, nur in einen italienischen Model gegossen hatten. Das von mir gerettete Mädchen war ein Ideal von Anmuth und Bildung, ein Wesen, an welches Natur und Erziehung ihr Bestes in reichlicher Fülle verschwendet hatten. In kurzer Zeit war ich im Hause heimisch geworden und was ich von meiner hausbackenen Phantasie nie vermuthet hätte, für die liebe gute Adele Enthusiast. Die Fülle meiner ersten, wahren Liebe war auch weder an einen unwürdigen noch an einen unempfänglichen Gegenstand verschwendet. Wir waren miteinander bald im Reinen;

Adele liebte mich, so wie ich sie, der Bruder war einverstanden; die Mitgift betrug zehnmal mehr, als die Caution, die ich legen mußte, und sobald die Verhältnisse sich friedlicher zu gestalten versprachen, fand unsere Verlobung statt.

„Nun, lieber Sior Moscito", sagte ich zu meinem Hausherrn, als meine Verbindung mit Adele kein Geheimniß mehr war, „Ihr Casamia hatte doch Recht, als er auf den bewußten Tag ein gran miracolo ansetzte. Bei mir traf es ein. Das miracolo war die Liebe, der ich meine Adele verdanke. Aber wer an mir zu Schanden geworden ist, und seine Verstümmlung vollkommen verdient hat, ist der Vogel „Curios!" — Ich habe ihn bereits ausfliegen lassen; schreiben Sie das dem Marchese; da Sie es nicht thaten, kann er's Ihnen auch nicht verübeln und wenn's ihm nicht Recht ist, so weisen Sie ihn nur an mich. Das böse Thier soll keinem braven Deutschen mehr ein Grablied krächzen!"

Der gefällige Hausherr lächelte ganz zufrieden, und war vollkommen glücklich als ich ihm versprach, sein trauliches Stübchen nicht vergessen, sondern, wenn ich übersiedelte, es einem meiner Freunde, einem jungen gesprächigen Kriegsmanne, einräumen zu wollen.

Das Uhrmacherhaus.

Einige Jahre meines Lebens, vielleicht die schönsten, brachte ich in einem Landstädtchen zu, in welchem man eben nicht viel Poesie gesucht hätte. Allein die Poesie hat ihre Laune wie jedes Frauenzimmer und stattet oft dort am eifrigsten Besuche ab, wo man sie am wenigsten erwartet, während sie anderwärts, wo Alles zu ihrem Empfange geschmückt und erleuchtet ist, zu kommen zögert. So wandelte sie denn auch in dem schlichten Landstädtchen gar oft incognito herum, und ließ sich freundlich von mir finden. Ich bewahre manche Erinnerungen aus jener Zeit; folgendes Geschichtchen ist eine davon.

Neben dem stattlichen Hause, dessen erstes Stockwerk ich bewohnte, stand ein kleines armseliges Häuschen. Erdgeschoß, Dachboden und Keller waren die gesammten Bestandtheile desselben; das erstere theilte die Eigenthümerin, eine alte gebrechliche Witwe, mit einer bescheidenen Zinspartei, welche an Zimmer und Kammer genug hatte, und sich dazu bequemte, ihr mäßiges Mahl in gemeinschaftlicher Küche zu kochen. Es mochte wol mancherlei Volk schon aus- und eingezogen sein seit ich nebenan wohnte, ohne daß es mir auffiel, denn ich hatte bisher keine Veranlassung gefunden, mich um meine Nachbarschaft zu kümmern. Sie beunruhigte mich nicht; was wollte ich mehr?

Ein besonders schwüler Sommer zwang mich einmal die Nacht zum Tage zu machen. Erst wenn die Sonne untergegangen war, ging das wahre Leben mit Luft und Kühlung auf; erst wenn

die Sterne emporgestiegen waren, fühlte sich der erquickte Leib aufgelegt, dem denk- und arbeitseligen Geiste die gebührenden Dienste zu leisten. Da saß ich denn oft bis Mitternacht, ließ durch weit geöffnete Fenster die balsamische, duftdurchathmete Nachtluft in vollen Zügen hereinströmen und verbrachte vor meinem Pult in halbbewußtem Sinnen und Brüten manches Stündchen, bis mich der öfter wiederholte Ruf des Nachtwächters mahnte, daß es Schlafenszeit sein müsse.

Der größte Lärm stört mich nicht in meinem Denken und Dichten, sobald ich nur weiß, woher er kommt und meine beiden Kinder mögen nebenan tollen und poltern, als ob sie das Oberste nach unten kehren wollten, so wird's mich wenig aus der Fassung bringen. Hingegen beunruhigt mich das geringste Geräusch, wenn ich seine Entstehungsursache nicht weiß, wenn es mir neu, ungewohnt ist, wenn ich in der Eile nichts finde, woraus ich es mir erklären könnte, zumal wenn es etwas Eintöniges, Tonloses an sich hat. Das Picken eines Holzwurmes, wenn ich seiner geheimnißvollen Werkstätte nicht auf die Spur kommen kann; der Fall eines Tropfens, wenn ich nicht ergründe, woher und wohin er fällt; ein undeutliches Murmeln, das Alles kann mich so gewaltig behelligen und erregen, daß ich schon öfter als einmal unwillig dem neckenden Tone wich, meinen Platz am Pulte räumte, und auf mich selbst erbost, unter die Decke kroch.

So ging es auch in jenem schwülen Sommer, wo ich bei offenem Fenster schrieb und las. So lange Leute die Straße auf und niedergingen, bemerkte ich nichts Ungewöhnliches. Sobald aber das Leben sich in Stuben und Betten geflüchtet hatte, sobald der Wachtposten vor dem Gerichtsgebäude, und der patrouillirende Nachtwächter die einzigen menschlichen Wesen wurden, die sich noch im Freien bewegten, sobald bei Vollmondschein und Sterngeflimmer jene lautlose Stille einbrach, bei welcher

man hören zu können wähnt, was sich im Kerne der Erde, was sich bei den Antipoden regt, — da scholl es immer von Außen an mein Ohr: „Tick—tack“ und wieder „Tick—tack“ und so fort in gleichmäßigen Pausen, wie der Pendelschlag einer Wanduhr, einförmig, klanglos, gleich dem Pochen eines Fingerknöchels an eine moderige Bretterthür. Der gespenstige Knöchel hatte nicht umsonst gepocht; meine Phantasie öffnete alsbald Fenster und Pforten, und setzte die beiden Pendelnoten, so zu sagen, unverzüglich in Text. Bald klang es mir, wie: „Komm, — komm“! — bald wie: „Mir — Dir!“ bald wie: „Noth — todt!“ Und bald noch trübseliger. Manchmal war's, als ob ein zweiter, ähnlicher Kobold mit dem ersten einen Wettstreit begönne, und sich überholend und nacheilend, klang es in contrapunctorischem Vierschlage. Manchmal ging's: „Tick“ und das „Tack“ blieb aus, wie der unterbrochene Abschiedsseufzer eines Sterbenden, der nur das „Lebt —“ mehr stöhnen kann, während ihm das gedachte „wol!“ schon vom Tode erstickt wird.

„Eine Pendeluhr muß es sein“! sprach ich zu mir selber — aber: „Wo?“ — Das mußt' ich heraushaben, sonst war an keine Ruhe zu denken. — „Vielleicht zu ebener Erde im Hause?“ Ich nahm gleich am anderen Morgen einen Vorwand, und stattete meinem Hausherrn, welcher sich mehr aus Oekonomie als aus Bescheidenheit den untersten Platz im Hause zum Wohnsitze vorbehalten hatte, einen ganz überraschenden Besuch ab; besah seine Wohnung, belobte seine alte, unter dem mächtigen Glassturze, wie unter einer Luftpumpe, kaum hörbar schlagende Stockuhr; fragte ihn, ob er kein Liebhaber von Wanduhren sei, und forschte so lang und so genau, bis ich mich vollkommen überzeugt hatte, daß jener Pendelschlag aus diesen Wänden nicht kommen könne. Das Stockwerk über mir stand unbewohnt und unmöblirt. Auf dem Dachboden, welcher mir zur Benützung ganz überlassen war,

stellte ich an einem regnerischen Nachmittage selbst eigene Untersuchung an. Er enthielt nichts, was gehen konnte, als einige Mäuse; und nichts was einer Maschine glich, als einen massiven, dichtbestaubten Garnhaspel, ein Erbstück von der Urgroßmutter meines sechzigjährigen Hauspatrons. Im eigenen Hause erhielt ich also keinen Aufschluß.

Ich beschloß in der nächsten Nacht außer dem Hause die Ronde zu machen. Es ging auf Mitternacht zu. Schon über eine Stunde hatte ich dem folternden „Ticktack" vom Fenster aus zugehorcht. Ich stahl mich zum Thor hinaus so vorsichtig, als ob ich verhindern wollte, daß der unbekannte Kobold, der mich forttrieb, von meinem Spähergange etwas merke. Jetzt stand ich mitten in der Straße. Kreideweiß wie große Grabsteine, ragten die Häuser im hellsten Vollmondlichte; man hörte den Fluß herüberrauschen, der wol eine Viertelstunde weit vom Städtchen am Gebirge hinabrinnt; man hörte noch weiter her das Quacken und Quarren der Frösche am Föhrenteiche, von ferne schallend, wie Klirren verhallender Schellenkränze. Ich sammelte in meinen Ohren alle Kraft, die mir das Schicksal zum Spion verliehen. Wahrhaftig: „Tick — tack!" — dorther — in gerader Richtung; denn ich stand mit dem Gesichte meiner Wohnung zugekehrt. — Ja — dorther, wie aus meinem Fenster. Es überrieselte mich fast kalt. — Gibt's Irrtöne, wie's Irrlichter gibt, die uns täuschen, die immer dort sind, wo wir nicht sind? — Nein, nein! — Es ist nur die Richtung, nicht das Haus. Vielleicht also nebenan? — Ich schreite auf das armselige, unbeachtete Nachbarhaus zu, der Schall verstärkt sich. — Durchs Fenster im Winkel schimmert Licht; ich schleiche hinzu; ein Kleidungsstück deckt die Scheiben so gut als möglich, statt eines Vorhanges. Das Fenster nebenan steht offen, und das Räthsel ist gelöst; denn in der Fensterbrüstung selbst, hängt eine Schwarzwälder Uhr, deren

Pendelschlag mich so lange geneckt hatte: andere Uhren — so viel mich der Mondschein entnehmen läßt, liegen und stehen umher. Meine Neugier hinsichtlich des Pendelschlages war befriedigt, und ich konnte nun hoffen, an einem Tone, welcher bisher mich gequält hatte, in Zukunft eine recht freundliche Begleitung zu meinen Gedanken zu finden.

Allein Neugierde ist eine Wucherpflanze, die, kaum beschnitten, weiter treibt. So reizte mich jetzt schon wieder das erleuchtete Fenster und der discrete Vorhang, der einem Späher nicht viel Mühe machte. Ich trat auf den Zehen hin, und legte das Auge an die trüben Scheiben. Da gab's eine recht mitternächtliche Scene. Im Hintergrunde der Stube, die ein tief herabgebranntes, hinter dem Ofen stehendes Kerzenlicht spärlich erleuchtete, lag auf dem Bette eine alte abgezehrte, Habitus und Farbe des Todes tragende Frau. Mit ihr beschäftiget war ein junges, wie es schien, nicht unsauberes Weibchen, das sich ein um das andere Mal die Thränen trocknete. Etwas abseit gegen das Licht hin saß ein junger Mann, ein echtes Werktagsgesicht, ein Ideal dessen, was der Franzose „bon ouvrier" nennt, aus einem großen Gebetbuche mit fingerlangen Lettern (fast in solcher Entfernung einzeln unterscheidbar) Trostformeln und Herzerleichterungen murmelnd. Daneben am offenen Fenster schnarrte das Gewicht der Schwarzwälderin ab, das Schlagwerk schlug Eins; der Ouvrier schloß das Buch; das junge Weib verhüllte das Gesicht mit den Händen; was die Alte that, weiß ich nicht, — denn tiefergriffen eilte ich fort, öffnete ungestüm das Hausthor, stolperte die Treppe hinan, warf mich halbentkleidet aufs Bett und verfiel in einen unruhigen Schlaf.

Am andern Morgen in frühester Frühe klang das Sterbeglöcklein, am Morgen des nächsten Tages gab's einen Leichenzug im Nachbarhäuschen, ein ärmlich Grabgeläute, ein bäurisch

bemalter Sarg, gefolgt von einem Prieſter, dem Ouvrier an der Seite des jungen Weibchens und einem Dutzend gebrechlicher Pfründner und Straßenbettler.

Ich erkundigte mich bei meinem Hauspatron um das Nähere. Die Hausbeſitzerin war geſtorben. Der junge Mann mit dem Werktagsgeſichte war ein eingewanderter Uhrmacher aus Württemberg, welcher an der Seite ſeines fleißigen, erſt hier im Lande geheirateten Weibchens ſeit kurzer Zeit das Erdgeſchoß mit der Witwe theilte, und mit ſeinen Schwarzwälder Uhren reichlichen Abſatz fand.

„Ein betriebſamer Schwabe!“ — äußerte ſich mein Hauspatron (der als echter Spießbürger auf „Eingeſchwärzte“, wie er Angeſiedelte nannte, eben nicht am beſten zu ſprechen war) — „der wird ſich behelfen! Wahrſcheinlich wird er jetzt die Hütte an ſich kaufen; freilich mit Schulden. Nu, — wenn Glück will, iſt er in Jahr und Tag mit dem Kaufſchilling im Reinen!“

So war's auch. Die Witwe hatte einen liederlichen Sohn in der Fremde, dem die paar hundert Thaler lieber waren, als vier baufällige Wände. In wenigen Monden war der Uhrmacher Hausbeſitzer, und mein Nachbarhaus hieß von nun an allgemein — das Uhrmacherhaus.

Fleißige Menſchen im Bau ihres Glückes zu ſehen, machte mir von jeher Freude. Ich fing an mich im Stillen für das junge Ehepaar zu intereſſiren. Ohne es zu ahnen, hatte es an mir die ſtrengſte Controle. Es gewährte mir ein inniges Vergnügen, es in ſeinem Thun und Treiben, in ſeiner Ameiſenſorgfalt und ſeinem Biberfleiße zu belauſchen. Bald waren Spuren des beſſeren Fortkommens bemerkbar. Das alte, ſchmutzige Häuschen gewann ein nettes, freundlicheres Anſehen. Neue Tünche, ein einfaches, paſſendes Aushängeſchild, Blumen vor den Fenſtern, ein

wohlbestelltes Gärtchen auf der Rückseite, kurz Alles verkündete Ordnungsliebe und Betriebsamkeit. In stiller Nacht hämmerte und pickte es um die Wette, und wenn eine Stunde um war, so gab es immer ein wahres Pelotonfeuer von Schnarrwerk und Glockenschlag. An jedem Markttage hatte der Schwabe seinen Kram ausgelegt, und die kleinen, wohlfeilen Uehrchen fanden allgemeinen Anwert bei Bauer und Bürger. Schon wurde hin und wider der Neid laut, ein sicheres Zeichen, daß es dem emsigen Arbeiter gut ging.

Im Herbste sah ich das Weibchen mit einem Kinde an der Brust. Nach vierzehn Monden hatte ein Mädchen die Stelle am Mutterherzen ersetzt, während das erste, ein Knabe, bereits umherkroch und die ersten kindlichen Schritte wagte. Trotz dieser Vergrößerung der Familie schien der Wohlstand keinen Eintrag erlitten zu haben. An Sonn- und Festtagen, wenn die Glocke zur Messe rief, erschien der Uhrmacher recht anständig schwarz gekleidet, und die Frau Meisterin war so nett und sauber herausstaffirt, daß die übrigen Bürgersfrauen mit scheelen Blicken auf sie hingafften. Auch den Kindern ward mehr Sorgfalt gewidmet, als man es gewöhnlich in solchen Familien zu finden pflegt. So verging ein Jahr.

„Jetzt werden Sie's in Ihrem Studierzimmer auch bald finsterer haben!" bemerkte eines Tages mein Hauspatron, als ich ihm den Miethzins entrichtete.

„Wie so?"

„Aufs Uhrmacherhaus wird ein Stockwerk gesetzt; dadurch wird Ihnen ein Fenster verbaut!"

„Ist's dem Meister zu eng geworden im Erdgeschoße?"

„Zu enge nicht; aber du lieber Gott! Jeder hat lieber ein Haus als eine Hütte. So will denn auch er das Seinige thun, — und mit den Nachbarn gleichen Schritt halten!"

„Hat er denn so viel schon zurückgelegt, um den Bau zu bestreiten, und wird er auch seine Rechnung dabei finden?"

„Die Bürgerschaft streckt ihm, was er braucht, um billige Procente vor. Was das „Rechnung finden" betrifft, so sieht nichts heraus dabei. Die Wohnungen vermehren sich; die Bevölkerung bleibt sich gleich; die Miethzinse fallen. Ich fürchte, er wird sich verbluten und statt einer Hütte zuletzt weder Haus noch Hütte haben!"

„Da soll man ihm ja abrathen! Vielleicht versteht er's nicht, Uhren und Häuser bauen ist zweierlei."

„Ist Alles geschehen; hab' als Nachbar selbst mein Redliches gethan. Aber er ist nun einmal in der Bauwuth; der Kamm ist ihm gewachsen. Das will höher hinaus, rechnet und rechnet, schlägt Alles zu gering an und findet in Jedem einen Neider, der zum Klügern räth!"

Die Sache gieng mir zu Herzen. Ich interessirte mich nun einmal für das Ehepaar, und so war es eine Pflicht, die ich gegen mich selbst übernommen hatte, es vor Fehlgriffen möglichst zu schützen. Das Glück ist arglistig. Es folgt dem Menschen aus Laune oft plötzlich und eine gute Weile. Mit einem Male ist es seiner überdrüßig geworden und will sich von ihm lossagen. Allein inconsequent will es doch nicht scheinen; der aufgegebene Günstling selbst soll Veranlassung zum Bruche geben; es lockt, es versucht, es reizt ihn, wo es nur kann. Ein unbewachter Augenblick, — er ist überlistet, und — farewell, happiness! das Glück ist verschwunden — für immer!"

„Vielleicht steht der arme, verblendete Ouvrier auf einem solchen Wendepunkt!" sprach ich zu mir selbst und ging ungesäumt am nächsten Morgen zu ihm hinüber, ließ mich unter dem Vorwande, als ob ich auf die projectirte Wohnung mein Auge geworfen, mit ihm in ein Gespräch ein. Mein Hauspatron hatte

Recht gehabt, es war mit dem Manne nichts mehr zu machen. Er zeigte mit lachendem Herzen den zierlich colorirten Plan; rechnete vor mir den Kostenüberschlag nach, den er in Allem aufs Höchste angesetzt fand; deckte nach seinem Calcul das entliehene Capital sammt Zinsen in wenigen Jahren, und malte die Ehre und den Gewinn und die Freude, die er durch diesen Umbau finden würde, in seinem breiten, schwäbischen Dialekte so laut und überschwänglich aus, daß ich mich wehmüthig zurückzog und mir dachte: „Das Rad ist im Rollen; aufzuhalten ist es nicht mehr; nun frägt sich's nur, auf welche Seite es läuft!"

Schon war das bescheidene Häuschen mit einem mächtigen Baugerüste umzäunt. Im Hofe qualmte die Kalkgrube; vor dem Thore lagen Sandhaufen und ganze Berge von Bruchsteinen und Ziegeln umher. In aller Frühe knarrten schon die Schiebkarren, schallten die Hammerschläge, rieselte der Schutt, und dazwischen ertönte manchmal der singende und schleifende Commandoruf des Bauführers und seines ebenso geschäftigen Weibchens.

Dritthalb Jahre mochten indeß eben vergangen sein, seit der Schwabe das ursprüngliche Häuschen an sich gebracht hatte.

Eines Tages gab's einen gewaltigen Zusammenlauf an der Baustätte. Das murmelnde Gebrause, das, wie Bienengesumme zu meinem Fenster emporragte, hatte mich aufmerksam gemacht. Ich sprang auf, zu sehen, was es gäbe? — Entsetzlicher Anblick! — Theilnehmende, schaudernde und gaffende Zuschauer umher; die Arbeiter müßig von allen Gerüsten herabstarrend; mitten ein enger Kreis; darin schreiend und händeringend die Eltern, vor ihnen regungslos am Boden, mit einer Kalkkruste bedeckt, ihr zweijähriges Söhnlein. Im Gewühle der Arbeit dem Mutteraug' entronnen, war es in die dampfende Kalkgrube gefallen. Der herbeieilende Arzt sprach beim ersten

flüchtigen Hinblick auf das Kind: „Verloren!“ — Als er es anfaßte, blieb ihm das Fleisch wie Zunder in der Hand.

Mich schauderte. — „Arme Leute!“ rief ich vor mich hin, — „ihr habt die Grenze überschritten! des Unglücks erster Gruß! — aber ach! es wird noch ärger kommen!“

Geschäfte riefen mich aufs Land und gleich darauf eine leichte Unpäßlichkeit in ein nahe gelegenes Heilbad. Ich kam in der Zwischenzeit kaum ein paar Male ins Städtchen. Fast ängstlich warf ich jedesmal meine Blicke hinüber auf die rüstig emporstrebende Baute, welcher man, wie dem Baume die Jahrringe, ihren vierteljährigen Anwuchs deutlich abmerkte. Der Schwabe commandirte wie vor und ehe. Sein blaues Auge, seine blutrünstige Nase ließen ahnen, daß es abermal ein Malheur gegeben habe; ich hörte, daß er vom Gerüste gefallen, ohne sich jedoch bedeutend zu beschädigen. Nun — immerhin eine kleine Mahnung an das nie schlummernde Unglück! Uebrigens hatten drei Monate und der fortschreitende Bau das Ihrige gethan, um ihn über den erlittenen schmerzlichen Verlust zu trösten. Es ist wunderbar, wie zauberkräftig die Zeit und ein Steckenpferd wirkt. Auch der Meisterin merkte man nicht viel mehr an, zudem schien Mutter Natur, fürsorgend, die in der Familie entstandene Lücke bald durch ein neues Pfand der Liebe ersetzen zu wollen.

Vorsichtiger, mit unbeholfeneren Schritten, trippelte das emsige Weibchen zwischen den Arbeitern umher. Das kleine Mädchen, welches indeß in die Fußstapfen des verunglückten Brüderchens zu treten begann, klammerte sich, wie von bewußtloser Aengstlichkeit getrieben, fest an Hemd und Kleid der Mutter an, die es nicht aus den Augen ließ.

So fand ich es die wenigen Male, wo ich mein Zimmer betrat. Kräftiger aus dem Heilbade zurückgekehrt, hatte ich die Freude, von einem alten Schulfreunde besucht zu werden, welcher

auf der Durchreise in unserm Städtchen Mittagsstation hielt. Sein Weg führte ihn nach der Hauptstadt der Nachbarprovinz; er reiste allein, mit eigenem Fuhrwerke. — „Begleite mich, wenn Du Zeit hast", sprach er, „in drei Wochen setz' ich Dich hier wieder ab!" — Ich hatte eben nichts Wichtiges zu schaffen. Reisen, wozu man sich schnell entschließt, fallen gewöhnlich am vergnüglichsten aus. — „Warte ein Stündchen zu", — entgegnete ich, „so bin ich Patron!" Um drei Uhr Nachmittags rollte ich mit meinem Freunde wohlgemuth zum westlichen Stadtthor hinaus.

Die drei Wochen waren wie weggeflogen. Was man doch Alles sehen und genießen kann in kurzer Frist! Was sich doch in wenigen Wochen ändert!

Als ich zurück kam, fiel mein erster Blick auf das neue Nachbarhaus. Es stand fast vollendet, am Dachfirste prangte ein buntbebänderter Tannenschößling.

„Schönen Gruß!" rief ich meinem Hauspatron zu, der mir freudig an der Thorschwelle entgegentrat. — „Wie ist's gegangen? Was gibt's Neues?"

„So Manches, so Manches", entgegnete er ernster.

„Doch nichts Schlimmes?"

„Für uns zwei eben nicht! — Aber für unsern armen Nachbar! Hat kein Glück mit seinem Hause; wäre besser gewesen, wenn er die Hütte Hütte gelassen hätte!"

„Hat er beim Bau schon wieder ein Unglück gehabt?"

„Unglück über Unglück! Fürs Erste geht's mit dem Gelde schlecht. Der Trödel kostet mehr als das Doppelte dessen, was der Ueberschlag auswies. Doch Geld ist nicht das Höchste. Seit Sie fort sind, ist der arme Mann Witwer geworden."

„Witwer? starb seine Frau vielleicht im Wochenbette? Oder gebar sie zu früh?"

„Ja und nein, wie man's nimmt."

„Wenn Einer etwas recht Trauriges erdichten wollte, so könnte er's nicht besser. Hören Sie nur! Vierzehn Tage mögen's sein, da steht die Meisterin eines Morgens im Hofe ihr Mädchen an der Hand, um zuzusehen, wie die Maurer mächtige, zu den Kanten gehörige Bruchsteine abladen. Der Meister war eben auf dem Stadthause beim Bürgermeister wegen eines neuen Geldvorschusses. Ein Steinklotz, wol einige Centner schwer, lag noch auf einem Wagen, und viele Hebel waren den Taglöhnern schon unter den Händen gebrochen, ehe der Satansklumpen sich regte. — „Auf, auf!" schrie jetzt der Polier, die Leute ermunternd, und auch die Meisterin trat näher hinzu, und warf etwas von einem guten Trinkgelde hin. Da ging's; der Stein wendet sich und rollt auf den untergesetzten Bock. — „Zurück!" schrie der Polier. Aber schon war's zu spät; der morsche Bock krachte unter der Last zusammen, und das Felsstück, wie eine Bombe, sprang auf und schmetterte das Mädchen aus der Mutterhand weg zu Brei zusammen. Das war auch der Mutter Tod; augenblicklich stürzte sie nieder; in einer Viertelstunde kam das Würmlein, das sie unterm Herzen trug, todt zur Welt; ehe die Stunde um war, lag auch sie — eine Leiche! Seh'n Sie, das hat jener schwarze Stein dort in der Ecke gethan!"

„Furchtbar, furchtbar!" rief ich fröstelnd aus, „zwei Schaudergrüße des Unglücks auf einmal. Und wie ertrug denn der Mann das Entsetzlichste?"

„Er verfiel vor Schrecken und Schmerz in ein hitziges Fieber, in welchem er noch darniederliegt!"

Da scholl Jubel und Gläserklirren vom Nachbarhaus herüber. „Was soll das bedeuten!"

„Sie sehen ja den Festbaum auf dem Firste! Die Bauleute halten ihren Ehrentrunk!"

Nach einigen Wochen erschien der Meister wieder unter den Arbeitern, blaß, abgemagert, hüstelnd, kaum erkennbar. — „Der wird sein neues Haus nicht lang bewohnen", dacht' ich mir.

Das Haus stand blank und freundlich von Außen, mit lächelnder Stirnseite zu friedlicher Einkehr einladend. Man sah es ihm nicht an, daß der Mörtel, der die Steine verkittete, mit Thränen und Blut verdünnt war. Mit höhnischem Lächeln betrachtete mancher Neidhart das wohnliche Gebäude. — „Wird schlechte Zinsen tragen!" hieß es. — „Gehört ja schon jetzt kein Stein mehr dem Erbauer!" — „Auf dem Hause liegt der Fluch, ich möchte nicht drinnen wohnen!" — So hörte man sie schmälen und flüstern.

Dem armen Meister ging es indessen übler. Gram über seinen Verlust, Geldnoth, versäumte Arbeit, Krankheit, alles arbeitete an seinem Geist und Körper mit zehrender Gewalt. Jetzt, wiewol zu spät, sah er ein, daß er etwas über seine Kräfte gethan; daß jene falsche Freunde waren, die ihm riethen und aushalfen; daß es am Ende nur geschah, um auf mittelbare Weise eines Eingewanderten los zu werden. Alles Unglück, was ihn seit dem Bau betroffen der Verlust seiner Kinder, seines braven Weibes, seines ganzen häuslichen Glückes, das Stocken seines Geschäftes, ward nun zum quälenden Vorwurf, der noch tödtlicher als das schleichende Fieber, an seinem Leben nagte. Peinliches Heimweh nach dem stillen Schwarzwalde, nach dem friedlichen Murgthale faßte ihn. In wenig Wochen erlag er seinem doppelten Leiden. An dem nämlichen Tage, wo der letzte Nagel in die Wand des schönen, vollkommen bewohnbaren Hauses geschlagen wurde, schlug auch der Todtengräber den letzten Nagel in den Sarg des Unglücklichen.

Der Verlaß des Verstorbenen war leicht abgehandelt. Das Haus gehörte schon bei seinen Lebzeiten der Bürgerschaft, die ihm das Geld zum Baue vorgestreckt.

Der arme Uhrmacher ruht nun bei Weib und Kindern unter einem einfachen Holzkreuze, und das freundliche, mit seinem Lebensglücke gemauerte Gebäude heißt noch immer das Uhrmacherhaus.

Der Leiermann.

Es pflegt sich nun einmal Manches schon
So seltsam zu gestalten;
Und wären wir nicht so prosaisch kalt,
Wir müßten's für Märchen halten.

Wer die sogenannte Trinkcur-Anstalt auf dem Wasserglacis in Wien gleich bei ihrem Entstehen besucht hat, dürfte sich wol eines Leiermannes erinnern, welcher da, wo sich die Alleen kreuzen, seinen Leierkasten aufgestellt hatte und in den Nachmittagsstunden nicht ohne Zuspruch blieb. Um diese Zeit nämlich, wo sich ein großer Theil der Kinder Wiens mit ihren Ammen, Kindsweibern, Gouvernanten, Hofmeistern und Eltern einfindet, um bei sinkendem Abend der vornehmen Welt den Platz zu räumen, pflegte sich auch damals ein ziemlich belebter Kreis um den Spielmann zu bilden, der dem stillen Beobachter keine uninteressante Gruppe darbot.

In der Mitte stand der Spielmann, ein bärtiger Invalide mit buschigen Augenbrauen, unter welchen ein widerlich lächelndes Auge hervorblitzte; mit einem dichten Schnurrbarte, der halb schwarz halb grau über die aufgeworfenen Lippen hing; in grauer Jacke, dunkelfarbiger Reithose mit weißen Seitenknöpfen und mit einem Stelzbeine, das er gewöhnlich weggeschnallt, und dem Stumpfe seines Schenkels nur leicht als Stütze untergeschoben hatte. Neben ihm auf einem kleinen Feldsessel saß ein Junge mit halbverbundenem Gesichte, in einer Hand ein Tamburin, worauf er mit der andern, ebenfalls verbundenen Hand, ganz dumpf und taktlos die Melodie der Drehorgel begleitete. Diese Melodie selbst bestand aus einem alten, mühseligen Deutschen, welche das Ohr um so mehr beleidigte, da einige Pfeifchen ganz fehlten, andere verstimmt waren, andere aber nachpfiffen, und der

Baß durchgehends um einen so unbedeutenden Theil eines Tones zu hoch war, daß man glaubte, man müsse ihn um eine Haarbreite hinabdrücken. — „Hollah! meine großen und kleinen Herrchen und Frauchen! Belieben sie meine kleine Tanzgesellschaft zu betrachten. Der Eintritt kostet einen kleinen Kupferkreuzer, auf einem Groschen liegt keine Strafe!“ — Mit dieser Einladung pflegte er das Kinderpublicum, in dessen Seele noch jeder Mißton zur Harmonie wird, herbeizulocken und zur Betrachtung seines mechanischen Theaterchens, welches den obern Theil seiner Drehorgel einnahm, aufzumuntern. Schaarenweise liefen dann die Kleinen hinzu; und so kam es dann auch, daß ich selber mehr als einmal, wenn ich mit den Kindern meiner Freunde spazieren ging, was ich nicht ungern that, hinzutrat und die verwunschene Tanzgesellschaft, wie er es nannte, mit ansah. Meine größere Lust fand ich da wol an dem Kindergetümmel, welches rings umher lebte und webte. Hier sah ein blondlockiger Knabe mit ernsteren Mienen dem kleinen Schauspiele zu, als mancher Hochgebildete, der ein Shakspeare'sches Stück eben langweilig genug findet, um die Hälfte des Dialogs zu überhören. Dort spiegelte ein kleines Pärchen, das gerade seine erste Bekanntschaft angeknüpft hatte, eine hochromantische Scene seiner künftigen Lebenszeit im Kleinen; dort äußerte sich der Trieb der Ehrsucht in einem Kinde, das am Stelzfuße des Leiermannes der Orgel noch nicht nahe genug zu sein wähnte; dort spielte ein kleiner Phlegmatiker mit einem Hunde, der den kleinen krüppelhaften Tamburinschläger beschnupperte, — kurz, wohin mein Auge fiel, sah es eine belebte Mosaik; sah es, wie durch ein verkehrtes Perspectiv, das Menschenleben in seinen schärfsten Umrissen, wenn gleich winzig und zwerghaft.

Dessenungeachtet hielt mich die Beobachtung dieser großen kleinen Gesellschaft nicht ab, auch manchmal der kleinern kleinen Gesellschaft meine Aufmerksamkeit zu schenken, welche sich im

Obertheile des Leierkastens selbst, nach dem Takte der tactlosen Melodie bewegte. Dieser Obertheil stellte nämlich das Innere einer Schenke dar, die eben nicht nach dem Originale eines Gasthofes erster Größe entworfen schien.

Knapp an der Thüre war ein kleiner Verschlag, in welchem der Wirth stand, das Getränk ausschenkend, und den Gästen auflauernd, um jeden neuen Trunk mit einem Kreidestrich zu bezeichnen. In der andern Ecke hing ein altes Bild, mit grellem Roth und Blau auf Silbergrund gemalt. Darunter stand ein eichener Schiebtisch, über welchem, mit Blumen bekränzt, das Zeichen einer Handwerkszunft hing. Seitwärts in der Vertiefung des hoch oben angebrachten Fensters saßen zwei Musikanten, der eine die Clarinette, der andere den Brummbaß spielend. Im Vordergrunde aber drehten sich nach dem Takte der Orgelmelodie, welche für eine rege Kinderphantasie deutlich genug von den beiden Musikanten auszugehen schien, zwei Tänzerpaare ziemlich langsam. Erst in der Wendung, wo der Draht sich an der Fuge des Bodens fing, kamen sie durch einen gewaltsamen Riß in regere Bewegung. Das eine dieser Tänzerpaare bestand aus einer wolbeleibten Frau, der Wirthin und einem winddürren Grundwächter, welcher selbst im Tanze sich nicht herabließ, die Insignien seiner Würde, den Stock und den Tressenhut abzulegen. Das andere Paar bildeten ein junger Bursche ohne Rock, das Halstuch ganz symbolisch locker um den Hals geschlungen und eine alte Krämerin mit spitzem Kinn und behaglich zugedrückten Augen. Unter den Musikanten aber stand eine erhitzte Dirne, wahrscheinlich ausruhend vom Tanze, jedoch so aufgeregt, daß sie mit offenem Munde die Tanzweise mitzulallen schien. Ein Holzkreuz, welches mit zwei Kerzen besteckt über die Tanzenden herabhing, erleuchtete die Scene.

Sämmtliche Figuren waren so charakteristisch und bis in die kleinsten Nüancen ausgearbeitet, daß man sie wirklich Meisterstücke

nennen und sich des Gedankens nicht erwehren konnte, wirkliche Wesen in der Vogelperspective zu erblicken. Wenn dann noch die Stimme des Spielmannes: „Sehen Sie meine verwunschene Tanzgesellschaft!“ dareinklang, so glaubte man die belebte Darstellung eines Hofmann'schen Märchens zu sehen und potenzirte den Eindruck sich selber zum Humor.

Längst hatte ich des Spielmannes schon vergessen. Die Veränderung eines einzigen Verhältnisses bewirkt oft in einer großen Stadt, daß man Plätze, worauf man sich durch geraume Zeit täglich, ja stündlich herumtummelte, durch Monate wieder gar nicht berührt; so ging es auch mir. Ein Lichtpunkt meines Lebens, der mich sonst aufs Wasserglacis in Begleitung einiger Kinder, heraustrieb, hatte nun seinen Stand verändert und mich in die Nothwendigkeit versetzt, fast allabendlich den Weg nach einer weiten Vorstadt und allnächtlich ihn von dort zurückzunehmen.

So geschah es, daß ich oft, wenn ich mich länger verhielt, um den Weg abzukürzen, durch eine etwas abgelegene Gasse, die eine Diagonale bildete, der Stadt zuschritt, unbekümmert um die Warnungen, die man mir in Betreff einer dort befindlichen Schenke wiederholte. Nicht nur verdächtiges Gesindel sollte sich in jener Schenke umhertreiben, sondern man sprach eine Zeit lang auch sogar von der Nothwendigkeit, einen eigenen Wachtposten der Thüre des Wirthshauses gerade über aufzustellen, indem allnächtlich fast bei entstandenen Schlägereien der besiegte Theil auf die Straße hinausflöge und dann leicht durch Carambolage mit einem Vorübergehenden eine Fortsetzung des Tumultes entstände. Jedoch das Alles schreckte mich nicht. Theils dachte ich nicht daran, theils hatte ich auf meine Gewandtheit und Gefaßtheit

zu viel Vertrauen, um mich nicht nur zur Gegenwehr oder Flucht gleich gerüstet zu fühlen.

Später als je vorher (es mochte gegen Mitternacht sein), schritt ich einmal im Spätherbste wieder durch jene Straße. Musik in jenem Wirthshause zu hören war ich gewohnt, aber diesmal fiel mir die Melodie so unwillkürlich auf, daß ich stehen blieb und horchte. Lange konnte ich mich, so bekannt mir auch die Töne waren, nicht deutlich entsinnen. Endlich fiel mir der Leiermann am Wasserglacis ein und jeder Takt gab mir mehr Ueberzeugung. Derselbe alte mühselige Deutsche klang recht ohrenzerreißend mir entgegen, indem die Clarinette einzelne Töne fallen ließ, der Baß ganz taktwidrig pizzikirte und eine quiekende Stimme, um Haarbreite zu hoch, die Tanzweise nachsang. Seltsam überrascht näherte ich mich der Schenke und blickte auf gestreckten Zehen durch einen Spalt des Fensterladens in das schwach erleuchtete Innere. Wie unheimlich ward mir aber zu Muthe als folgendes Bild wie eine lebhaftere Erinnerung, gleichsam durch ein Seelenmikroskop vergrößert, vor meinen Augen sich zeigte. Ein Holzkreuz, welches mit zwei dampfenden Unschlittkerzen besteckt war, verbreitete ein unheimliches Halbdunkel. Hart an der Thüre stand innerhalb eines räucherigen Gegitters der schlaftrunkene Wirth und summirte mit versagender Kreide uneinbringliche Schulden. In der Ecke, unter einem grellen Bilde, saß am Eichentische der wolbekannte Leiermann mit seinem schlafenden Krüppel, vor sich ein Deckelglas mit schillerndem Wein und dem geschlossenen Orgelkasten. Seitwärts aber in der Fensterhöhlung saßen die beiden Musikanten, der Clarinettist und der Brummbaßspieler und zu ihren Füßen stand eine mattgetanzte Dirne, nachsingend die Melodie des Tanzes. Im Vordergrunde walzten taktlos, wolbekannte Gestalten, die beleibte kugelförmige Wirthin mit dem winddürren Grundwächter und der junge Bursche mit dem strickartigen

Halstuch am Arme des Mütterchens, das, um nicht Schwindel zu bekommen, die Augen behaglich geschlossen hatte. Kurzum, die sämmtlichen Figuren, die ich im Spielkasten des Leiermannes so oft betrachtet hatte, bewegten sich, als ob sie der Drehorgel entschlüpft und in das Leben zurückgekehrt wären, vor mir; und glaubt' ich damals wirkliche Wesen in der Vogelperspective zu sehen, so kam es mir jetzt vor, als ob sich die Gestalten eines grandiösen Orgelkastens vor meinen Augen umhertummelten. Lange stand ich wie angewurzelt, nie empfand ich das Wunderbare, Mystische des Lebens so lebhaft, nie, kann ich sagen, hatte ich ein Märchen so ganz selber durchlebt. Da schlug vom nahen Thurme der Pfarrkirche ein mächtiger Hammerstreich; Eins tönte wie ein Geisterruf ins stille Meer der Nacht; ich sprang zurück, zog den Mantel straffer übers Ohr; die Musik war verstummt und fröstelnd eilt' ich, von Bildern meiner erhitzten Phantasie verfolgt, der Stadt zu.

Als ich am nächsten Nachmittage zufällig über das Wasserglacis schritt und der Leiermann nicht mehr auf seinem gewöhnlichen Platze stand, da rundete sich erst das Märchen das ich durchlebt hatte zum Ganzen und ich dachte mir: wie wär' es, wenn jene verwunschene Tanzgesellschaft, wie sie der Leiermann selbst nannte, wirklich das gewesen wäre; wenn er die armen Gestalten in seinen Kasten gebannt hätte; wenn um Mitternacht der Zauber immer aufhörte, die Gesellschaft wieder ins Leben träte, der Kasten sich schlösse, die Figuren, wie eine Uhr abschnarrt, sich noch eine Weile forttummelten und beim Schlage Eins zur Ruhe legten, um am nächsten Tage ihr gespenstiges Treiben im Orgelkasten gestärkt zu beginnen! Mit der Zeit würden dann die braven Wesen, wie Alles abnimmt, abnehmen an Kraft und Beweglichkeit, immer mehr Orgelpfeifchen würden ausbleiben, der Tanz immer langsamer, immer taktloser werden, die Lichter am

Holzkreuze würden erlöschen, die Schenke in der abgelegenen Gasse würde aussterben und der Leierkasten für immer sich schließen.

Zwei Jahre nach dieser seltsamen Scene sprach mich ein Mann mit einem Stelzbeine um ein Almosen an. Ich erkannte den alten Leiermann und fragte ihn: „Ihr bettelt jetzt so? Was macht denn Eure verwunschene Tanzgesellschaft?“

„Sie ist vom Athem gekommen“, antwortete er mit grinsender Miene und humpelte ohne Dank für meine Gabe, weiter.

Der Kampf um die Braut.

Bei Allem frägt ſich, wer es thut:
Den Erſten ziert das Spaßen,
Und wenn ein Löwe zu ſpielen geruht,
So mag es recht ſtattlich laſſen.

In der Pfarrkirche zu Petronell, einem in Niederösterreich unfern dem Eintritte der Donau nach Ungarn gelegenen Dorfe, befindet sich ein marmorner Grabstein, der gewiß die Aufmerksamkeit jedes Wanderers auf sich zieht. Längs der Wand herablaufend, stellt er Wappen und Conterfei des darunter Begrabenen dar. Das Wappen zu Häupten der Figur gehört einer alten freiherrlichen Familie in Krain. Die Figur selbst aber stellt einen riesigen Mann vor in ehrwürdiger Rathsherrntracht mit pelzverbrämtem Ueberkleide; die linke Hand am Schwertgriffe; die Lederhandschuhe in der Rechten; auf der Brust eine vierfache Kette mit einem Kreuzlein; auf dem Haupte eine Mütze mit Goldsaum und Reiger. Das Seltsamste an dem riesigen Manne aber ist der Bart, welcher unter dem Kinne getheilt und in zwei Zöpfe geflochten, bis zu den Zehen herabläuft, wo er abgeschnitten zu sein scheint. Die Inschrift nennt das Sterbejahr 1575 und die Würde des Mannes, der damals Schloßherr von Petronell und Herr von Thalberg und Reineck war. Das Bild stellt nämlich den bekannten Ritter und Hofkriegsrath Kaisers Maximilian des Zweiten, Herrn Andreas Eberhard Rauber, dar.

Die Chronik sagt von diesem treuen Diener seines Kaisers, dem er von Jugend auf anhing und ersprießliche Dienste leistete, daß er über drei Ellen hoch war und einen Bart hatte, welcher nicht nur bis zu den Zehen hinabhing, sondern vom Fuße wieder zurück bis zur Leibesmitte reichte, wo er um einen daselbst befindlichen Stock gewickelt werden mußte. Denn damals, bemerkt die

Chronik weiter, waren die langen Bärte noch in großen Ehren und nicht so für altfränkisch und bäurisch gehalten wie heutigen Tages, da man oft unter glatten Mäulern rauhe Herzen verbirgt und eine solche Art von Bärten einführt, die den Augen unserer Vorfahren wie gemähte Wiesen vorgekommen wären. Weswegen auch König David die Beschimpfung seiner Abgesandten um so übler aufnahm, weil man ihnen nicht nur ihre Kleider, sondern auch ihre Bärte halb abgeschnitten hatte. Zu unseren Zeiten ist zwar dieses Zeichen männlichen Ernstes, der Bart nämlich, gewaltig subtil und die Breitbärtigkeit von den feinen Leuten in Deutschland ganz ausgemustert worden, hingegen aber pflegt das ehrwürdige deutsche Alterthum damit zu prangen. Weshalb auch der edle Ritter Andreas Eberhard Rauber sich nicht minder damit geschmückt glaubte als mit einem Schmucke, den ihm die Natur selbst, wie einem guten Felde langes Gras, einer herrlichen Linde breites Laub, dem tapfern Löwen oder Roß eine prächtige Mähne und dem zierlichen Pfau einen langen Spiegelschweif verliehen hatte. Darum fuhr oder ritt er auch selten nach Hof, sondern ging meistens zu Fuße dahin, weil es ihm mächtig wolgefiel, wenn ihm die Leute in großer Menge nachsahen, indem er alsdann den Bart gemeiniglich ganz fliegen ließ, wie ein ausgebreitetes Fähnlein seiner Streng- und Ehrbarkeit.

Und wirklich war dieses Fähnlein bei ihm zugleich ein Aushängschild seiner Leibeskraft und eine Warnung für Jeden, dem es gelüsten mochte sich mit ihm zu messen. Wiewol aber seine Hand so stark war, daß sie jedes Hufeisen zerbrechen konnte, so wäre dem riesigen Rauber ein Wettstreit, in welchem er sich mit einem getauften Juden einließ, der am Hofe Karls des Zweiten, Herzogs von Steiermark lebte, dennoch bald übel bekommen. Der Jude nämlich, welcher sich das Vorrecht des ersten Streiches zu erringen wußte, gab seinem Gegner einen so derben Schlag,

daß er, wie von einem Zyklopenhammer getroffen, niedersank und drei Tage zu Graz das Bett hüten, noch viel länger aber zu Hause bleiben mußte, welches Haus noch jetzt von ihm der Rauberhof genannt wird.

Dem Sieger blieb aber die Strafe nicht aus; denn kaum war der Besiegte genesen, so begann er den Wettkampf aufs Neue; wand sich den Bart des Juden, der seinem Herrn ebenfalls keine Schande machte, zweimal um die Linke und schlug mit der Rechten so hart darauf los, daß nicht nur der Bart, sondern sogar die Kinnlade des armen Siegers in seiner Hand verblieb.

Aber Rauber sollte dieser Kraft nicht nur seinen Ruhm, sondern auch seine Braut verdanken.

„Von solchen Raubern wie mein getreuer Andreas", sprach Kaiser Maximilian der Zweite zu ihm, „lasse ich meine Lande gern heimsuchen; darum mög' er darauf bedacht sein, eine kleine Rauberfamilie zu begründen, auf daß es mir an Bärten nicht fehle, an denen ich mich im Nothfalle halten kann!"

Am Willen, meinte Rauber, fehl' es ihm eben nicht, aber so stark er an Kräften sei, so schwach sei er in den Künsten eines Brautwerbers, und wenn er nicht eine Chriemhildis fände, die er im wahren Sinne des Wortes in den Sack stecken könnte, so dürfte er sich wol schwerlich eine Braut erringen.

„Eine Braut in den Sack zu stecken gibt es nicht!" erwiderte der lebensfrohe Kaiser, „aber wol einen Nebenbuhler und dabei soll's auch bleiben. Als ich noch unvermählt war, verlebt' ich eine schöne Zeit in der Nähe einer Gräfin aus Ostfriesland, einer — weiß Gott — schönen Frau, das beweist Euch ihre Tochter Helena, die Ihr an meinem Hofe wol oft bemerkt habt. Mir liegt die gute Helena von Scharfeg längst am Herzen; — warum? — das wird Euch jeder meiner Höflinge sagen, weil es kein Geheimniß ist. Ich wünschte sie gerne an

eines mächtigen Gatten Hand erblühen zu sehen. Der Bewerber gibt es zwar viele, doch da sie wissen, wie nahe sie mir geht, und Helenens Hand ein Preis ist, den der Kaiser nur vergibt, so wagen sie nicht, ihre Wünsche laut werden zu lassen. Ein Einziger, ein edler Spanier, aus altcastilischem Geblüte, bewirbt vor Aller Augen sich um ihre Hand; jedoch Helenen, weiß ich, stach Euer würdevoller Bart schon lange mehr in die Augen, als des Castiliers dunkler Lockenkopf. Darum, wenn Ihr Euch entschließen wollet, der Gatte einer Jungfrau zu werden, die Euer Herr wie seine Tochter liebt, so weigert Euch nicht, den seltsamen Kampf um sie zu bestehen, den ich zur Kurzweil für meinen Hof mir längst ersonnen, und dem sich auch der stolze Spanier, wofern es ihm Ernst ist mit seiner Bewerbung, nicht entziehen kann. Ihr versprecht es mir also (der Spanier steht an Stärke Wenigen nach), auch den stärksten Gegner in den Sack zu stecken?"

„Wenn er sich nicht, wie der Jude von Euerem kaiserlichen Bruder, das Vorrecht des ersten Streichs erschleichen darf, will ich's für eine so holde, edle Braut mit dem Stärksten aufnehmen!" — versetzte Rauber, eingedenk des Kampfes mit dem Juden.

„Wohlan, mein getreuer Rauber!" sprach Maximilian und klopfte den kampfbereiten Brautwerber huldreich auf die Schulter, „am nächsten Fastnachttage soll Euer seltsam kräftiger Kampf um die Braut meinem ganzen Hofe ein heiteres Schauspiel geben, wobei wol Niemand um seine Kinnlade, wol aber Jemand um sein Herz kommen wird."

Die Fastnachtzeit erschien und ängstlich harrte der Spanier, zu dessen Ohren das Gerücht von dem bevorstehenden Wettkampfe um die Braut gelangt war, welchen ernsten Scherz der erlauchte Vormund seiner Dame mit ihm vorhabe.

Der ganze Hof war auf dem Tummelplatze zu Graz so recht zu einem traulichen Carnevalspiele versammelt. Der Kaiser, seine kaiserliche Gemahlin Maria mit der eilfjährigen Prinzessin Anna, den edlen Prinzen und einer Anzahl vornehmer Herren und schöner Frauen, unter denen Helena von Scharfeg und die liebliche Waise Ursula von Tschillack, wie zwei holde Sterne vorschimmerten, bestiegen nun die mit Blumen bestreute Gallerie und selbst die kleine sechsjährige Prinzessin Elisabeth war nicht zurückgeblieben; und nahm so gut sie konnte, an Allem, was da vorging, Antheil. Verschiedene Lustbarkeiten wurden begonnen; Schwänke, Wettspiele und Mummereien aller Art durchgeführt und überhaupt Alles aufgeboten, um den Kaiser, der wol der Türken und der Evangelischen wegen den Kopf bisweilen recht schwer haben mochte, einen vergnügten Tag zu verschaffen. Endlich eröffnete der Kaiser vor Allen, daß er an diesem Tage beschlossen habe, dem Hoffräulein Helena von Scharfeg einen würdigen Gatten zu verschaffen, und da er zwei Freier bemerkt habe, welche sich beide ihres Vorhabens, um sie zu werben, lauter zu rühmen gewagt hätten, und er sie jedem gönne, nur Einem aber geben könne, so habe er beschlossen, durch einen Wettkampf den Knoten zu lösen und sie jenem von Beiden zu geben, welcher als der Stärkste im Stande wäre, seinen Gegner, wie man zu sagen pflegt, in den Sack zu stecken, weshalb die beiden Nebenbuhler, Herr Andreas Eberhard Rauber und Don Ramiro, jener der neuere, dieser der ältere Brautwerber, falls sie sich zu jedem Wettkampfe herbeiließen, vortreten und sich ernstlich dazu verpflichten möchten.

Und ohne Säumen traten die Beiden vor; Rauber, der riesige, mit zierlich aufgeflochtenem Barte, schlicht und derb, ohne sonderliche Befangenheit; Don Ramiro, mit flatternden Locken, in nettem Sammetwamse, fein, sittig und sichtbar beklommen,

wiewol er als kräftig bekannt war und manche Probe davon schon abgelegt hatte. Der Preis des Siegers aber, Fräulein Helena, saß verschleiert in banger Erwartung auf der Gallerie, und man sah es jeder ihrer Bewegungen an, daß sie trotz aller seiner Zierlichkeiten dem glatten Spanier doch minder hold sei, als dem biedern, bärtigen Rauber.

Als endlich die beiden Kämpfer, um die Art des Kampfes noch eben so wenig wissend, als die ganze Gesellschaft, den Kaiser baten, er möchte die Waffengattung oder die Weise bestimmen, womit und wie sie sich um den Preis des Sieges bewerben sollten, begann Maximilian lächelnd: „Hab' ich's Euch nicht schon gesagt? — Nehmt mein Wort, wie ich's gegeben. Ein blutiger Kampf taugt weder für ein Fastnachtspiel, noch für eine heitere Runde wie diese. Wer seinen Gegner in den Sack steckt, hab' ich gesagt, der ist Bräutigam. Die Waffen bringt da mein lustiger Rath, Ihr mögt nun den Kampf beginnen!"

Neugierig blickten die Kämpfer nach den Waffen, die man indeß herbeigebracht hatte — und verwundert standen sie da, als sie statt der Schwerter, Kolben oder Schlagriemen, ein Paar Säcke am Boden liegen sahen und nun erst begriffen, wie die Worte: „Wer seinen Gegner in den Sack steckt, ist Bräutigam!" zu nehmen seien.

Rauber hob sich einen Sack ganz gemüthlich auf; entfaltete ihn und setzte sich, nachdem er sein Bartgeflecht etwas straffer angezogen hatte, in die Stellung, welche dem Sinne der Kampfart vollkommen entsprach, so daß Alle über die Ruhe und den Ernst, womit er sich dem spaßigen Kampfgebote fügte, in ein lautes Gelächter ausbrachen.

Seltsamer geberdete sich der Spanier, bei dem es in der That eines so hohen Kampfrichters bedurfte, um ihn nur zur Aufnahme der absonderen Waffengattung zu vermögen. Er versuchte alle

Stellungen und Wendungen, um selbst auf die Weise gerüstet, seinen Anstand geltend zu machen; aber Sack bleibt Sack, und ein solcher Harnisch würde wol einen Cäsar eben so dem Gelächter preisgegeben haben, als den armen, im voraus schon überwundenen Ramiro.

Nach dem gewöhnlichen Ceremoniel, das so streng befolgt wurde, als wenn es ein Stechen auf Tod und Leben gälte, machten die beiden Kämpfer die Runde und, hätte der Preis den Kampf nicht geadelt, gewiß — sie hätten vor dem streng waltenden Kampfrichter lachend einander gegenüber stehen bleiben, und sich, wenn sie die erbittertsten Feinde gewesen wären, durch diesen Schwank versöhnt, in die Arme stürzen müssen.

So aber gewann der lächerlichste Kampf, der je gekämpft wurde, das ernste Ansehen eines Gottesgerichtes. In großen, weitausgreifenden Schritten umschlichen sich die Wettbuhler; holten, vom steigenden Gelächter der Menge begleitet, mit den Säcken aus; warfen fehl; zielten wieder und streiften sich mit ihren tragbaren Gefängnissen um die Wette. — Die Gewandtheit des Spaniers schien über die Gelassenheit des riesigen Gegners einige Male den Sieg davon zu tragen, aber Rauber überragte unversehrt den zu niedrig geworfenen Sack. Jetzt aber nahm dieser all' seine Beweglichkeit zusammen; hob den Sack wie eine gigantische Schlafmütze empor; verfolgte den Spanier; fing ihn, eh' er sich's versah, auf und trug den Gefangenen, der im Sacke seines Anstandes vergaß und unter den grimmigsten Verwünschungen um sich schlug, zu den Füßen seiner Schönen, die sich auf Befehl des Hofes entschleierte und dem biederen Sieger recht willig die Hand reichte, während der Spanier langsam aus dem Sacke kroch, und während der allgemeinen Bewegung, sich der Gegenwart des Hofes entzog, dem er nachher nie wieder vor Augen kam.

Rauber dankte dem Kaiser für den heiteren Fastnachtschwank, der ihm ein so liebes Weib verschafft hatte, von der er sich wirklich eine kleine Rauberfamilie versprach, wozu sie ihm der Kaiser vorgeschlagen hatte. Aber der Tod raubte sie ihm, ohne daß er für diesen Raub auch nur durch ein einziges liebliches Söhnchen vertröstet worden wäre. Lange trauerte der biedere Gatte um seine gute Scharfegin. Aber der huldreiche Herr Maximilian wußte seinem getreuen Rauber selbst diesen herben Verlust zu ersetzen. Den zweiten Stern, der bei jenem Fastnachtspiele neben Helenen geglänzt hatte, die holde Waise Ursula von Tschillack, eine Ungarin, welche bei der Einnahme von Niemtschitz auf der Flucht als Kind noch in einem verborgenen Ausgange verloren, von einem Hauptmanne gefunden und dann dem Kaiser anvertraut worden war, gab er ihm zur zweiten Gemahlin. Mit dieser treuen Hausfrau, auf die Rauber, als er mit dem Sack um seine erste warb, wol nicht gedacht hätte, war er glücklicher, und erhielt von derselben viermal Zwillinge, welche die erwünschte Rauberfamilie herstellten und den Namen eines Mannes auf die Nachwelt brachten, der bis zum Tode seinem Kaiser treu, nur darum eben wie es schien, im Jahre 1575 in das ewige Leben einging, um seinem kaiserlichen Herrn und Gönner, der im folgenden Jahre schied, den Weg zu bereiten.

Der tödtliche Knopf.

Gib, — und will dein Rock sich sperren,
Reiß ihn auf mit Ungestüm!
Dem du gibst, der ist dein Bruder, —
Mensch! — was ist dein Rock vor ihm!?

Zierlich eingeknöpft in einen weißen mit rauschender Seide gefütterten Ueberrock, den ich eben das erstemal zur Schau trug, die Hände in den Seitentaschen, schritt ich an einem Herbsttage die Jägerzeile auf und nieder, um die Equipagen, welche dem Prater in langem Zuge zurollten, oder vielmehr ihren Inhalt, zu mustern. Wolbehaglich eine neue Opernmelodie vor mich hinsummend, in Gedanken verloren, kann ich nicht sagen (denn in diesem meinem Feiertags-Wolbehagen pfleg' ich mehr zu schauen als zu denken), war ich wol das drittemal auf und nieder gewandelt, ohne daß mir einer meiner Bekannten begegnet wäre. Zum viertenmale also begann ich die Tour und wendete mich eben um die Ecke, wo auf dem Marmorestrich des Wirthshauses zum grünen Jäger die Fiaker ihre Netze nach fahrlustigen Stutzern auswerfen, als mich eine Benefizannonce an der Ecke des Theatergebäudes fesselte und mich eine kleine Pause auf meiner Promenade zu machen zwang. Mit Neugier musterte ich Titel, Personenverzeichniß und Krankheitsbülletin, als mich eine gepreßte Stimme um ein Almosen ansprach. Gott weiß es, ich pflege nicht ungern zu geben, und was ich mir an Scheidemünze vom Hause mitnehme, wird tagüber zuverlässig eine Beute der Straßenbettler. Auch hatte die Gestalt, die mich ansprach und deren Züge sich mir nachher so deutlich einprägten, etwas Mitleid Erregendes nicht ohne einen Anflug von unheimlicher Ironie.

Ich las aber die Benefizannonce; ich hatte die Hände in den Taschen und den zierlichen weißen Ueberrock mit dem rauschenden Seidenfutter bis hinab zugeknöpft; — ich hätte also einen Knopf öffnen müssen — und diese Mühe ist denn doch weit größer, als der Gewinn des armseligen: „Gott lohn' es!" aus dem Munde eines Straßenbettlers.

Ich hatte aber diesen Gewinn diesmal umsonst. Denn als ich ihn abwies, wandte er mir den Rücken, murmelte ein widriges: „Gott vergelt' es!" und entfernte sich raschen Schrittes.

Das Ereigniß machte weiter keinen Eindruck auf mich; nur für das ironische: „Gott vergelt' es!" hätte ich dem unberufenen Moralisten gerne von der Wache danken lassen. Uebrigens war mir das viel zu umständlich; guter Dinge kehrte ich meine Aufmerksamkeit wieder den Equipagen zu und schlenderte ruhig weiter.

Das Glück hatte mich heute wirklich zum Alleinwandern verdammt, und ohne Begleiter, wie ich die Runde dreimal gemacht hatte, kam ich auch von der vierten zurück. Bei einem der Kaffeehäuser zu Anfange der Straße, wo die vornehme Welt die Revue passirt, ließ ich mich auf eine Bank nieder; stopfte mir meinen Meerschaumkopf, und suchte mir durch ein paar Züge eine gesegnete Eßlust herbeizulocken oder doch vielleicht irgend einen Tischgenossen zu werben. Plötzlich sah ich mehrere Gäste von ihren Stühlen aufspringen und der Donau zueilen. Begierig zu wissen, was es denn gäbe, sprang ich ebenfalls auf und lief zum Ufer hin. Da sah ich mitten im Strome einen Mann mit dem Wasser ringen, aber eher, als ob er untertauchen als gerettet sein wollte, und hinter ihm mehrere Schiffer in kleinen Nachen, mit Seilen und Haken versehen, und eifrig bemüht, den Unglücklichen einzuholen und zu retten. Schon glaubte ich den Armen verloren; denn kaum zwanzig Fuß weit mocht' er mehr von einem Schiffe

sein, an dem er sich, wenn ihn die Strömung angeschwemmt hätte, gewiß den Kopf zerschellt haben würde. Ein eisiger Schauer überlief mich, der Schrei starb mir im krampfhaft offenen Munde, meine Knie schlotterten; noch nie hatte ich einen Menschen so nahe an der Scheidelinie gesehen, welche das Sein vom Nichtsein trennt. Unwillkürlich lief ich bis hinab an den Rand des Wassers und fühlte recht lebhaft die Möglichkeit, wie ein Mensch, im glühendsten Triebe zu retten, seiner eigenen Ohnmacht vergessen könne. Die rüstigen Schiffer hatten ihn aber indeß schon erreicht, ohne weitere Beschädigung am Hemde mit dem Haken erfaßt und zum Schiffchen herangezogen, in das sie nun den Halbtodten legten, um ihn zur schleunigsten Hilfeleistung ans Ufer zu bringen. Es gelang. Schon waren auch Träger mit einer Bahre dazugekommen. Man prüfte, als sie die nöthigsten Vorsichtsmaßregeln in Eile getroffen hatten, seinen Puls. Der Mann war nicht todt. Die Leute drängten sich ungestüm hinzu; ich unter ihnen. Ein Blick auf den leise Athmenden, der langsam die Augen aufschlug — und, wie vom Blitze gerührt, fuhr ich zurück, um ja seinen Augen nicht zu begegnen. Man denke sich mein seltsam schauriges Gefühl; — der Bettler mit dem Mitleid erregenden Zuge, mit dem Anflug unheimlicher Ironie, der mir an der Ecke des Theatergebäudes sein widriges: „Gott vergelt' es!" auf meine Abweisung zugemurmelt, lag vor mir; durchnäßt von den Wellen, denen er den Tod, welchen er vielleicht suchte, nicht abgewinnen konnte; mit blassen Zügen, halbgebrochenen Augen, offenem Munde, klebenden Haaren, schwer aufathmend, unfroh, wie es schien, seiner Rettung. Von den seltsamsten Gedanken durchkreuzt, von manchem halblauten Vorwurfe gefoltert, zog ich mich zurück und wartete von fern, um zu sehen, wo sie den Unglücklichen hinbrächten.

Das Haus, in welches man die Menschen zu bringen pflegt, deren Unglück man Versuchen auf ihr eigenes Leben zuschreiben

zu müſſen glaubt, iſt nicht weit abgelegen. Dahin brachte man auch ihn.

In einer Stimmung, die mir ſelbſt nicht recht klar werden wollte, ging ich zurück und begab mich zu Tiſche. Die Speiſen aber wollten mir nicht munden; bei jedem Biſſen fiel mir das ironiſche: „Vergelt' es Gott!“ des Bettlers ein; Spielleute kamen und tummelten die Finger nach Lanner's und Strauß' Tanzweiſen, in den luſtigſten und herzlichſten Sprüngen und Wendungen über die Saiten hin, aber die einförmigen Anſchlagenoten des Baſſes murrten mir allemal das widrige: „Vergelt' es Gott!“ ins Ohr. Schon faſt an meiner Individualität verzweifelnd, welche ſo reizbar wäre, daß ihr der nächſtbeſte Zigeunerfluch zur Schickſalsgeißel werden könnte, ſprang ich auf, ging gerade dem Hauſe zu, nach welchem man den Geretteten gebracht hatte und beſchloß, mich um ſeine Lebensumſtände zu erkundigen und durch meine fromme Beiſteuer nach Kräften den laſtenden Fluch des widrigen: „Vergelt' es Gott!“ von mir abzuwälzen. Zum Glücke war der Vorſteher jener Anſtalt mir nicht unbekannt. Unter dem Vorwande, daß mir der Ueberbrachte aus gewiſſen Gründen nicht unintereſſant ſei, erkundigte ich mich, ob er wirklich einen Selbſtmordverſuch gewagt und was ihn dazu veranlaßt habe. Das Erſtere hörte ich beſtätigen, für das Zweite folgenden Grund angeben: „Der Arme“, begann nämlich der genannte Vorſteher, „iſt, ſo viel aus ſeinem Geſtändniſſe erhellt, zu bedauern! — Aus einem guten Hauſe, früher in angenehmen Verhältniſſen, durch falſche Freunde, verunglückte Verſuche, ſeinem wankenden Hausſtande wieder aufzuhelfen, zuletzt durch gänzliche Muthloſigkeit bis an den Bettelſtab herabgekommen, friſtete er lange Zeit ſein Leben dadurch, daß er gewiſſe Kopfarbeiten um geringen Lohn verrichtete. Aber die Zeiten wurden genauer; die Menſchen ſchränkten ſich mehr und mehr ein, — und ſo kam denn auch

jener Arme um die letzte Quelle seines Verdienstes. Graben kann nicht jeder, und selbst zum Holzhauer muß man erzogen sein. Sein letzter Dreier ging endlich drauf; borgen wollte, konnte er nicht; er hatte ja keine Hoffnung, irgend einmal zurückzahlen zu können, und so geschah es denn, daß er den verzweifelten Entschluß faßte, zu betteln. Als ein Mensch von feinerem Gefühle, sah er nur zwei Wege vor sich: zu betteln — oder das zu thun was ihm mißlang. Die Grenze zwischen beiden Versuchen war bei ihm so schmal gezogen, daß er beim ersten Mißlingen des einen nothwendig zum andern greifen mußte. Und so beschloß er es denn auch. „Versuch' es", sprach er, „bettle; — weist dich aber der Erste, den du ansprichst ab, so nimm es für ein Zeichen, daß dir dein Schicksal selbst diesen Trost, den du mit Landstreichern und Gaunern theilst, versage und thue das Aeußerste: verlass' eine Welt, die dich verlassen hat. Findest du aber bei dem Ersten, den du ansprichst, Erbarmen, so knüpfe an das Mitleid dieses wahren Bruders den Faden deines Glaubens wieder an, und klammere dich daran fest, so lange es Gott dir gönnt." — Er blieb bei diesem Entschlusse. Drei Schritte von dem Thore des Hauses, dessen Dachzimmer ihm Tags vorher aufgekündet worden, fand er einen wolgekleideten jungen Mann mit guten Zügen. Der Mann war jung, also lebenslustig; war wol gekleidet, also für einen Bettler nicht zu arm; er las den Theaterzettel, also konnte er auf Unterhaltung denken; er hatte gute Züge, also konnte er auch wollen, was er thun konnte; der Arme trat leise zu ihm hin, bat ihn mit der mitleidflehenden ironischen Stimme eines Menschen, der sein Leben an die Laune eines Fremden knüpft —".

„Und ward abgewiesen, weil der junge Mann mit dem weißen, seidengefütterten Ueberrocke, mit den Händen in der Tasche, einen Knopf hätte öffnen müssen", fiel ich dem Vorsteher, tief ergriffen ins Wort. „Nehmen Sie diese Brieftasche; was

darin iſt weiß ich nicht, aber für einen Bettler genug; die geben Sie ihm und ſagen Sie ihm, wenn er fragen ſollte, warum ihn jener junge Mann wol abgewieſen habe? — weil er einen Knopf hätte öffnen müſſen; ſagen Sie ihm, wenn er fragen ſollte: „Was wäre denn eigentlich der Grund meines Todes geweſen?“ — „Der Knopf am Rock eines Gecken!“

Ein Tag auf der Glashütte.

Auf Alphöh'n blüht, bei Schnee und Eis,
In stiller Kluft das Edelweiß;
So kommt uns, auf verborg'nen Wegen,
Oft edle Menschlichkeit entgegen.

O über uns kleinliche, engbrüstige, verwöhnte Großstädter, deren Blicke nicht hinausreichen über die bequem hingelehnten Hügel und die bescheiden hinansteigenden Berge, welche unsern Gesichtskreis begrenzen! Da glauben wir immer innerhalb unserer Basteien sei allein alles Leben, Denken und Fühlen festgebannt, und hinter jenen blauen, duftigen Höhen wohnen keine Menschen, sondern Alles sei dort öde und geistlos und kleinlich; der gewaltige Schneeriese der im tiefsten Südgrunde herübernickt, stehe wie ein Beistrich hinter der bedeutenden Ziffernreihe des Residenzlebens, und hinter demselben folge weiter nichts, als eine unendliche Kette bedeutungsloser Decimalstellen, welche alle zusammen genommen keine Einheit geben! — O schüttelt sie doch ab die Ketten des Vorurtheiles, ihr Großstädter! Tretet hervor aus eueren Mauern, durchstreift die blühenden Thäler im Rücken der ragenden Berge, überschreitet die gastlichen Schwellen ländlicher Hütten, und lernet einsehen, daß die Herrschaft des Herzens weiter reicht als ihr wähnt und weidet euch dort, wo ihr es am wenigsten vermuthet haben würdet, an den segensreichsten Wirkungen ihres mächtigen Zaubers!

So rief ich, als ich in mein Schlafzimmerchen trat, unwillkürlich aus. Ich befand mich aber in dem traulichen Stübchen des sogenannten Herrnhauses einer im hohen Gebirge gelegenen Glashütte, die ich auf einer einsamen Fußreise vor Einbruch der

Nacht eben noch erreicht hatte. Der Director, bei dem ich einsprach, nahm mich gastfreundlich im Kreise seiner Familie auf, und in einem kurzen Stündchen war ich bei den herzlichen biedern Bewohnern dieser Bergkolonie heimischer, als ich es anderswo vielleicht in Monden geworden wäre. So einladend auch das reinliche Bett mir entgegen winkte und so sehr mich auch meine ermüdeten Füße, die mich heute so treu und sicher über mehrere Schwindelstege hinüber und an manchem Abgrund vorbeigetragen, an Ruhe mahnten, so war doch mein Geist noch wach und wollte von keinem Schlummer wissen. Ich öffnete das kleine Fensterchen und sah sinnend in die heitere Herbstnacht hinaus. Mir gegenüber stand der Mond in seiner vollsten Klarheit. Unter dem Fenster lief ein schmaler Holzweg, und jenseits desselben zog sich eine sanft abhängige Bergwiese längs eines Bergeinschnittes bis zum Rande der Kuppe hin, die hier schroff abfiel und einen Fernblick in die Niederung gewährte. Ein feiner, kaum wahrnehmbarer Flor spann sich aus den Strahlen des Vollmondes über die Gegend. Der Thaleinschnitt, aus dessen Grunde der waldige Bergrücken aufsteigt, der mich beherbergte, war nur durch einen weißlichen Nebelstreif angedeutet.

Kreideweiß, wie Massen gediegenen Silbers, ragten auf der andern Seite die mächtigen Kalkfelsen empor, hinter denen die Grenzen eines andern Bezirkes laufen und eine andere Mundart tönt. Die Unzahl der Sterne schien mit jedem Blicke, den ich ihnen zusendete, vor meinen Augen zu wachsen und die Ströme des Lichtes, welche leise hinflossen über die geisterartigen Scheitel der Berge, über die säuselnden Wipfel des Urwaldes und über den dampfenden Kessel des Thales, schwollen immer klarer, immer verklärender an und blendeten fast das Auge, das sie lange nicht in solcher Fülle eingesogen. Seitwärts erhob sich auf einem Vorhügel die berußte Glashütte, über deren Dach flockige Funken

emporflogen, während das Pochwerk der Kiesstampfe mit dumpfen Hammerschlägen die nächtliche Stille eintönig unterbrach und ein ferner Knall aus der Büchse eines Wildschützen ein hundertfaches, weithin verhallendes Echo weckte. Ich fühlte mich wieder einmal in jene wehmüthige, poetische Stimmung versetzt, wo man nichts Bestimmtes fühlt, denkt noch dichtet, sondern ausströmen möchte in das All und verschwimmen in das unendliche Fluidum.

Zu schwach, dem Gedränge zu widerstehen, in welchem alle Erinnerungen an die Vergangenheit und alle Traumbilder meiner Zukunft bunt und bunter, wie Gruppen aus einem Ammenmärchen an mir vorüber gaukelten, schloß ich das Fenster und knüpfte an den wachen Traum der Wirklichkeit die Zauberfäden des Schlummers an.

„Du hast auf unserm Berg' uns nicht
Vergessen, Herr der Welt!
Schon ist von Deinem Morgenlicht
Die höchste Tann' erhellt;
Und bald auch uns're Häuschens Dach,
Bald Alles allzumal,
Und also geht es allgemach
Bis nieder in das Thal!

Und so wie Du auf uns, o Herr,
Vergissest keinen Tag,
Gib, daß von uns auch Keiner mehr
Auf Dich vergessen mag!
Und wie Dein Licht hinuntersteigt,
Steig' unser Fleh'n hinan!
Das Auge spricht, die Lippe schweigt; —
Herr! Blick' uns gnädig an!"

Dieſes einfache Gebet, von vier rührenden Kinderſtimmen nach einer anſprechenden ungekünſtelten Melodie geſungen, weckte mich aus meinem überaus erquicklichen Schlafe.

Ich erhob mich, kleidete mich, umweht von der Morgenluft, die durchs geöffnete Fenſter ſtrömte, raſch an und eilte den kindlichen Sängern zu. Es waren ihrer vier, zwei Knaben und zwei Mädchen; liebe, kräftige, lebhafte Kinder, in einem Alter von zehn bis vierzehn Jahren, einander ſtufenweiſe folgend wie Orgelpfeifen (um mit dem gemeinen Manne zu ſprechen), in der That die erbaulichſte Orgel, mit der ein Elternpaar den Himmel preiſen kann. Ich hatte ſie geſtern nicht mehr geſehen; ſie waren ſchon zu Bette, als ich mit dem Hausherrn und ſeiner ſchlichten liebenswürdigen Frau das in aller Eile für mich eigens bereitete Mahl einnahm. Sie kamen ohne Scheu auf mich zu, ſahen mich mit forſchenden, treuherzigen Augen an und hatten es in Kürze weg, daß ich ihres Gleichen nicht abhold ſein könne. Ich ließ ſie nach Herzensluſt gewähren und weidete Herz und Aug' an ihrer unbefangenen Fröhlichkeit, welche mir wieder einmal unwillkürlich den Gedanken aufdrang, als könnte der bloße Anblick derſelben um einige Jahre mich verjüngen. Aus Allem jedoch, was vorging und geſprochen wurde, entnahm ich, daß heute mehr als nur Sonntag für die Familie ſei.

Unter einer Katalpe, welche am Ende eines zierlichen, in nette Blumenbeetchen vertheilten Gartens ſtand und die breiten, noch ziemlich friſchen Blätter über einen einfachen, von ländlichen Buchenbänken umgebenen Steintiſch breitete, war das Frühſtück bereitet, zu welchen mich der Director freundlich einlud. Nur auf mein ausdrückliches Verlangen wurden auch die vier lieben Kleinen herbeigerufen, um ihre Aepfel und ihr Brot in unſerer Geſellſchaft zu verzehren. Sie bewieſen durch ihr ruhiges, einträchtiges Benehmen, wie ſehr ſie dieſe Begünſtigung zu ſchätzen wußten. Trotz

aller Freundlichkeit jedoch, welche sich auf dem Gesichte meiner Wirthe aussprach, entging mir nicht, daß man mir etwas hinter dem Berge halte, was, wenn ich nicht zugegen wäre, schon längst zur Sprache gekommen sein dürfte. Dieses Bewußtsein, in welchem mich das verlegen blickende Auge der Hausfrau bestärkte, welches wie fragend und forschend auf den Gatten gerichtet blieb, störte mich anfänglich in meiner Heiterkeit so sehr, daß ich mich entschloß, mich zu äußern. Mir kam nämlich vor, als ob der guten Frau, welcher nebst den unverkennbaren Spuren vormaliger Schönheit, insbesondere das Feuer und die Lebhaftigkeit des Auges geblieben war, etwas Beengendes auf dem Herzen liege; wenigstens sprach das aus ihren Mienen und Blicken und nur ungern schien sie sich zu entfernen, ohne dem Herzen Luft gemacht zu haben. Auch ihr Gatte bemerkte es, wie ich wahrzunehmen glaubte; aber seine Bescheidenheit gestattete es nicht, vor einem Gaste von etwas zu sprechen, was nur für ihn und die Seinigen Interesse haben mochte.

„Mir thut es fast leid", begann ich, als wir allein waren, „Sie in Ihrem stillen Sorgenfrei gestört zu haben. Es will mich beinahe bedünken, daß ich Ihnen zu jeder andern Zeit gelegener gekommen wäre!"

Er versicherte das Gegentheil und wollte mich beschwichtigen.

„Verhehlen Sie es nicht", fuhr ich fort, „wenn auch Sie als Mann sich verläugnen können, so kann es doch das sprechende Auge Ihrer achtbaren Hausfrau nicht so ganz verbergen, als sie es aus zarter Rücksicht für ihren Gast zu thun bemüht ist. Was es gebe, kann ich wol nicht entziffern, daß ich mich aber nicht täusche, dafür bürgt mir meine Menschenkenntniß. Gott verhüte, daß ich einer Familie, die mich so freundlich aufnahm, durch meine Gegenwart auch nur ein Stündchen verkümmern oder wenigstens um irgend eine höhere Bedeutung bringen sollte!

Wenn ich das befürchten müßte, so nähm' ich lieber gleich mein Ränzchen wieder auf den Rücken und pilgerte weiter in die Welt hinaus. Wenn Sie mir daher in Ihrer Mitte noch ein paar recht heitere Stunden gönnen wollen, Stunden, wie ich sie lange nicht erlebt habe, so verhehlen Sie mir, wenn Sie's können und wenn's für mich taugt, nichts. Was man einem Menschen mittheilen kann, das findet bei mir, darauf geb' ich Ihnen mein Wort, gewiß Anklang; — ist ja doch jeder Schritt den ich thue, nur ein Theil meiner Wanderung — nach Menschen!"

Der Director sah mich groß an, drückte mir die Hand und entgegnete nicht ohne Rührung: „Wahrhaftig Herr, ein Gast wie Sie, stört uns nicht! Wollte Gott! wir fänden an Tagen wie der heutige ist, alljährlich eine so theilnehmende Seele; aber leider! sind die Menschen in der Tiefe drunten so spärlich gesäet, daß sich zu uns, Nachbarn der Schneelinie, nur gar selten einer verliert. Nun denn, weil Sie's errathen haben, ja, lieber Herr! meinem kindischen Weibe liegt etwas am Herzen; aber wenn sie merken wird, daß Sie's heraus haben und dran theilnehmen, so wird sie sich Ihrer Anwesenheit nur doppelt freuen. Wir feiern heute ein kleines Familienfest: — den fünfzehnten Jahrestag unserer Vermählung. Wollen Sie Mittags unser Gast sein und sich die herzlichen Anspielungen, die ich meiner guten Hausmutter wol schuldig bin, gefallen lassen, so sind Sie freundschaftlichst eingeladen. Sie sehen, — das allein drückte mein Weib; sie fürchtete aus Rücksicht für einen Fremden, der an uns weiter kein Interesse nehmen kann, sich Zwang anthun und den für uns merkwürdigen Tag unbeachtet vorüberlassen zu müssen, und das beunruhigte sie vielleicht. Wenn sie aber merkt, daß Sie's wissen, daß Sie's uns nicht übel nehmen, ja, daß Sie gar so gütig sein wollen, unser Familienfest als solches mit Ihrer Gegenwart zu beehren, da wird dieser verlegene Blick, der Ihnen Alles, wie Sie sagen,

verrathen hat, sich alsbald erheitern, und Ihnen beweisen, welche innige Freude Ihre Theilnahme auch meinem Weibe gewähre."

Und so war es auch. Als nach einer kleinen Weile die treffliche Hausfrau zurückkam, um mich auf Mittag zu Gaste zu bitten, konnte ich nicht umhin, ihre mehr höfliche als herzliche Einladung mit der Bitte zu erwidern: sie möchte mich nicht sowol als Gast betrachten, als vielmehr einen aufrichtigen Verehrer ihres Hauses und ihrer Familie in mir erblicken, der sich glücklich schätze, den heutigen schönen Festtag mitfeiern zu dürfen. — Da fiel ihr augenscheinlich eine Last vom Herzen und mit den Worten: „Hast du das Plaudern nicht lassen können?" drückte sie ihrem Gatten die Hand und verbarg nur mit Mühe die Thränen der Rührung, die sich ihr ins Auge drängten. Nun sah ich es ihr eben so deutlich an, daß ihr meine Gegenwart Freude machte, als vorher, daß sie ihr störend war. Es mag wol auch meinem Herzen, welches einzig und allein auf die Freuden der Natur und der Gemüthswelt beschränkt ist, nichts schwerer fallen, als sich durch die kalte, theilnahmslose Miene eines Fremden um die schöne Freudenausbeute eines im Jahre nur einmal wiederkehrenden Festtages betrogen zu sehen, welchem man so lange schon in süßer Hoffnung entgegenlebte. Wie froh war ich daher, daß mich mein Blick, der vielleicht in Herzen schärfer und richtiger liest als in Büchern, auch diesmal nicht irre führte.

Der Nebel hatte sich indeß vollkommen zu Thale gesenkt und der heiterste Herbsttag lächelte aus blauem wolkenlosen Himmel auf uns hernieder. Ein helltönendes Glöcklein überraschte mich jetzt durch seinen weithin schallenden, allseits zurückhallenden Silberklang. Es war das Zeichen zur Messe. Eine einfache Bretterhütte mit wenigen Stühlen stellt hier das Gotteshaus vor. So klein diese Bergkolonie ist, so bleibt doch immer ein großer Theil der herumwandelnden Arbeiter und Holzknechte auf die Halle

angewiesen, die Gott für Fromme und Böse wölbt und die er bei Tage mit seiner Sonne beleuchtet und bei Nacht mit seinem Monde. Mit wenigen Anderen, denen die Aufsicht über den untergeordneten Troß anvertraut schien, besetzten wir die Stühle des Kirchleins, dessen Hauptwand ein kleiner, mit einem schön gemalten Madonnenbilde geschmückter Altar einnimmt. Der Priester, welchem, wie ich hörte, an Sonntagen, wenn das Wetter nicht allzu stürmisch ist, bis in sein Pfarrdorf ein Saumpferd entgegengesendet wird, braucht drei gemessene Stunden bis auf die Höhe, wo er den Gläubigen die Messe liest und das Wort des Herrn verkündet. Ein einfaches Lied von dem Lehrer, der die Kinder der kleinen Gemeinde unterrichtet, auf einer Stubenorgel begleitet, klang weit in die feiernde Bergwelt hinaus.

Nach der Messe forderte mich der Director auf, die Fabriksgebäude zu besuchen. Wiewol eben nicht gearbeitet wurde, so erhielt ich doch einen ziemlich lebhaften Begriff von dem ganzen Verfahren. Er führte mich zuerst in den Kiespocher, wo der Kies, nachdem er ausgeglüht und geschränkt (im Wasser mürbe gemacht) worden, zermahlen wird, um dann in der Zurichtkammer mit den nöthigen Beigaben vermengt zu werden. Dann gingen wir in die eigentliche Glashütte mit ihren fünf Oefen; dem Bratofen wo das vorgerichtete Holz getrocknet wird; dem Damperofen, wo die thönernen Schmelztiegel (Häfen) ausgeglüht (gedampert) werden; dem Schmelzofen, wo das Gemenge in den Häfen eingesetzt ist; dem Kühlofen, wo das angefertigte Glas gleichsam auszeitiget; und dem Streckofen, wo man Fenstertafeln biegelt. Ein Glasmachergeselle, mit seinen beiden Eintragbuben, fuhr, um mir einen näheren Begriff von seiner mühevollen, schweißkostenden Arbeit beizubringen, mit seiner Pfeife in das Gemenge, wiewol es noch nicht lauter war, faßte mit dem glühenden Kölbchen, das sich am Ende bildete, so viel Materie

auf, als zu einem Trinkglase nöthig ist; blies sie breit, und stellte sie dann in den wolgenäßten hölzernen Model, daß die Funken wegstoben. In wenigen Secunden wanderte das fertige Glas in den Kühlofen. In der Einbindkammer waren einige Dirnen damit beschäftiget, Glaswaaren mit gewandten Händen in Stroh einzuflechten. Zum Schlusse besichtigten wir noch die Schleifmühle auf vier Zeug (Werkstätten) und brachten so den Rest des Vormittags angenehm hin.

Das Mittagsmahl war im geräumigen Mittelzimmer des Herrnhauses hergerichtet. Man wollte mir den Vorsitz einräumen, welchen ich jedoch an den würdigen, schon ziemlich betagten Priester abtrat, der das Meßopfer verrichtet hatte. Es war wieder eine Tafel aus der guten alten Zeit, eine Tafel, hinter welcher alle Diners und Soupers, wo man mit eng zugeknöpften Staatsröcken, oder mit zierlichen Ballhandschuhen sitzt und Schaugerichte zählt und Bordeaux nippt und dann hungrig, durstig und geistesleer aufsteht, um dem nächsten Restaurateur zuzueilen, weit, weit zurückstehen. Zwar prangten an den Wänden keine riesigen Pfeilerspiegel, um den wichtigen Act des Essens in zwanzig Strahlenbrechungen wiederzugeben, aber durch die kleinen Stubenfensterchen sah der Blick über thürmende Berggipfel hinweg bis auf die ferne duftige Ebene, an deren Saume, wie ein weißes Pünktchen, das Bergschloß der Hauptstadt schimmert; zwar tönte, das muntere Gespräch überlärmend, kein Meyerbeer'scher Höllenmarsch von schmetternden Trompeten und schrillenden Hoboen herabgetobt, dafür aber erdröhnten plötzlich lustige Böllerschüsse vom Gärtchen herauf und weckten den Widerhall in wechselnden Abstufungen. Verwundert sahen die beiden Hauptpersonen des Festes einander an und neugierig streckten die Kinder ihre Köpfe. Der Priester lächelte; ich glaubte ihn zu verstehen, ergriff das Glas und brachte seinem Wunsche begegnend, dem würdigen Ehepaar ein herzliches

Lebehoch aus. Die Böller donnerten munter fort. Jetzt, als sie schwiegen, erklang vor dem Thore des Hauses ein fröhlicher Alpenchor, nach dessen erster Strophe die Thüre aufging und von jeder Klasse der Fabriksarbeiter ein Abgesandter eintrat. Der Wortführer sprach im Namen Aller einen ländlichen Glückwunsch aus und überreichte auf einer Tasse dem Hausherrn, der Hausfrau und jedem der Kinder ein Glas mit dem eingeschliffenen Namenszuge des Beschenkten, der Jahrzahl und dem Monatstage und mit nett eingeschmolzenen Verzierungen im Eise des Bodens. Ungekünstelte Rührung und warmer Dank belohnte die redlichen Leute für ihre zarte Aufmerksamkeit. Diese wolgemeinte Ueberraschung war das Werk des Priesters, welcher das Festpaar vor fünfzehn Jahren in seinem damaligen Aufenthaltsorte getraut hatte, und vor einigen Monden, in Folge einer Beförderung, hier mit ihm zufällig wieder zusammengekommen war. Er machte die Arbeiter, die ihrem Director herzlich zugethan waren und lange schon eine Gelegenheit suchten, ihm ihre Achtung zu bezeigen, auf diesen Tag aufmerksam, welcher ihm besonderer Umstände wegen, fest im Gedächtnisse geblieben war.

Für den Nachmittag wurde ein Spaziergang vorgeschlagen. Das Kirchlein, welches eine halbe Stunde von der Fabrik aufwärts auf dem höchsten Punkt des Bergrückens steht, sollte das Ziel sein. Man versprach mir dort eine herrliche, über die Marken dreier Länder hineinreichende Fernsicht. Auch blieb dann noch Zeit genug, mit dem Priester den Rückweg zu seinem Pfarrdorfe anzutreten und dort zu übernachten und am nächsten Morgen meine Wanderung weiter fortzusetzen.

Ich ging mit dem Director voraus; die Frau sollte in Gesellschaft des Priesters nachfolgen. Das halbe Stündchen, welches

ich da im Gespräche mit meinem treuherzigen Wirthe zubrachte, zähle ich zu den genußreichsten Augenblicken auf meiner Fußreise. Ich konnte es wahrlich nicht über mich gewinnen, mir einige Fragen zu versagen, welche mir über das Leben und Treiben einer Familie Aufschluß geben konnten, deren idyllisches Stillleben meine Theilnahme in so hohem Grade erweckt hatte. Der Director begegnete meinen Wünschen und Anspielungen auf das offenste. Ich äußerte mich, für welch' ein unschätzbares Glück ich es erachte, solch' einen glücklichen Hausstand zu begründen; wie Wenigen das hienieden gegönnt sei und wie das oft nicht so einzig von dem Charakter der Personen, die sich zusammenfinden, als vielmehr von vorbereitenden und nachwirkenden Umständen abhange, die man in einer Lebensepoche, wo man sich selbst zum Mittelpunkte seiner Welt hinstellt, weniger beachtet als sie es verdienen. Ueber diese meine Aeußerung stutzte mein Wirth und lächelte, als ob er nicht damit einverstanden wäre. Als ich ihn fragte, ob ich nicht recht habe und ob man bei der Wahl einer Lebensgefährtin nicht eben so abhängig, als von ihr und von sich selbst, auch von den Verhältnissen, von der Umgebung, von den Beispielen und Eindrücken sei, die sich ihr darstellen? — da schüttelte er den Kopf nnd meinte: das Alles sei wol höchst wichtig, entscheiden aber könne doch nur der eigene Gehalt und die innere Selbstkraft. — „Ich kann gewiß," fuhr er fort, „mich rühmen, durch Gottes gnädigen Beistand in meiner Ehe recht glücklich geworden zu sein und doch, wenn ich Ihnen sagte, unter welchen Vorzeichen und Umständen ich sie geschlossen habe, so würden Sie sehen, wie ungünstig diese waren und wie wenig sie doch auf unser Glück nachwirkten. Ich will diese Erfahrung zwar nicht als Anlaß betrachtet wissen, jedesmal über Aehnliches hinauszugehen, aber nur beweisen könnte ich damit, daß es, wenn man seiner selbst gewiß und versichert ist, auch bei den abschreckendsten Verhältnissen

möglich sei, glücklich zu werden, wenigstens so glücklich, als ich es geworden zu sein meinem lieben Herrgott danke!"

Ich bat ihn zu erzählen; er versicherte mir, daß es ihm schwer ankäme, indem es Wunden aufrisse, welche zu heilen ihn viel Mühe kostete. Um mir aber einen Beweis seiner Achtung zu geben, entschloß er sich doch.

„Meine liebe Hausfrau", begann er, „ist die einzige Tochter eines seit zwölf Jahren schon verstorbenen Handwerksmannes. Ihr Vater — Gott wolle ihn trösten! — war ein wüster, leidenschaftlicher Mann. Schon in seiner Jugend hatte er, wie er mir selbst noch gestand, manchen tollen Streich ausgeführt und ward deshalb von seinen tiefgebeugten Eltern statt zu den Studien, für die er wol Anlage aber keinen Eifer zeigte, zu einem Handwerke bestimmt worden. Nach vollendeter Lehrzeit trat er bei einem Meister in Arbeit, welcher ihn wie seinen eigenen Sohn hielt, ihn durch Rath, That, Warnung und Nachsicht unterstützte und ihn sogar zum Ankaufe eines eigenen Gewerbes behilflich war. Der Meister hatte eine Tochter, ein hübsches feuriges Kind, die Mutter meines Weibes. Das Mädchen stach dem jungen angehenden Meister, der inzwischen seinem Dienstherrn zu mancher Klage Anlaß gab, gewaltig in die Augen. Er trieb es, was man so sagt, närrisch um sie. Er tobte, raste, liebelte, eiferte und alles ohne Grund. Statt den geraden Weg zu gehen, auf welchem er bei ernstlicher Besserung seines Lebenswandels gewiß auch zum Ziele gekommen wäre, wählte er Schleichwege, versuchte Heimlichkeiten, hinterging seinen Wolthäter, brachte das Mädchen um Ruhe und Unschuld, quälte und verdarb es und vergaß sich zuletzt so weit, daß er, als die Beweise seines garstigen Undankes unwiderlegbar wurden, rund herausgesagt, mit dem Mädel davonlief, um sich heimlich mit ihr trauen zu lassen. Nun hatte er sie, nun war sie sein, sie, um deretwillen er getobt, gerast, Dank, Pflicht und Rechtlichkeit

und Alles vergessen hatte; nun hatte er sie, und begann mit ihr sein Haus einzurichten, das ihm durch seines hintergangenen Wolthäters Fürsorge bereitet worden war.

Aber der Fluch betrogener Eltern zog mit ihm in das Haus ein und ließ keinen Segen aufkommen. Zwar versuchte die Tochter, nachdem sie meine nunmehrige Frau zur Welt gebracht, und mit jeder Stunde, wo sie das Kind an die Brust legte, lebhafter ahnte, wie tief ein ungerathenes Kind kränken müsse, eine Versöhnung zu bewerkstelligen; aber umsonst. Die redlichen Bürgersleute konnten die Schande nicht ertragen, verkauften ihre Wirthschaft, übersiedelten und ließen bis zu ihrem Tode nichts mehr von sich hören. Die Ehe meiner Schwiegereltern war, wie sich voraussehen ließ, eine höchst unglückliche, denn es fehlte an ihnen selbst. Unrecht und Undank hatten den Bund besiegelt. Zwist und Unzufriedenheit waren das tägliche Lied, mit welchem mein jetziges Weib eingesungen wurde. Der Zwist artete in Zank, der Unfriede in Unzufriedenheit aus, und bald vollendete Reue, Vorwurf, Rathlosigkeit und Ueberdruß das Heer der Unholde, das vor der Thür solch' eines segenloses Hauses sitzt und lauert, um sich in seinen öden Wänden einzubürgern.

In solcher Umgebung wuchs meine Marie bis zu einem Alter von sechzehn Jahren unter Noth und Jammer heran. Oft ging sie mit verweinten Augen und wund gerungenen Händen zu Bette; oft wurde sie durch lauten tobenden Hader aus ihrem kurzen, von bösen Träumen des Erlebten, unterbrochenen Schlummer geweckt. Die Stunden, die sie als Mädchen in der Armenschule, als Jungfrau in dem Hause zubrachte, wo sie in Zimmer und Küche aushalf, waren ihre ruhigsten. Gern wäre sie als Magd in fremde Dienste getreten, aber das ließ ihr ungestümer, bettelstolzer Vater nicht zu, der trotz des zerrütteten Hausstandes, sich es nicht wollte nachsagen lassen, daß seine einzige Tochter um

Lohn dienen müsse. Sie war es auch allein, die ihn noch manches Mal besänftigen konnte, sie allein kochte ihm recht, richtete ihm das Bett nach Wunsch, besorgte ihm Wäsche und Kleidung zur Zufriedenheit; was sein Weib that, fand nur Tadel und rohe Mißbilligung. So stand es, als mich der Zufall ins Haus führte. Eine Arbeit, die ich den Händen des saumseligen, aber nicht ungeschickten Mannes anzuvertrauen hatte, brachte mich mit ihm und den Seinigen in Berührung.

Gleich bei meinem ersten Eintritte fiel mir Marie auf, deren Nettigkeit und Reinheit gegen die rings ersichtliche Zerrüttung und gegen das abstoßende barsche Benehmen der Eltern auffallend abstach. Des Meisters Gewohnheit, seine Kunden erst nach zehn und zwanzig vergeblichen Gängen zu befriedigen, führte mich in kurzer Zeit mehrmals in seine Werkstätte zurück. Mehr als einmal war ich Zeuge der Rauhheit und Härte mit der er sein Weib anfuhr, und konnte mir die gleichgiltige Fühllosigkeit, mit welcher sie's hinnahm, nur als den höchsten Grad jener Stumpfheit erklären, in die uns am Ende auch das Bitterste einwiegt, wenn wir's täglich erfahren.

Marie interessirte mich. In diesem modrigen, zerfallenen Rahmen nahm sich ihr liebes, makelloses Bild nur um so rührender aus. Ich hatte nicht viel Mühe, sie auch allein zu treffen. Ihre Mutter ging ihren Geschäften nach; ihr Vater lag in Schenken und Herbergen umher. Meine herzliche Theilnahme entging ihr nicht; sie erwiderte sie mit einer aufrichtigen, jedoch ihre armen Eltern möglichst schonenden Schilderung ihrer traurigen Lage. Ich machte mir, um mich vollkommen zu überzeugen, öfters im Hause zu thun; denn schon in der ersten Zeit hatte ich den Gedanken gefaßt, mich um Marien zu bewerben. Meine Absicht war mir klar; es handelte sich nur darum, zu ergründen, ob Mariens Charakter rein geblieben und ob er so beschaffen sei,

daß man auch von ihr Klarheit und Festigkeit erwarten könne. Ich dachte mir, wenn wir Beide, die wir einmal miteinander zu leben hätten, wüßten wie wir's mit einander hielten, das Uebrige ließe sich schon abschütteln, und — wie der Chemiker sagt — präcipitiren. Es stände übel um das moralische Gleichgewicht in der Welt, dachte ich mir, wenn ein Herz blos deswegen, weil es das unselige Glück hatte, sich unter den ungünstigsten Verhältnissen günstig zu entwickeln, die Schuld seiner Umgebung entgelten müßte. Von Mariens Werth überzeugte mich jeder Tag mehr; jeder Tag aber auch mehr von der unglaublichen Gesunkenheit ihrer Eltern. Als sie zu bemerken glaubten, was mich ins Haus führe, thaten sie sich nicht den geringsten Zwang mehr an. Manche empörende Scene, deren Zeuge ich wurde, erinnerte mich lebhaft an ein altes Volkslied, welches anfängt:

„Als noch mein Weib ein Mädel war,
Und ich den Hof ihr machte,
Und von der Zehe bis zum Haar
An nichts als Liebe dachte;
Da kam ich oft zur bösen Zeit
In ihrer Eltern Kammer;
Denn bei der Mutter gab es Streit,
Und bei dem Vater — Jammer!"

Als meine Freunde und Bekannten hörten, was für Absichten ich habe, fielen sie ungestüm über mich her und bestürmten mich mit Vorstellungen, Warnungen, Beispielen und Prophezeihungen, schalten mich verrückt und entwarfen mir Schreckensbilder von meiner Zukunft. — „Wie kannst du ein Mädchen aus einem solchen Hause heiraten wollen? Was kann sie gelernt haben als Rohheit und Ungebührlichkeit? Was kannst du von ihr erwarten, wenn sie solche Muster vor sich hatte? Hat sie das Alles nicht schon in der Muttermilch mit eingesogen?" Ich zuckte

die Achsel und erwiderte nichts weiter, als: Ihr mögt in der Regel recht haben, aber ich kenne meine Marie und mich! — Endlich stand mein Entschluß fest, und da ich keinen Grund hatte, eine abschlägige Antwort fürchten zu müssen, so beschloß ich, förmlich um Mariens Hand zu werben; ich wählte dazu den nächsten Sonntag.

Als ich zur Thüre eintrat, in der That, da gab's einen abschreckenden Empfang. Marie saß weinend in der Ecke der Stube zusammengekauert; ihr Vater hatte eben die Faust in wildem Grimm erhoben, um sein Weib, welches, mit den blutigen Spuren der gemeinsten Rohheit bezeichnet, am Boden kniete, noch empfindlicher zu mißhandeln. Ich fiel ihm entschlossen und kräftig in den Arm und verwies ihm sein Benehmen mit so männlichem Ernste, daß er eingeschüchtert die erhobene Hand sinken ließ und, so viel es ihm der Zustand halber Trunkenheit gestattete, einen ruhigeren Ton anstimmte. Ohne mich weiter in eine lange Vorrede einzulassen, eröffnete ich ihm den Zweck meines Besuches. Die Mutter gab mit freundlichem Lächeln ihre Zustimmung, der Vater rief mit widerlichem Grinsen: „Meinetwegen, nehmen Sie das Mädel, sonst blieb' es ohnehin sitzen! und wenn Sie's mit ihr so gut treffen, als ich mit meinem Hausdrachen, um den ich Narr mir einst die Füße wund gelaufen habe, so gratulir' ich Ihnen!" Mit diesem Segensspruche taumelte der Vater zur Thüre hinaus.

„Daß dich lieber der Geier geholt hätte!" schrie ihm das Weib nach, „so säß' ich jetzt nicht in Jammer und Elend. Wenn's einst mein Mädel ihrem Manne so macht, wie du mir, so ist's nur eine Wiedervergeltung!" Mit diesem Segensspruche entfernte sich die Mutter. — Meine Marie sank mir weinend um den Hals, wie eine Gerettete um den Hals ihres Retters.

Ich hatte meine Anstellung als Unteramtmann auf einer Herrschaft im Nachbarkreise in der Tasche. Acht Tage nach dieser unheilkündenden Brautwerbung legte der würdige Priester, der heute unser Gast war, unsere Hände vor dem Altar in einander. Er that's, wie er mir nachher gestand, nicht ohne Zittern, denn er wußte, was vorhergegangen war. Die ersten Jahre hindurch lebten wir schmal; dessen ungeachtet erübrigte ich so viel, um meine Schwiegermutter, deren Gatte indeß an den Folgen seiner Trunkenheit starb, in ihren letzten Lebenstagen unterstützen zu können. Vor sieben Jahren verschafften mir meine Kenntnisse in der Chemie und dem Rechnungsfache die Stelle, die ich jetzt bekleide. Gott hat mich nie und nirgend verlassen, — das sehen Sie! Ich hoffe, daß er es auch in Zukunft nicht thun wird. Sie werden mir nun, glaub' ich, nicht Unrecht geben, wenn ich behaupte, daß es, um in der Ehe glücklich zu leben, hauptsächlich darauf ankommt, daß Braut und Bräutigam wissen, was sie wollen, — und für alles Andere von Gott Besserung hoffen.

Er hatte geendet, und trocknete sich eine Thräne, wie man sie jetzt leider nicht oft weinen sieht, eine Thräne des freudigsten Bewußtseins ehelichen Glückes.

„Bei Gott", rief ich, ihm die Hand schüttelnd, „wackerer Mann, wenn ich nicht schon gewählt, und das brave Weib, an dessen Seite ich Sie nun als Glücksbruder grüßen kann, unter günstigeren Sternen heimgeführt hätte, — ich würde mich von heute an auch nicht durch die ungünstigsten haben abschrecken lassen. Jetzt weiß ich erst die Wahrheit der beiden Zeilen zu schätzen, mit welchen ich einmal ein Briefchen an meine Braut schloß:

„Wir zwei sind uns sicher, wir zwei sind uns klar,
Und so hat es weiter wol keine Gefahr!"

Jetzt hörten wir die Kinder von weitem „hupen", wie man's im Gebirge nennt. Wir ſtanden vor dem Kirchlein, zu welchem uns die Uebrigen auf einem kürzeren Waldſteige ſchon voraus geeilt waren, und genoſſen in Eintracht und Herzlichkeit der entzückenden Ausſicht.

Mit ſchwerem Herzen nahm ich von dem Kreiſe dieſer guten, glücklichen Menſchen — Abſchied, — um ſie vielleicht nie wieder zu ſehen. Aber unvergeßlich, als ein lichter Punkt in meinem Leben, bleibt mir — der Tag auf der Glashütte.

Stumme Rache.

Wol mag das Herz im Busen grollend bangen,
Erblickt es Ehr' und Glauben in Gefahr!
Und doch! — der Rach' ihr Opfer einzufangen,
Ein undankbarer, blut'ger Dienst fürwahr!

„Du haſt etwas auf dem Herzen, Pietro, ich ſehe dir's an!" — ſprach der Marcheſe Luigi zu ſeinem alten Diener, den er als Erbſtück von ſeinem Vater übernommen hatte. — „Du ſchleichſt mir ſo verdächtig im Hauſe herum, würgſt immer an den Worten und verziehſt die Mienen, als ob dir ein Bein im Halſe ſtecken geblieben wäre. Ich mag das nicht leiden, alter Murrkopf! Wenn du ein Anliegen haſt, — heraus damit! Den Kopf wird's nicht gelten, weder deinen, noch meinen! Ich habe ſchon manches Unangenehme im Leben erfahren; das wird ſich wol auch noch ertragen laſſen!"

„Nun denn in Gottes Namen, Signor," — begann der alte Diener, ſichtbar im Kampfe mit ſeinem Innern — „weil's ſein muß! — Signor es wird unerwartet kommen, aber leider! iſt es ſo."

„Nun, mach' kurz!"

„Ich kann's nicht ſagen, Signor," — ſtotterte Pietro nach einer langen Pauſe — „ich will noch einmal abwarten; — ich könnte mich doch irren!"

„Nun ſo ſchweig, alter Rabe und krächze mir nicht tolles Zeug vor, das keinen Sinn hat!"

„Ach — keinen Sinn!" — brummte Pietro in den Bart, rieb ſich die Stirn, und entfernte ſich kopfſchüttelnd.

„Was er nur haben mag?" ſprach der Marcheſe zu ſich ſelbſt. — „Ei, vielleicht weiß er's ſelbſt nicht. Solchen alten

Träumern fährt oft allerlei durch den Kopf und am Ende steckt nichts dahinter. Er war von jeher solch' ein Zweifelskrämer!"

Aber verhehlen konnte sich's der Marchese doch nicht, daß ihn Pietro's Kopfschütteln beunruhigte. Der alte Diener war seinem Hause von jeher treu und anhänglich; er nahm an Allem innigen Antheil und würde, um die Ehre und das Glück der Familie zu retten, willig seinen grauen Kopf hergegeben haben. Wenn so ein biederer, schlichter Alter etwas auf dem Herzen hat, so bedeutet es zuletzt doch mehr als man wähnt. Der Herr des Hauses übersieht Manches, was den aufmerksamen Hütern der Schwelle nicht entgeht, und eine wolgemeinte Warnung verdient immer Dank, selbst wenn sie aus übertriebener Vorsicht entsprang. Der Marchese bereute daher fast, seinen Diener so kurz abgefertigt zu haben und erwartete den Augenblick, wo dieser wieder darauf anspielen würde, mit dem festen Entschlusse, sich gutwillig und genau unterrichten zu lassen.

Aber Pietro ließ sich nichts weiter abmerken und selbst darauf hindeuten wollte der Marchese nicht. Es blieb also durch einige Monate beim Alten.

Inzwischen kam die Zeit heran, wo sich der Marchese mit seiner Gemahlin, der reizenden Signora Giulietta, auf seine Villa zu begeben pflegte. Pietro wurde jedesmal mitgenommen, denn der Marchese war von Jugend auf an ihn gewöhnt. Hier wurde fast die ganze Zeit mit Lustfahrten, Spaziergängen und anderen ländlichen Unterhaltungen recht angenehm hingebracht. Auch fehlte es nicht an Besuchen aus der Stadt, und oft war die schöne, herrliche Villa wochenlang von lebensfröhlichen Gästen bevölkert, zu deren Vergnügen der gastfreundliche Marchese und seine gebildete, überaus liebenswürdige Gemahlin ihr Möglichstes beitrugen. Eine besondere Vorliebe hatte der Marchese für die Jagd. Fast wöchentlich einmal wurde eine Belustigung dieser

Art veranstaltet. Er begnügte sich dabei nicht, die nächste Umgebung der Villa zu durchstreifen sondern, da er fast das Jagdrecht im ganzen Bezirke pachtweise an sich gebracht hatte, so blieb er oft einige Tage aus und trieb sich wolgemuth und harmlos im Gebirge umher.

Dem alten Pietro schienen diese Streifzüge ein Dorn im Auge. Mehr als einmal äußerte er sich gegen den Marchese darüber, daß es ihm unbegreiflich scheine, wie man sich abmühen und abquälen möge, um ein paar armen Hirschen oder Rehen den Garaus zu machen; wie man ein Vergnügen daran finde, durch Dick und Dünn zu brechen wie ein Wegelagerer; sich den köstlichen Schlaf abzusparen, Durst und Hunger zu leiden und wol auch mancher Gefahr sich preis zu stellen, und das Alles, um einige Thiere zu tödten, die uns nichts gethan haben und die wir nicht einmal auf unserer Tafel benöthigen. Er kramte alle Gründe aus, welche Jagdfeinde vorbringen, um die Weidmannslust in ein übles Licht zu setzen und gerieth beinahe in Eifer, wenn der Marchese darüber lächelte, oder ihn scherzweise einlud, es selbst zu versuchen, ob die dumpfen Mauern des Schlosses gegen die frischgrünen, duftigen Wände des Hochwaldes nicht zurückständen.

„Jeder nach seinem Behagen!“ — sprach er. — „Ich, meines Theiles, bliebe lieber in meiner Villa; lustwandelte in meinem Garten, unterhielte mich mit meinen Freunden, und suchte nicht auswärts, was ich zu Hause besser habe; zumal wenn ich zu Hause eine so liebenswürdige, junge Gesellschafterin hätte, als unsere Signora Giulietta!“

Wiewol Pietro mit seinen jagdfeindlichen Ansichten nie durchdrang, so unterließ er es, wenn wieder eine Jagd angesagt wurde, doch niemals sie wieder vorzubringen; so daß es zuletzt dem Marchese auffiel, und er zu vermuthen begann, daß diese Abneigung noch einen andern Grund habe.

„Du kommst mir mit deinem Widerwillen gegen das Weidwerk gerade so vor, wie mit deinem Geheimnisse, das du mir noch immer schuldig bist!“ — begann einmal der Marchese, als Pietro die Weisung, daß in zwei Tagen Jagd sei, kopfschüttelnd mit dem ärgerlichen Beisatze, erwiderte:

„Schon wieder eine so garstige Jagd! Die Jagden, die Jagden! —“

„Dreht sich etwa dein Geheimniß auch um die Jagd?“ — fuhr der Marchese fort.

„Es geht auf eins hinaus!“

„Und darf man das Eine, worauf Jagd und Geheimniß hinausgehen, nicht wissen?“

„Wollte Gott, Signor, Ihr erführet es nie! Und doch sollt Ihr es erfahren! Wenn's nur lieber ein Anderer Euch sagte! Ich hätte schon lange gern gesprochen, — aber ich mag in meinen alten Tagen nicht brotlos werden!“

„Ist's von so arger Art?“

„Von der ärgsten Art!“

„Und warum solltest denn du brotlos werden? Wirst doch du dir nichts haben zu Schulden kommen lassen?“

„Das gewiß nicht! Gott weiß, wie gut ich's mit Euch, Signor, und mit Eurem Hause von jeher gemeint habe! Habt Ihr aber nie gehört, daß ein Bote die üble Nachricht, die er, ohne darum zu wissen, überbracht hat, entgelten mußte?“

„Also willst du mir etwas Uebels sagen?“

„Ich will nicht, aber ich muß!“

„Nun so rede! Wiewol ich nicht ahne, was es sein soll, so bin ich doch auf Alles gefaßt! Mithin sprich frei heraus, was dir auf dem Herzen liegt! Ich weiß die Aufrichtigkeit eines alten Dieners zu schätzen!“

Pietro war in sichtbarer Verlegenheit. Die Schweißtropfen der Angst standen ihm auf der Stirne; scheu, als ob er fürchtete, belauscht zu sein, blickte er umher; hob mehrmals an, und verlor das Wort wieder, und brach endlich mit den Worten: „Ich kann nicht!“ in Thränen aus.

„Jetzt befehle ich dir, zu sprechen!“ — sprach der Marchese, der nun selbst Arges zu ahnen begann. — „Was es auch sein mag; deine Zukunft bleibt gesichert; sprich ohne Scheu!“

„Nun denn, in Gottes Namen!“ — flüsterte Pietro besorgt umherschielend. — „Rund herausgesagt: Signora Giulietta hintergeht Euch!“

„Du lügst!“ fiel ihm der Marchese Luigi aufbrausend ins Wort. Eine lange Pause folgte.

„Wie kannst du dich unterfangen“, — fuhr der Marchese, gefaßter und ruhiger, fort — „meiner trefflichen Gemahlin so Schändliches zuzumuthen?“

„Wollte Gott, es wäre nicht mehr als Vermuthung, Signor! Aber ich hörte — ich sah!“

„Du hörtest nichts! sahest nichts! Du bist ein halb tauber, halb blinder Thor!“

„Seht, Signor, sagt' ich's nicht, der Bote muß oft die Nachricht entgelten!“

„Was hörtest du? was sahest du?“

„Graf Forli —“

„Ist mein Freund!“

„Um Eurer Gattin willen!“

„Leider ist er jetzt so selten zu sehen!“

„Weil Ihr, Signor, Eure Augen für die unselige Jagd braucht. Da könnt Ihr nicht sehen, wer indessen in der Villa aus- und einreitet. So oft Ihr auf die Jagd geht, geht Forli auch auf die Jagd!“

„Alter, du bist keck! Weißt du, daß du die Ehre meines Hauses antastest?"

„Ich? Signor! — Ich will's nur nicht leiden, daß es ein Anderer thut. Aber leider ist es so. Kaum kehrt Ihr der Villa den Rücken, so reitet Graf Forli zum Hinterthore herein und verläßt unsere Signora nicht eher, als bis das Hifthorn von den nahen Bergen tönend, Eure Rückkehr verkündigt. Was da getändelt und gescherzt wird, — Signor, ich hab's belauscht, gehört, gesehen! Aber ich mag Eure Leidenschaft nicht reizen. Ich will Euch nur warnen, eh' es zu spät ist; eh' Ihr den Flecken nicht mehr von Eurem Namen waschen könnt!"

Der Marchese stand geisterblaß; das Blut war aus seinen Wangen und Lippen gewichen; seine Wimpern zuckten krampfhaft. Seine Hände ballten sich unwillkürlich; seine Knie wankten. Dennoch wußte er seine Fassung zu behaupten, und begann nach einer Pause, mit erheuchelter Ruhe:

„Pietro, ich danke dir für deinen guten Willen, sollt' ich gleich über deine Voreiligkeit zürnen. Du weißt nicht, welchen Brand du bei einem Leichtgläubigeren hättest schüren können. Zum Glücke weiß ich, was ich will. Die Ehre meines Hauses geht mir über Alles, merke dir das! — Meine Giulietta ist mir treu. Wenn Forli sie besucht, so thut er's mit meinem Wissen. Du aber wage es nicht mehr vorlaut und unbesonnen Dinge zu behaupten, welche du nie wirst beweisen können! Geh' und sei ein anderes Mal vorsichtiger!"

Pietro wußte nicht, was er denken sollte. Hatte er früher geträumt, oder träumte er jetzt? — Bittere Thränen vergoß er über die Verblendung des Marchese, welcher für seinen, wie es schien, felsenfesten Glauben auf die Treue seiner Gemahlin, so schlecht belohnt wurde. Tief kränkte es ihn, sich so schnöde abgewiesen zu sehen. Die Ehre des Hauses, dem er diente, ging

ihm über Alles; der Marcheſe ſelbſt konnte dafür nicht ernſtlicher bedacht ſein, und nun wurde eine Entdeckung, die ihm manche ſchlafloſe Nacht gekoſtet, zu der er ſich erſt nach ſo ſchwerem Kampfe mit ſich ſelbſt entſchloſſen hatte, ſo übel, ja, was ihn noch mehr verdroß, ſo leicht aufgenommen, als ob es einen Spaß gälte.

„Aber vielleicht" — ſprach er zu ſich ſelbſt — „iſt es dem Marcheſe mit ſeiner Gleichgiltigkeit nicht ernſt! Erſchüttert war er, tief erſchüttert; auf ſeinem Geſichte malte ſich mehr, als Unwillen gegen meine Vermuthung! Er will vielleicht nur nicht glauben bis er Ueberzeugung hat und handeln kann! Wolan! Iſt's auch ein undankbares Geſchäft, der Rache und Vergeltung das Thor zu öffnen, ſo will ich's doch thun. Für einen Verleumder ſoll der alte Pietro nicht gelten!"

Der Marcheſe fand keine Ruhe. Pietro's Entdeckung hatte ihm nun beſtätigt, was er lange ſchon ahnte. Raſch entſchieden, hatte er ſeinen Entſchluß bald gefaßt. So leidenſchaftlich er ſeine Gemahlin bisher geliebt, ſo ſchnell war dieſe Liebe wie durch einen Zauberſchlag gebannt. Nur Gewißheit wollte er haben, um dann männlich ſich zu rächen. Seine Gemahlin aufzugeben, wenn er von ihrer Untreue überzeugt wäre, ſtand unwiderruflich feſt in ihm. Aber ſeines Hauſes Ehre ſollte darunter nicht leiden. Niemand, ſelbſt nicht Pietro, ſollte ſagen können: „Marcheſe Luigi hat ein treuloſes Weib; er iſt betrogen worden und hätte, ohne ſeines Dieners Wachſamkeit, nichts davon gemerkt!" Die ſchreckliche Kataſtrophe, wenn ſie ſchon nicht zu vermeiden wäre, ſollte auf den unbefleckten Glanz ſeines Hauſes keinen Makel werfen. Ueber dieſem Plane brütete er Tag und

Nacht. In seinem Innern kochte und tobte es, wie in den Eingeweiden eines Vulcans; aber sein Antlitz schien ruhig und ein glücklich erborgtes Lächeln ließ den beißenden Hohn, der sich ihm oft unwillkürlich auf die Lippen drängte, nicht zum Durchbruche kommen.

Aber die Augen schuldbewußter Frauen sehen scharf und richtig. So hatte auch Giulietta längst bemerkt, daß mit ihrem Gemahl eine Veränderung vorgegangen war. Fein und listig glitt sie über diese Vermuthung weg; begegnete ihm zärtlich wie sonst; berührte alle seine schwachen Seiten und zuckte vorsichtig wieder zurück, wenn sie merkte, daß er von irgend einer zugänglich zu sein aufhörte, um nicht durch auffallende Annäherung sich verdächtig zu machen. Manchmal fiel die Rede auf Forli. Sie blieb Meisterin ihrer Mienen, ihres Erröthens, ihres Athmens. Sie lenkte nie ab, wenn der Marchese von ihm sprach; heuchelte, ohne ungerecht zu sein, die größte Gleichgiltigkeit und benahm sich ohne Zwang, so, daß sie selbst die festeste Ueberzeugung von ihrer Untreue hätte zum zweifeln bringen können.

Es war wieder Jagd angesagt. Tagsvorher suchte Pietro in der größten Unruhe, seinen Herrn überall auf; aber erst Abends konnte er ihn allein finden. Er sprach nichts, sondern übergab ihm nur mit zitternder Hand einen Zettel.

Der Marchese entfaltete ihn. Es war die Hand seiner Gemahlin; keine Aufschrift, keine Unterschrift, kein Siegel; der Inhalt folgender: „Der Marchese argwöhnt, ich möchte sagen: er weiß Alles! Fürchtet aber nichts; er ist in meiner Hand! Klugheit ist nöthig. Morgen ist Jagd. Kommt gewiß, damit wir uns besprechen können. Liebe scheut keine Gefahr!“

Ruhig steckte der Marchese den Zettel zu sich; maß den alten Pietro mit durchdringendem Blicke; legte ihm die Hand auf die Schulter und sprach mit sanfter Stimme: „Alter, was

hat dir mein armes Weib gethan, daß du Complotte gegen sie schmiedest?"

„Ich, Signor? — Um Gottes willen, ich begreife Euch nicht! Ihr seid fürchterlich verblendet oder fürchterlich — verschlossen."

Der Marchese zuckte zusammen; dieser Blick des Alten in sein Herz kam ihm unerwartet. Er faßte sich schnell und fuhr fort: „Gesteh' aufrichtig, du hegst einen geheimen Groll gegen Signora! Aber umsonst! — Giulietta ist treu; ich weiß es, und Niemand wird mich des Gegentheils überführen können! Dieser Zettel ist dein Werk!"

„Wollte Gott, es wäre so! — Ich fand den Zettel. Signora streute ihn am Gartenthore aus, weil sie sich unbelauscht glaubte. Im nahen Gebüsche rauschte es; ich streifte vorüber. Des Grafen Diener lag auf der Lauer. Ist's Euch genug?"

„Genug, Schwachkopf, — um mir nichts zu scheinen! — Morgen ist Jagd, wie gewöhnlich. Du aber merke dir's! — Laß' dieses Zeug. Giulietta ist treu, rein, unschuldig. Luigi ist nicht betrogen; die Ehre unseres Hauses hat Niemand befleckt, und wagt Niemand zu beflecken."

Er winkte dem Diener, abzutreten. Dieser aber hielt sich nicht länger, fiel auf die Knie, ergriff krampfhaft des Marchese Hand, und rief mit Schluchzen und Thränen: „Signor, ich bin ein alter Sünder! ich habe viel, viel auf meinem Gewissen! Der Gerechte fällt siebenmal im Tage! Aber so schlecht, so verworfen bin ich nicht, daß ich zum Verleumder geworden wäre am Hause meines Wolthäters! Nein, Signor, diese Schmach, erlaubt mir, diese kann ich nicht auf mir haften lassen! Was ich sage, ist wahr, leider wahr! Ich habe gehört, gesehen! Wenn's keinen Teufelsspuk gibt, wenn nicht Menschen andere Körper annehmen und zugleich da und dort sein können, so hab' ich mich nicht getäuscht,

so seid Ihr betrogen! — Gewährt mir nur Eines! Schafft Euch Ueberzeugung! — Mein graues Haupt mögt Ihr mir abschlagen, stückweise mögt Ihr mich zerreißen lassen, wenn ich Euch hinführe und sage: Da ist er, da überzeugt Euch, daß ich kein Verleumder bin! — Und Ihr fändet doch, daß ich log! Signor, auf meinen Knien beschwör' ich Euch, thut mir nicht Unrecht! Es drückt mir das Herz ab, wenn ich glauben soll, daß Ihr Euch von mir betrogen wähnt, während ich darauf sterben will, daß Ihr es von Signora, von Euerm Freunde seid! Stellt Euch morgen, als ob Ihr auf die Jagd ginget, kehrt heimlich zurück, harrt des Zeichens das ich Euch gebe, und überzeugt Euch dann, daß es mir nur um Eure Ehre zu thun war, und daß Pietro kein Verleumder ist!"

Der Marcheſe fuhr sich mit der Hand über die Stirne, als ob er sich besänne.

„Wolan", sprach er, „alter Knabe! Weil du nicht nachgibst, dich nicht belehren lassen willst, so geb' ich nach, und will den Schwank mitmachen; meine Giulietta kann ja dabei nur gewinnen! — Ich kehre morgen unvermuthet zurück, erwarte dein Zeichen, lasse mich von dir führen und lenken, wie du willst. Aber das merke dir, wenn ich finde, daß du gelogen hast, daß meine Frau unschuldig ist, — (und ich bin überzeugt, ich werde das finden!) — dann hast du meinem Hause am längsten gedient; dann kannst du in die Dienste eines andern Herrn treten, der deine Wachsamkeit besser zu würdigen weiß! Willst du es auf diese Gefahr wagen?"

„Ja!" rief Pietro nach kurzem Besinnen. — „Es gilt die Ehre des Hauses, dem ich so lange treu gedient habe, — und auch ein treuer Diener hat seine Ehre! Wenn ich Euch, Signor, falsch berichte, so will ich den Rest meiner Tage brotlos, in Jammer und Elend zubringen."

Der Marchese hatte sich mit seinem Jagdrosse kaum hinter dem nächsten Hügel verloren, als wirklich der Graf Forli sich einfand. Vorsichtig schlich er dem Gartenpförtchen zu, welches er bereits geöffnet fand, und klatschte unter dem Fenster der Signora dreimal in die Hände. Ein kleiner Schlüssel flog herab und verschaffte dem Ehrenräuber Eintritt durch die Thüre, welche aus dem Seitenflügel des Schlosses in die Hauptallee des Parkes führte.

Pietro hatte mit Luchsaugen Alles beobachtet. Ungeduld und Unwille verzehrte sein Herz. Mit aufmerksamen Blicken lauerte er, im Gebüsche verborgen, bis er seiner Sache so sicher wäre, daß Niemand mehr der Signora Treulosigkeit läugnen könnte. Nichts entging ihm. Jede Thüre kannte er am Zuklappen; er wußte, was jedes Fensteröffnen, jede Regung eines Vorhanges, jedes Verschieben eines Blumentopfes zu bedeuten habe. Aus Vorsicht beging Signora Giulietta, um jeden Verdacht von sich abzuwälzen, die Unvorsichtigkeit, nie eine Thüre zu verriegeln. Uebrigens machte sie aus des Grafen Besuchen kein Geheimniß, um die Dienerschaft glauben zu machen, daß es keine heimlichen seien, sondern daß ihr Gemahl darum wisse. Daher nahmen die Hausleute auch wenig Rücksichten auf die Besuche. Nur Pietro ließ sich nicht täuschen. Er war ein alter Zeuge der Strenge, mit welcher im Hause des ältern Luigi über Verhältnisse dieser Art geurtheilt wurde; er wußte wie unverletzlich ihm die Ehre war, und wie er Jeden, der sie anzutasten gewagt hätte, fürchterlich bestraft haben würde. Jetzt aber — er konnte sich's nicht verhehlen — leitete auch Rache seine Schritte. Giulietta war Ursache, daß er für einen Verleumder gelten sollte. Das konnte der alte Hitzkopf nicht ertragen. Er mußte sich reinwaschen, und wäre es mit dem Blute seiner treulosen Gebieterin. Leise, als ob seine Schuhe mit Filz besohlt wären, schlich er ins Schloß, um den rechten Augenblick zu erlauschen.

Giulietta empfing den Grafen Forli wie gewöhnlich in einem Gemache im zweiten Stockwerke des westlichen Eckthurmes. Ein Corridor, auf welchem ein kleines Pförtchen die Wendeltreppe verschloß, die in den Garten hinabführte, lief in einen geräumigen, durch eine einzige Thüre zu schließenden Vorsaal aus, aus dem man in jenes Seitengemach gelangen konnte. Ein einziges Fenster erhellte dasselbe. Es gewährte die Aussicht auf das gegenüberliegende Waldgebirge, an dessen Fuße ein wildschäumender Strom vorüberrauschte, der den Thurm mit brausenden Wogen bespülte, und eingezwängt von spitzigen Felsen ungestüm dahinschoß. Hier dünkte sich die Schloßfrau sicher, denn aus demselben konnte sie jeden Menschen bemerken, der aus dem Gebirge, in welches die Jagd sich immer tiefer verlor, herabkam und über die Brücke ging. Von dieser Seite hatte sie daher keine Ueberraschung zu befürchten und Hausleute glaubte sie durch ihr zwanzloses, unverstecktes Betragen für jeden Verdacht unzugänglich gemacht zu haben. Fern über die Berge her schollen die langgedehnten Klänge des Hifthorns, jede Scheu verbannend; dumpf wie lüsternes Girren, brauste der Waldstrom und ein kühles Schmeichellüftchen wehte kosend durch das offene Fenster.

Pietro hatte sich unbemerkt bis zur Pforte jenes Gemaches geschlichen und das Paar belauscht. Seiner Sache gewiß, eilte er nun über den Vorsaal, den Corridor entlang und öffnete das Pförtchen zur Wendeltreppe, auf welcher sich schon, der Verabredung gemäß, der Marchese versteckt hielt. Er war indeß, ohne von irgend Jemand gesehen worden zu sein, zurückgekehrt und durch eben jene Thüre ins Schloß gekommen, welche Forli mit Giulietta's Schlüssel geöffnet und, um sich ungehindert wieder entfernen zu können, offen gelassen hatte. Pietro hatte diesen Weg ihm angedeutet.

Was in des Marchese Seele vorging, läßt sich leicht denken. Sein ganzes Herz — war Rache; sein Entschluß aber, diese Rache so zu nehmen, daß die Ehre seines Hauses selbst vor Pietro's Augen unbefleckt bliebe, stand fest.

„Signor, dort sind sie!“ — flüsterte Pietro, den Marchese mit Zittern am Arme fassend.

„Wenn du lügst“, — erwiderte der Marchese, drohend — „so ist es um deinen Dienst geschehen!“

„Ich kann darauf schwören!“

„Keinen Meineid, denn ich wiederhole dir nochmals: meine Giulietta ist unschuldig, der Graf ist nicht bei ihr! Besinne dich, — noch ist es Zeit, deine Verleumdung zu widerrufen!“

„Ich bin kein Verleumder! Ueberzeugt Euch, Signor! Der Graf ist bei Signora!“

„Wolan! Ich gehe! Schreibe dir die Folgen selbst zu!“ — Mit diesen Worten schloß der Marchese das Pförtchen zur Wendeltreppe ab und zog den Diener zur Thüre, die in den Vorsaal führte.

„Hier bleibst du stehen und hältst Wache!“

„Das will ich gewiß gut!“

„Im Vorsaale ist keine Pforte, durch die er entkommen könnte, — nicht wahr?“

„Keine!“

„Auch im Thurmgemache ist kein Seitenpförtchen?“

„Keines!“

„Ich schließe hinter mir ab; wenn du Wache hältst, kann er unmöglich entrinnen!“

„Unmöglich!“

„Und er ist bei Giulietta sagst du?“

„So wahr ich Pietro heiße, ich sah, ich hörte ihn!“

„Wolan! Ich will dich überzeugen, daß du lügst!“

„Behüt' Euch Gott, daß Ihr den Anblick Eurer Schande gefaßt ertragt!"

Leise trat der Marchese in den Vorsaal und schloß hinter sich ab. Der Alte hielt Wache vor der Thür.

„Nun hat er ihn!" — sprach er zu sich selbst. Aber Alles blieb still.

Der Marchese öffnete rasch die Thüre des Thurmgemaches, und trat wie ein Rachegeist vor das von Schreck versteinerte Paar.

Der Marchese sprach kein Wort, sondern hielt seiner Gemahlin mit der Linken den Zettel vor, den sie an Forli geschrieben und setzte diesem eine Pistole auf die Brust. Jetzt erhoben Beide, von dem Bewußtsein ihrer Schuld entgeistert, bittend die Hände. Der Marchese winkte dem Grafen, mit rollenden Blicken, aufzustehen und seinen Hut zu nehmen. Er gehorchte und wollte sprechen. Der Marchese hielt den Finger auf die Lippen, zum Zeichen, daß er schweigen solle, und drängte ihn mit vorgehaltener Pistole zum Fenster. Der Graf schien nicht zu begreifen was Jener wolle. Jetzt deutete der Marchese gebieterisch hinab in die Tiefe und hielt ihm die Pistole drohend vor die Stirne. Nun begriff ihn der Graf. Da war keine Wahl, hier Tod und unten Tod; hier sicherer Tod, unten mögliche Rettung. Mit einem Blicke der Verzweiflung auf Giulietta, die ohnmächtig zur Erde sank, schwang er sich aufs Fenster — und sauste hinab in den schäumenden Strom.

Die stumme Rache war vollbracht. Mit kräftigem Arme hob der Marchese sein treuloses Weib vom Boden auf und legte es auf das Ruhebett, wo es in todtenähnlicher Erstarrung dahin-

lag. Er selbst athmete tief auf, sammelte seine Sinne wieder und riegelte die Thüre auf. Das Alles war das Werk weniger Minuten gewesen.

Pietro stand erstarrt, als er den Marchese allein herauskommen sah.

„Um Gotteswillen!" — rief er — „Ihr habt doch keinen Doppelmord begangen, weil Alles so still ist?"

„Geh hinein," — fuhr ihn der Marchese drohend an — „suche du den Schänder meiner Ehre, ich hab' ihn nicht gefunden. Aber wecke mir meine gute treue Giulietta nicht, sie schläft!"

Pietro zögerte, aber der Marchese zwang ihn vor sich her, mit den Worten:

„Jetzt will ich hier Wache halten!"

Mit geschärftem Blicke umherspähend, trat Pietro in den Vorsaal; er war leer. Er ging weiter, trat vorsichtig ins Thurmgemach, — aber der Graf war nicht da. Giulietta lag in festen Schlummer versenkt, wie es schien, und regte sich nicht. Mit ängstlicher Hast durchspähete Pietro jeden Winkel des Gemaches, öffnete mit leiser Hand jeden Schrank, zog den Vorhang von jeder Blende, — Giulietta war allein, — Forli nirgend zu finden! Wol fiel Pietro's Blick auf das offene Fenster, unwillkürlich sah er hinab in die grauenerregende Tiefe; aber Thorheit schien es ihm, nach dem Flüchtlinge da zu spähen, wo kein Strauch auf kahlem Felsen, kein Grashalm an der glatten Wand des Thurmes einen Anhaltspunkt darbot.

Wüthend schlug er sich vor sein graues Haupt, wankte fast ohnmächtig aus dem Gemache, und rief, als ihn der Marchese mit ironischem Lächeln fragte: ob er ihn gefunden habe? — zähneknirschend:

„Signor, mit dem ist der Teufel! Er — ist verschwunden!"

„Er war nie hier, Narr!“ — antwortete der Marchese — „Giulietta ist unschuldig, du bist entlassen. Da — nimm! Weil du meinem Vater treu gedient hast, so sollst du deinen Lebensrest nicht in Noth und Elend verleben. Diese Börse sichert deine Zukunft. Aber merke dir's, daß die Frauenehre ein heiliges Gut ist, das man nicht unvorsichtig antasten soll. Bist du nun überzeugt, daß Giulietta unschuldig ist?“

„Signor, ich bin von nichts mehr überzeugt!“ — stammelte Pietro, dessen Haupt wüst und sinnlos war. — „Ich weiß nicht einmal mehr, ob ich der alte Pietro bin!“ —

Tief erschüttert verließ er das Schloß und verlebte den Rest seiner Tage in Abgeschiedenheit Wiewol er für sich fest überzeugt war, wiewol sein Herz ihm sagte: Giulietta sei treulos gewesen; so konnte er doch seinen Augen nicht widersprechen und hätte wider Willen Giulietta's Ehre vor aller Welt vertheidigen müssen. Nur das Bewußtsein, nicht ganz ohne Rachegefühl gegen seine Gebieterin, die ihm minder hold war, gehandelt zu haben und insofern wenigstens zum Theil nicht ganz ohne eigenes Verschulden zu leiden, machte ihn diese kränkende Zurücksetzung erträglich. Nur von fern zuckte es manchmal durch seinen Kopf, daß er doch recht gesehen und der Marchese nur auf kluge Weise, welche zu ergründen er sich freilich umsonst bemühte, die ganze Ehrensache geräuschlos abgethan habe.

In dieser, für sein Gewissen so tröstlichen Ahnung bestärkte ihn die Nachricht, daß Giulietta zehn Monden nach diesem Falle vom Marchese zu ihren Eltern gesendet worden und bisher nicht zurückgekehrt sei. Niemand fand darin etwas Arges; man erzählte sich, es sei aus Gesundheitsrücksichten geschehen. Auch

ſprach der Marcheſe fortwährend mit der größten Achtung und Liebe von ſeiner Gemahlin, reiſte öfter ab um ſie, wie er vorgab, zu beſuchen, und theilte das Geheimniß Niemanden mit, als ſeinem Tagebuche. Nur Pietro ſchöpfte Verdacht, aber er hütete ſich wol, irgend etwas davon laut werden zu laſſen. Was mit dem Grafen Forli geſchehen ſein mochte, wußte Niemand. Er blieb verſchollen und verſchwunden.

Inhalt.

Seite

Vorwort III

I. Oesterreichische Volkshymne 1

II. Des Gabriel Faërnus Fabeln.

Vorwort des Uebersetzers 7
Ueber Gabriel Faërnus 10

Des Faërnus Fabeln. Erstes Buch.

Der weise Maulwurf 17
Die beiden Hunde . . . . . —
Der Wäscher und der Köhler 18
Die Krähe und die Schwalbe . . . . . —
Die Schnecken 19
Der Fuchs und die Traube . . . . . —
Der Fuchs und die Maske 20
Die Henne und die Schwalbe . . . . . —
Der Esel mit dem Götterbilde 21
Die ertrunkene Gattin . . . . . —
Die Fliege 22
Der Rabe und die Schlange . . . . . —
Die Hoffnung 23
Der verwandelte Fuchs . . . . . —
Der Wolf und der Kranich 24
Jupiter und die Schnecke . . . . . —
Des Esels Sohn und der Wolf 25
Das Lamm und der Wolf . . . . . —
Der Wolf und der Fuchs 26
Der Rabe und seine Mutter . . . . . —

Des Faërnus Fabeln. Zweites Buch.

Der Aal und die Schlange 29
Die blödstolze Fliege . . . . . —

Seite
Der Wolf und der Esel 30
Der Bauer und der Reiter . . . . . —
Das Eselein und der Eber 31
Die Aelster und die Vögel . . . . . —
Die Ameise und die Grille 32
Das Eselein und der Fuchs . . . . . —
Der Knabe und der Skorpion 33
Der Sterndeuter . . . . . —
Der getäuschte Hund 34
Das übermüthige Maulthier . . . . . —
Veränderter Wunsch 35
Merkur . . . . . —
Der Tod und der Greis 36
Der Pfau und die Dohle . . . . . —
Der Festtag und der Werktag 37
Die Hunde . . . . . —
Die zwei durstigen Frösche 38
Der Geizhals . . . . . —

Des Fasrnus Fabeln. Drittes Buch.

Der Prahler 41
Die beiden Esel . . . . . —
Der Hirsch und das Hirschkalb 42
Der Eber und der Fuchs . . . . . —
Der Wahrsager 43
Das Eselein, der Rabe und der Wolf . . . . . —
Der Fuchs und der Dornstrauch 44
Der Wolf und das Weib . . . . . —
Die beiden Jünglinge und der Koch 45
Die Mäuse und die Katzen . . . . . —
Der Fuchs und der Rabe 46
Die Ameise 47
Die Dohle . . . . . —
Die Nachbarfrösche 48
Die Hirschkuh und der Weinstock . . . . . —
Der Schwan und die Gans 49
Das Weib und der Arzt 50
Der Rinderhirt . . . . . —
Die Mäuse 51
Merkur und der Bildhauer 52

Des Fasrnus Fabeln. Viertes Buch.

Das Pferd und der Esel 55
Der Satyr und der Mensch . . . . . —
Der Betrüger und Apollo 56
Die Krähe und der Hund 57
Der eherne und der irdene Topf . . . . . —
Der Fuhrmann und Herkules 58

Seite
Das Schwein und der Hund 59
Der Löwe und der Fuchs . . . . . —
Der Aff' und der Fuchs 60
Jupiter und Minerva 61
Das unzufriedene Eselein . . . . . —
Der verständige Hund 62
Die Katze und der Hahn 63
Der Taucher, der Dorn und die Fledermaus . . . . . —
Der Löwe, der Esel und der Fuchs 64
Richter Momus 65
Die Fledermaus und der Marder . . . . . —
Der Esel und das Pferd 66
Der Hund und der Wolf 67
Der Vater und die Söhne 68

Des Faërnus Fabeln. Fünftes Buch.

Das Rohr und der Oelbaum 71
Hund, Hahn und Fuchs 72
Die beiden Hunde und der Koch . . . . . —
Der Aff' und der Delphin 73
Der Räuber und seine Mutter 74
Der Landmann und Jupiter 75
Der Holzhauer und Merkur 76
Der geschundene Wolf 77
Fuchs und Adler 79
Die Lerche 80
Der Vater, der Sohn und der Esel 81
Der Löwe, der Fuchs und der Esel 83
Der Fuchs und der Igel 84
Aesop und der Sieger im Kampfspiele . . . . . —
Der Hahn und die Katzen, als seine Sänftenträger 85
Aesop und der Knecht auf der Flucht . . . . . —
Der hungrige Bär 86
Der Fuchs . . . . . —
Der Finkler und die Lerche 87
Die Schlange und die Eidechse 88

III. Aus dem dichterischen Nachlasse.

Lyrisches und Epigrammatisches.

Ein belauschtes Paar 93
Abgeschlossenheit 94
Winternacht 95
Albumblatt 99
Nach übler Laune 101
Verkappter Egoismus . . . . . —
Zum 20. April 1873 103

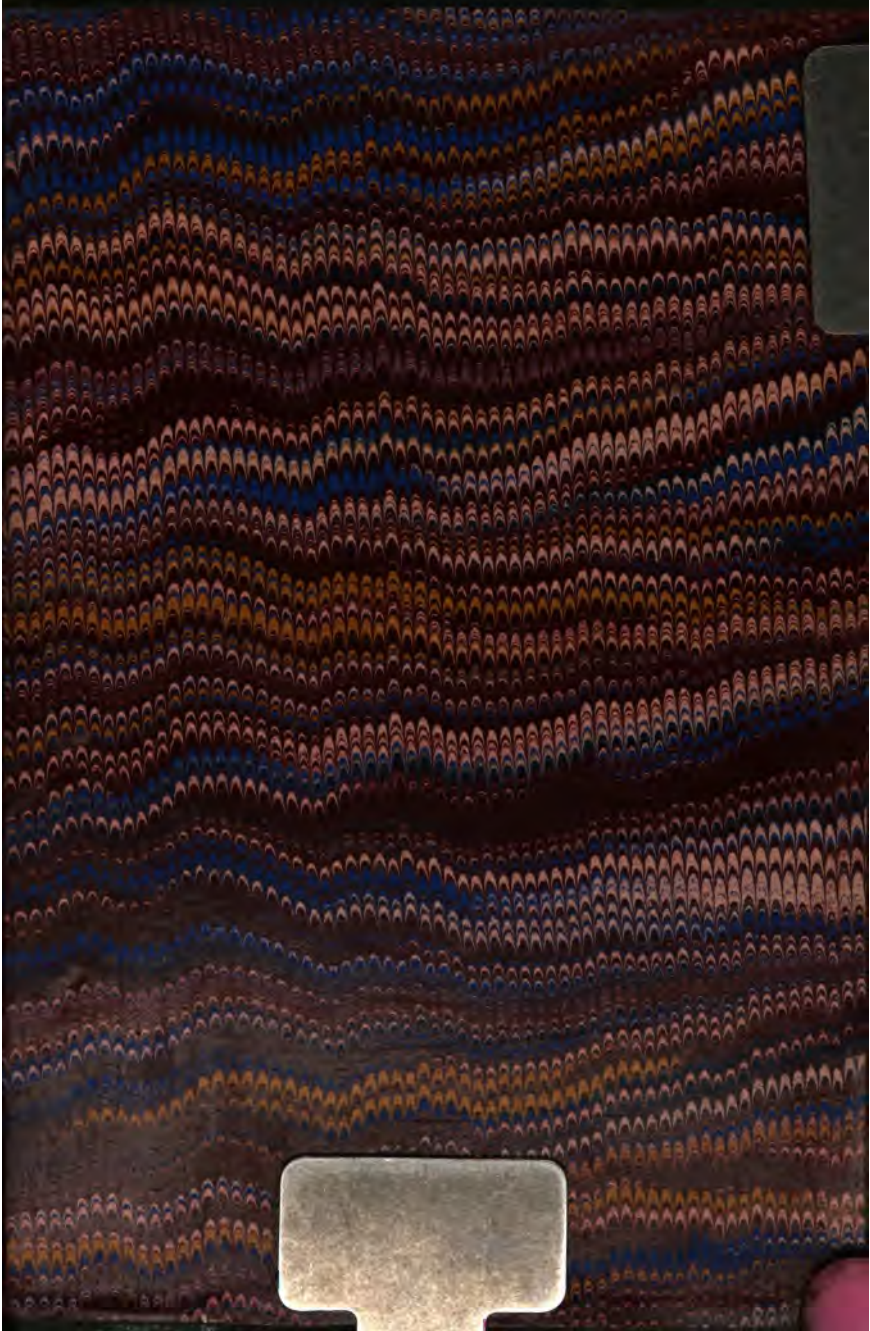
Seite

Französische Volkslieder.

Der Liebesbote 109
Ausmarsch 110
Santa-Clara 111
Am klaren Quell 113
Todtenklage 114

IV. Novellen und Erzählungen.

Erste Abtheilung.

Vier Gänge nach dem Strande 119
Rosalina 129
Dr. Faust am Riederberge 157
Der Vogel Curios 199
Das Uhrmacherhaus 243
Der Leiermann 259
Der Kampf um die Braut 269
Der tödtliche Knopf 279
Ein Tag auf der Glashütte 287
Stumme Rache 307

Druck von Adolf Holzhausen in Wien
k. k. Universitäts-Buchdruckerei.